9

C I 9/1 (10)

Landesbibliothek Coburg (70)
022000938758

Landesbibliothek
Coburg

LB Coburg

Prinz Frischling.

Westermayr fecit

Die
Blaue Bibliothek
aller Nationen.

Si Peau d'Ane m'étoit contre
J' y prendrois un plaisir extrème.

LA FONTAINE.

Zehnter Band.

Mit einem Kupfer.

Weimar,
im Verlage des Industrie-Comptoirs
1796.

Coburger
Landes-
Bücherei

Landesbibliothek
Coburg

Feen=Mährchen

der

Frau Gräfin von Aulnoy.

Vierter Theil.

Fortsetzung des bürgerlichen Edelmanns.

Das Mährchen war aus, und die beyden Fräulein klatschten dem vermeinten Verfasser lauten Beyfall zu. Dandinardierens Kopf schwindelte von dem unverdienten Weyhrauch, den er einathmete; aber er hielt es für nothwendig, sie zu bitten, seine Bescheidenheit zu schonen und einen angehenden Schriftsteller durch ihre Lobsprüche nicht zu verderben. Ich muß Ihnen gestehn, sagte er unter andern, daß es mit einer so ungemeinen Eile geschrieben ist, daß ich jetzt ganz andre Dinge darinne finde, als ich wirklich habe schreiben wollen. Zum Beyspiel, gleich der Titel. Ich hätte darauf schwören wollen, er wäre: Schönchen, oder der Ritter Fortunat. Gleichwohl heißt es die Sperlinge. Die Tauben, wollen Sie sagen, fiel der Prior ein. — Ja, ja, die Tauben, Sie haben recht, erwiederte Dandinardiere. Aber Sie müssen wissen, daß ich

alles gefiederte Vieh mit zwey Beinen, einen Sperling nenne, es mögen Hühner, Gänse oder Enten seyn.

Die Unterhaltung dauerte eine gute Weile. Die Fräulein lobten; Dandinardiere vertheidigte sich; der Prior und seine Freunde lachten. Jedermann war zufrieden; selbst die Baronin, die unser Edelmann mit den ausgesuchtesten Schmeicheleyen überschüttete.

Aber nichts in der Welt besteht, am wenigsten die Zufriedenheit. Johann hatte sich von seinem Gefecht wieder erholt und trat mit einem Korbe voll Bücher in das Zimmer, die er mit einem lauten Seufzer auf den Boden ausschüttete. Ja, ja, sagte er, meine Großmutter selige pflegte zu sagen, die Geister wären so leicht wie der Wind. Mit den schönen Geistern muß es ein ander Ding seyn. Die sind noch schwerer als den Karrenschieber seine Fäuste. — Schweig, rief sein Herr ihm zu. Ich schäme mich noch über dein niederträchtiges Betragen. Ist es in aller Welt erlaubt, daß sich der Bediente eines Helden, wie ich bin, von einem nichtswürdigen Karrenschieber ausprügeln läßt? — Nun da sehe man, erwiederte Johann. Undank ist der Welt Lohn; das bleibt doch immer und ewig wahr. Ich lasse mich um Ihrentwillen schlagen, und Sie zanken

ken mich noch obendrein aus. Was kann ich denn dafür, daß der Kerl stärker ist als ich? Aber mich soll der Henker holen, wenn ich mich um Ihrentwillen wieder in Händel stecke. — Schweig, sag ich dir, verwünschter Schwätzer! schrie Dandinardiere ganz entrüstet. Wenn mich die Ehrfurcht vor diesen Damen nicht zurück hielte, so wollt' ich dir zeigen; ... aber es soll dir nicht geschenkt seyn.... O! ich will Ihnen die Mühe ersparen, sich an mir zu vergreifen, antwortete Johann. Ich bin des Lebens müde. Entweder versprechen Sie mir, mich in Frieden zu lassen, oder ich ziehe den Augenblick meine Livree aus.

Hier riß dem Edelmann die Geduld. Er sprang aus dem Bette und lief auf seinem Bedienten zu. Johann hatte die schweren Hände seines Herrn schon öftrer gefühlt. Aber dieses Mal entgieng er der Gefahr. Dandinardiere hob beyde Hände auf, und sie sanken schon auf den Kopf des armen Johann herab, als dieser sich bükte, auf die Seite sprang, und unsern Helden der Länge lang auf die Erde fallen ließ.

Diese Scene gab dem Baron und seinen Freunden viel zu lachen, aber die Baronesse war so darüber scandalisirt, daß sie das Zimmer in dem Augenblicke verlassen haben würde, wenn der Haupt-Akteur nicht gerade vor der Thüre

gelegen hätte. Als sich dieser wieder in das Bett geworfen hatte, bemerkte er die Unzufriedenheit der Baronesse, und bat den Prior, seine allzugroße Lebhaftigkeit bey ihr zu entschuldigen. Die Fräulein vereinigten sich mit ihm, und sie versprach endlich, ihm zu verzeihn, unter der Bedingung, daß er seinem Johann verzeihen wollte.

Dieser war in seiner Gewissensangst auf den Heuboden geflohen und hatte sich so tief eingegraben, daß man Mühe hatte, ihn wieder zu finden. Wie froh war er, als er die Versicherung erhielt, daß ihm sein Herr verziehen habe! Er warf sich an dem Lager seines Herrn nieder, er küßte ihm die Hände, und versprach ihm, sich, so oft er verlangte, für ihn zu schlagen und schlagen zu lassen.

Um das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, hub jetzt Virginie an: so erlauben Sie mir, Ihnen ein Mährchen vorzulesen, von dem ich mir schmeichle, daß es bey aller seiner Länge, doch nicht leicht jemanden Langeweile machen wird. — Wenn es von Ihnen ist, fiel Dandinardiere ein, so bin ich zum voraus überzeugt, daß es den Beyfall der ganzen gegenwärtigen Gesellschaft haben wird. — Ich kann Ihnen nicht sagen von wem es ist, antwortete Virginie, aber von mir ist es nicht. —

Und

Und von wem könnte es sonst seyn? versetzte der Edelmann. Ich versichere Ihnen, meine Fräulein, daß ich Ihre Arbeiten unter tausenden erkennen würde; nichts macht mir mehr Vergnügen als Ihre Werke, und ich würde bis nach Rom gehn, wenn ich sie dort aufsuchen müßte.

Virginie dankte dem Edelmann für die gute Meinung die er von ihr und ihren Werken hegte, und nachdem die übrige Gesellschaft eingewilligt hatte, das Mährchen zu hören, gab sie dem Prior ihre bekritzelten Papiere, und dieser las, wie folgt:

* * *

4.

Geschichte der Prinzessin Schöngestirn und des Prinzen Vielgeliebt.

Es war einmal eine Prinzessin, welcher von allen ihren Schätzen nichts übrig geblieben war, als ein Baldachin von Sammt mit Perlen ge-

stickt, und ein Messergesteck von Gold und Edelsteinen. Diese beyden Stücke suchte sie zu erhalten, so lange es möglich war; aber ihre große Dürftigkeit zwang sie bisweilen, hier eine Perle und dort einen Diamant los zu machen und zu verkaufen. Sie war Wittbe und hatte noch drey Töchter zu ernähren, die sehr jung und ausserordentlich liebenswürdig waren. Sie sah wohl ein, daß, wenn sie ihnen eine vornehme Erziehung gäbe, sie in der Folge allzuviel würden leiden müssen, wenn sie nicht im Stande wären, diese Lebensart fortzusetzen. Sie entschloß sich also, den Rest ihrer Möbeln zu verkaufen, und mit ihren drey Töchtern weit, weit weg zu ziehn. Dieser Vorsatz wurde ausgeführt. Sie packte ein und reiste ab. Der Weg gieng durch einen berüchtigten Wald. Hier wurde sie von Räubern angefallen, die ihr auch das wenige nahmen, was sie noch übrig behalten hatte. Die arme Prinzessin sah sich nun in der Nothwendigkeit, ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen oder Hungers zu sterben. Sie hatte ehemals gerne etwas Gutes gegessen und war mit der Kocherey nicht unbekannt. Sie etablirte sich also in einem artigen Häuschen, nahe bey einer großen Stadt; legte sich auf's Kochen, und machte so vortrefliche Pasteten und Brühen, daß jedermann von ihr bedient seyn wollte. Indessen wuchsen ihre

drey

drey Töchter heran und wurden von Tag zu Tag schöner. Aber nur wenige Leute bekamen sie zu sehn; denn ihre Mutter hielt sie fast immer in einer Kammer eingesperrt.

An einem schönen Sommertag kam ein kleines altes Weibchen zu ihnen, die krumm und gebückt an einer Krücke einher hinkte und sehr ermüdet schien. Macht mir etwas Gutes zu essen, sagte sie: ich will mir vor meinem Ende noch etwas zu Gute thun; und hierauf nahm sie einen Stuhl, setzte sich an den Heerd und trieb die Prinzessin, zu eilen. Da diese nicht im Stande war alles allein zu machen, rufte sie ihre Töchter herunter. Die älteste hieß Rothköpfchen; die zweyte Braunchen; und die jüngste Blondchen; so hatte sie ihre Mutter wegen der Farbe ihrer Haare genennt. Sie waren wie Bauermädchen gekleidet, in rothe Mieder und kurze grüne Röckchen. Die jüngste war die schönste und einnehmendste. Die Mutter gab einer jeden etwas zu thun; und in wenigen Augenblicken hatten sie der Alten einen Tisch gedeckt, und trugen ihr auf wie einer Königin. Die Alte ließ es sich auch vortreflich schmecken; aß mit großen Appetit, trank ein Glas Wein nach dem andern aus, und sprach dabey mit vielem Verstand und Witz.

Nachdem die Mahlzeit vorbey war, stand die Alte auf und sagte zu der Prinzessin: Meine gute Frau, wenn ich Geld hätte, so wollte ich sie mit Vergnügen bezahlen; aber ich bin arm, und habe auf ihre Güte gerechnet, als ich hieher gieng. Aber ich verspreche ihr, bessere Kunden zu schicken als ich bin. — Die Prinzessin antwortete lächelnd: Meine gute Mutter, mache sie sich darüber keine Unruhe; ich habe sie mit Vergnügen bewirthet .... und wenn sie diesen Abend mit uns vorlieb nehmen will, fiel Blondchen ein, so wollen wir es noch besser machen. Ich freue mich von Herzen, versetzte die Alte, so gutherzige Leute gefunden zu haben. Der Himmel wird es euch vergelten, und der erste Wunsch, den ihr thut, ohne an mich zu denken, soll in Erfüllung gehn. — Mit diesen Worten verschwand sie, und ließ ihnen keinen Zweifel übrig, daß sie mit einer Fee zu thun gehabt hätten.

Dieser Vorfall beschäftigte sie lange Zeit. Fünf oder sechs Monate verstrichen, ohne daß sie von etwas andern sprachen als von der Fee, und so oft sie sich etwas wünschten, dachten sie an sie. Eines Tags, als der König auf die Jagd gieng, kam er vor dem Hause der Prinzessin vorbey, und es fiel ihm ein, selbst einen Versuch zu machen, wie die Brühen dieser

ser berühmten Köchin schmeckten. Er kehrte also bey ihr ein; und da die drey Schwestern, welche eben Erdbeeren im Garten pflückten, vernahmen, daß der König in ihrem Hause sey, sagte Rothköpfchen: ach, wenn ich so glücklich wäre den Admiral zu heyrathen; ich glaube, ich wollte ihm so viel spinnen, daß er kein einzigs Tau auf alle seine Schiffe zu kaufen brauchte. — Und wenn mir das Glück günstig wäre, sagte Braunchen, so möchte ich des Königs Bruder heyrathen; ich wollte ihm so viel Spitzen machen, daß er alles in seinem Hause damit besetzen könnte. — Und wenn mich der König zur Frau nähme, sagte Blondchen, so wollte ich nach neun Monaten zwey schöne Jungen und ein Mädchen mit langen blonden Locken haben, die einen goldnen Stern in ihren Haaren, und ein goldnes Band um ihren Hals tragen sollten.

Einer von dem Gefolge des Königs hatte sich in den Garten geschlichen und hatte das Gespräch der drey schönen Kinder gehört. Er erzählte es dem Könige wieder, welcher herzlich darüber lachte, und die Mädchen vor ihn zu bringen befahl.

Sie erschienen sogleich und näherten sich ihm mit unbeschreiblichen Anstand, Grazie und

Be=

Bescheidenheit. Er fragte sie: ob es wahr wäre, daß sie sich Männer gewünscht hätten? und da sie errötheten und nicht antworten wollten, drang er in sie, es zu gestehn, und sie gestanden es endlich. — Ich weiß nicht, sagte der König nach einigem Nachdenken, welche unsichtbare Macht auf mich wirkt, aber es ist mir, als könnte ich nicht von hier wegkommen, ohne die schöne Blondchen zu heyrathen. — Und ich, fiel der Bruder des Königs ein, bitte um die Erlaubniß, Braunchen heyrathen zu dürfen. — Und wenn Ew Majestät mir eine Gnade erzeigen wollen, sagte der Admiral, so lassen Sie mich Rothköpfchen zur Frau nehmen.

Der König gestand diese Bitten mit Freuden zu und bat nun die Mutter, in aller Namen, um ihre Einwilligung. Sie antwortete, wie man denken kann, daß sie kein größres Glück verlange, als ihre Töchter auf eine so vortheilhafte Weise zu verheyrathen. Der König umarmte sie; und der Prinz und der Admiral thaten desgleichen.

Als die Zeit des Mittagsessens herbey kam, erschien aus dem Camin eine Tafel mit sieben goldnen Couverts, und allem was zu einem ausgesuchten Gastmahl erforderlich war. An der Seite des Zimmers stellte sich ein Schenk-

tisch

tisch mit den schönsten goldnen und krystallenen Gefäßen auf. Ein Schwarm von Bienen erschien in gläsernen Bienenkörben und ließ den Saal von einer lieblichen Musik ertönen. In kurzem war der ganze Saal mit Schnaken, Hummeln und Wespen angefüllt, die den König mit einer übernatürlichen Geschicklichkeit bedienten. Der Prinzessinn und ihren Töchtern ward es nicht schwer, die Ursache dieses Wunders zu errathen. Sie sahn, daß die Fee ihr Versprechen hielt, und segneten die Stunde, in der sie in ihr Haus getreten war.

Nach aufgehobner Tafel sagte der König: Nun laßt uns dieses Fest mit Dank beschliessen, womit es hätte anfangen sollen; und bey diesen Worten zog er einen Ring vom Finger und steckte ihm Blondchen an. Sein Bruder und der Admiral thaten ein Gleiches bey ihren Schönen. Die Bienen verdoppelten ihren Gesang. Man tanzte, man war lustig und guter Dinge. So wohl war es den drey guten Mädchen noch nicht gegangen. Vornehmlich bezeigten die Höflinge der Braut des Königs und seines Bruders sehr viel Achtung und Unterwürfigkeit. Weniger Umstände machten sie mit der Braut des Admirals, und diese bemerkte es, als die Aelteste, nicht ohne Empfindlichkeit.

Der

Der König schickte seinen Stallmeister ab, theils um der Königin-Mutter von dem Abentheuer des Tages Nachricht zu geben, theils um einige Staats-Carossen heraus zu schicken, in denen seine Braut und ihre Schwestern in die Stadt fahren könnten. Die Königin-Mutter war eine sehr heftige Frau. Als sie erfuhr, daß sich ihre Söhne ohne ihre Einwilligung mit gemeinen Mädchen verheyrathet hatten, gerieth sie in einen Zorn, der den ganzen Hof in Schrecken setzte. Sie fragte den Stallmeister, was den König nur in aller Welt zu einer so unwürdigen und übereilten Handlung hätte bewegen können? Die Hoffnung, in neun Monaten zwey Söhne und eine Tochter zu bekommen; antwortete der Stallmeister. Diese Kinder werden mit langen blonden Locken, einem goldnen Stern auf dem Haupte, und goldnen Halsbändern gebohren werden. — Die Königin versicherte, ihr Sohn habe den Verstand verlohren.

Unterdessen kamen die Carossen vor dem Hause der Prinzessin an. Der König bat seine Schwiegermutter ihm zu folgen, und versprach ihr, daß ihr alle nur mögliche Achtung am Hofe erzeigt werden sollte. Aber sie schlug es ihm ab. Ich habe die Welt allzu gut kennen lernen, antwortete sie, um mich ihren Wellen

noch

noch einmal anzuvertrauen, und der Ruhe zu entsagen, die ich mit so vieler Mühe errungen habe. Der König drang noch einigemal in sie; aber sie führte ihm so gute Gründe an, und sie schien so fest entschlossen zu seyn, ihre Einsamkeit nicht zu verlassen; daß er gezwungen war, ihren Willen nachzugeben.

Während der König seiner Schwiegermutter zuredete, ihm *zu folgen*, hatte die Admiralin die schönen Geschirre vom Schenktisch genommen und sie in ihrem Wagen gepackt. Aber die Fee, welche alles sah, ohne von jemand gesehen zu werden, verwandelte sie in irdne Krüge; und als sie nach Hause kam und ihre Schätze auspacken wollte, fand sie nichts was der Mühe werth gewesen wäre.

Der König und die Königin umarmten die gute Mutter mit der größten Zärtlichkeit, und versicherten sie, daß sie ihr ja keinen ihrer Wünsche verhehlen möchte; verließen hierauf ihre Wohnung, und kamen unter dem Schall der Trompeten und Pauken in der Stadt an. Man hatte der Königin-Mutter gerathen, ihre üble Laune zu verbergen, weil der König sonst ungnädig werden möchte; sie that sich also alle mögliche Gewalt an, freundlich gegen ihre beyden Schwiegertöchter zu seyn, schenkte ihnen

Edel-

Edelsteine und Perlen, und überhäufte sie mit Lobeserhebungen, sie mochten thun was sie wollten.

Diese Freundschaft war nicht sehr aufrichtig, und die Hofleute waren fein genug, um zu merken, daß die alte Königin bey Gelegenheit nicht unterlassen würde, ihren wahren Gesinnungen gemäß zu handeln. Blondchen und Braunchen lebten auf einem sehr vertrauten Fuß zusammen; aber Rothköpfchen glühte vor Eifersucht, wenn sie bedachte, daß ihre jüngern Schwestern reicher und vornehmer waren als sie. Diese Gesinnungen machten sie unvermerkt der Königin-Mutter zur Freundin.

Die beyden jüngern Schwestern wurden schwanger, und unglücklicherweise brach um dieselbe Zeit ein Krieg aus, der dem König aus den Armen seiner Gemahlin riß. Sie hatte ihn um die Erlaubniß gebeten, mit Braunchen zu ihrer Mutter auf's Land zu gehn. Er hatte es ihr abgeschlagen, und ihr versichert, seine Mutter würde alles mögliche für sie thun. In der That hatte er diese auf das inständigste ersucht, sich seiner Gemahlin auf's Beste anzunehmen, und in ihren jetzigen Umständen doppelt für sie zu sorgen, da er die Hoffnung hatte, Vater von drey schönen Kindern zu werden.

Die

Die alte Königin versprach alles; aber in ihrem Herzen sann sie auf Rache. Der König reiste ab; und noch vor seiner Rückkehr kam sie, ihrem Wunsche gemäß, mit drey Kindern nieder, vollkommen so, wie sie erwartet hatte. Auch Braunchen gebahr denselben Tag einen schönen Prinzen, starb aber unmittelbar nach ihrer Niederkunft.

Die Eifersucht der Admiralin gewann durch das Glück ihrer jüngsten Schwester neue Stärke. Drey so schöne Kinder auf einmal mußten die Liebe des Königs nur noch vermehren und ihrer Schwester noch größre Gewalt über sein Herz und noch mehr Ansehn am Hofe geben Sie beschloß, ihrer Wuth alles aufzuopfern und mit der alten Königin gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie begab sich auf der Stelle zu ihr. Die Gnade, die Ihro Majestät mir täglich erzeigen, sagte sie unter andern, hat einen solchen Eindruck auf mein Herz gemacht, daß ich mein eignes Interesse dem Ihrigen willig aufopfre. Ich begreife, was für Misvergnügen die standswidrigen Verbindungen Ihrer Söhne einem edeln Herzen, wie das Ihrige, verursacht haben müsse. Meine Mutter ist eine arme Bäuerin, die bisweilen nicht das liebe Brod hatte, ehe sie ihre Garküche anlegte. Die Kinder meiner beyden

Schwestern werden das Andenken des unglücklichen Augenblicks verewigen, wo sich der König und sein Bruder zu dem Fehltritte verleiten liessen, ihr königliches Blut durch eine solche Mißheyrath zu entehren. Wär' es nicht am besten, eine Fricassee aus ihnen zu machen und sie so mit guter Art aus der Welt weg zu schaffen, ehe sie Ihnen noch mehr Verdruß machen können? — Ach! meine liebe Admiralin, antwortete die Königin und umarmte sie, wie freu ich mich über dein gutes Herz, und daß du so großen Antheil an meinem gerechten Unwillen nimmst. Ich bin schon vorhin auf diese Idee gerathen; um desto angenehmer ist es mir, daß du denselben Plan hast, und mir hülfreiche Hand zu leisten versprichst. Aber ich muß gestehn, ich bin noch in einiger Verlegenheit, wie wir es angreifen sollen. — Seyn Sie darüber ganz ausser Sorgen, erwiederte Rothköpfchen. Meine Hündin hat gerade drey Jungen geworfen, deren jedes einen Stern auf den Kopf und eine Art von Kette um den Hals hat Wir wollen der Königin weis machen, sie wäre mit diesen Hunden niedergekommmen, und ihre wirklichen Kinder, und den Sohn der Prinzessin, wollen wir schon bey Seite schaffen.

Allerliebst! rief die Königin aus, meine Hofdame hat schon Befehl, die Kinder fortzubringen, nun müßten wir nur die Hündchen haben. — Ich habe sie aus Vorsorge mitgebracht, antwortete jene, und holte sie aus ihrer Tasche heraus. Wir wollen sie einwickeln und sie dann meiner Schwester sehen lassen. — Dieß geschah; die Hunde wurden gewickelt, in einem Korb gelegt, und in das Wochenzimmer getragen. Ich komme, Ihnen meinen Dank für die Enkel abzustatten, mit denen Sie mich beschenkt haben; hub die alte Königin an. Fürwahr, eine Krone müßte auf so einem Kopf nicht übel stehn! Nun wundre ich mich nicht mehr, daß Sie ihrem Gemahl zwey Söhne und eine Tochter mit Sternen, goldnen Halsketten und langen Haaren versprechen konnten. Da ... säugen Sie ihre Kinder selbst; in meinem Reiche giebt es keine Ammen für Hunde.

Mit diesen Worten warf sie ihr die Hunde aufs Bett. Die arme Königin, welcher die Schmerzen fast alle Besinnung genommen hatten, war beynahe des Todes für Schrecken, als sie die drey Hunde mit allen den Zeichen sah, die sie an ihren Kindern erwartet hatte. Sie fieng bitterlich an zu weinen; wendete sich hierauf zu ihrer Schwiegermutter und sagte: Ach! Madam, vermehren Sie meinen Kum-

mer nicht noch durch Ihre Vorwürfe. Hätte mich doch lieber der Tod hinweggerafft, ehe ich die Schmach erlebt hätte, Mutter von solchen Ungeheuern zu seyn! Ach! was wird mein Gemahl sagen? wie wird er mich hassen! wie wird er mich verabscheuen!.. Seufzer und Thränen erstickten ihre Worte; sie konnte nicht weiter sprechen. Die Königin-Mutter aber fuhr fort, sie mit Vorwürfen zu überhäufen und ihres Unglücks zu spotten. In dieser Gesellschaft brachte sie drey tödtliche Stunden zu.

Endlich gieng die Alte weg und Blondchen blieb mit ihrer Schwester allein. Gieb dich doch zufrieden, sagte Rothköpfchen; du bist nicht die erste, der so etwas begegnet. Man sieht wohl, es ist dieß ein Streich, den dir die alte Fee spielt, die uns Wunderdinge versprach und nichts gehalten hat. Aber ich rathe dir, die Rückkunft des Königs nicht abzuwarten, sondern mit deinen drey Bälgen aufs Land zu deiner Mutter zu gehn. Die Königin war nicht im Stande zu antworten. Sie verhüllte ihr Gesicht und weinte.

Ihre Schwiegermutter hatte unterdessen ihrer Hofdame Feindise befohlen, die Kinder der Königin und den Sohn der Prinzessin zu erdrosseln und dann wo einzuscharren, wo niemand

mand etwas von ihnen erführe. Der Befehl sollte schon ausgeführt werden; schon hielt Feindise den Strick in ihren Händen, als sie noch einmal ihre Augen auf die Kinder warf und sie so bewundernswürdig schön, und die Zeichen an ihrer Stirn und Hals so ausserordentlich fand, daß sie es nicht wagte, ihre Hände mit ihrem Blute zu beflecken.

Um indeß den Befehl ihrer Gebieterin nicht *ganz unausgeführt* zu lassen, legte sie die vier Kinder in eine Wiege, und setzte diese in eine Barke, welche sich am Ufer des Meeres befand. Ein starker Wind trieb die Barke schnell ins Meer; aber bald darauf erhoben sich die Wellen, die Sonne verbarg sich, ein heftiges Ungewitter bedeckte den Himmel. Rings umher auf der Erde und dem Wasser, ruhte eine fürchterliche Nacht, welche durch einzelne Blitze, von schrecklichen Donnerschlägen begleitet, noch furchtbarer ward. Das Meer brauste mit Ungestüm; und wahrscheinlich öffnete es seinen Schlund, die Barke und die ihr anvertrauten Kinder darein zu begraben.

Kurz darauf fand der König, der sich ohn Unterlaß mit dem Andenken an seine Gemahlin und den Hoffnungen, die sie ihm gemacht hatte, beschäftigte, einige Tage Zeit, sich vom

Heere zu entfernen. Als die Königin-Mutter seine Ankunft erfuhr, gieng sie ihm mit einer sehr ernsthaften Miene entgegen, schloß ihn fest in ihre Arme und benetzte seine Wangen mit heissen Thränen. Sie wollte das Ansehn haben, als ob der Schmerz sie zu reden hindre. Der König erschrack, und wagte es kaum, nach der Ursache ihrer Betrübniß zu fragen. Endlich, mit einem tiefen Seufzer, erzählte sie ihm, daß die Königin mit drey Hunden niedergekommen sey. Sie wurden vorgezeigt, und um die Komödie vollständig zu machen, warf sich die Admiralin dem Könige zu Füssen und bat ihn, ihrer Schwester nur das Leben zu schenken, und sie mit dem Exil vom Hof zu begnadigen.

Der König war über diese schreckliche Neuigkeit bestürzt und betäubt; er betrachtete die Hunde und erkannte das Zeichen des Sterns und das Halsband. Kraftlos sank er auf einen Sopha, und tausend Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopf. Während dieser schrecklichen Augenblicke ließ die Königin nicht ab, in ihn zu dringen, das Exil seiner Gemahlin zu beschliessen, und sie ihrer Mutter zurück zu senden. Er willigte ein, und sogleich sezte man sie mit sammt den drey Hunden in eine Sänfte,

und brachte sie halbtodt in das Haus ihrer Mutter.

Unterdessen hatten die Götter mit Erbarmen auf die Barke herabgeblickt, auf welcher sich die wahren Kinder der armen Königin befanden. Die Fee, welche über ihr Leben wachte, ließ statt des Regens Milch auf sie herabträufeln, und sie empfanden nichts von dem Sturm, der das Meer empörte und ihnen den Untergang drohte. So waren sie sieben Tage und sieben Nächte umher geschwommen, als sie einen Corsaren begegneten, der schon in der Ferne den Glanz der Sterne auf den Köpfen der Kinder bemerkt hatte, und dadurch herbey gezogen worden war. Er stieg in die Barke, und fand seine Mühe durch eine Menge Edelsteine, die in der Wiege lagen, reichlich belohnt. Mehr aber noch, als dieser Fund, freuten ihn die schönen Kinder, die er sogleich auf sein Schiff nahm, um sie seiner Frau mitzubringen, die keine Kinder hatte, und doch sehnlichst welche zu haben wünschte.

Die gute Frau erschrack anfänglich, als sie ihren Mann so schnell zurückkommen sah — denn er hatte sich auf eine weite Reise gerüstet — aber ihr Schrecken wurde durch den herrlichen Schatz, den er in ihre Hände legte,

reichlich vergütet. Die goldnen Sterne, die kostbaren Halsketten, die schönen langen Haare der Kinder, alles erregte ihre Bewunderung und Freude! Jezt nahm sie den Kamm, um sie auszukämmen; und siehe! ein neues Wunder: bey jedem Strich, den sie that, fielen Perlen, Diamanten, Rubinen von aller Art aus den Haaren herab.

Mag Corsar seyn, wer da will, sagte der Mann, als er dieses Wunder sah. Diese reizenden Kinder werden mich ohne alle Gefahr reicher machen als alle meine Unternehmungen. — Corsine — so hieß die Frau — war über diesen Entschluß sehr vergnügt; und die vier Kinder wurden ihr dadurch noch lieber. Sie gab ihnen Nahmen. Die Prinzessin nannte sie Schöngestirn; ihren ältsten Bruder, Sonnenkönig; den jüngsten, Glücklich; und den Sohn der Prinzessin, Vielgeliebt. Dieser letztere war weit schöner als die beyden andern, ob er gleich weder Stern noch Halsband hatte; und Corsine war ihm mehr zugethan als den übrigen.

Corsine brauchte eine Amme für ihre kleinen Pfleg-Kinder. Sie bat ihren Mann, der ein großer Liebhaber von der Jagd war, ihr junge Rehe zu fangen. Dieß geschah. Auf

das

das Blöcken der kleinen Rehe kamen ihre Mütter herzu gelaufen, und da wußte ihnen Corsine die Kinder so geschickt unterzuschieben, daß sie ihre Jungen zu säugen glaubten.

So wurden diese liebenswürdigen Kinder in ihren ersten Jahren auferzogen. Der Corsar und seine Frau liebten sie mit der größten Zärtlichkeit und wanden alle nur mögliche Sorgfalt auf ihre Erziehung. Die Perlen und Edelsteine, welche ihren Haaren entfielen, setzten die guten Leute in den Stand, geschickte Lehrer anzunehmen; und die Kinder lernten mit einer solchen Leichtigkeit, daß jedermann darüber erstaunte. Man schätzte die Eltern glücklich, die solche Kinder hatten; denn der Corsar und seine Frau hatten ihr Abentheuer niemanden erzählt, und die Kinder galten für die ihrigen.

Diese lebten unter sich mit der größten Eintracht; sie liebten sich wechselseitig, aber am sichtbarsten war diese Liebe zwischen Vielgeliebt und Schöngestirn. Wenn sie etwas zu haben wünschte, so ließ er sich keine Mühe verdrießen, es ihr zu verschaffen; er war beständig um sie; er begleitete sie auf die Jagd; und wenn die übrigen ausgiengen und Schöngestirn zu Hause blieb, so wußte er immer einen Grund zu finden, ihr Gesellschaft zu leisten.

So wie sie selbst heran wuchsen, so wuchs auch ihre Zärtlichkeit; und während die Liebe jeden Tag tiefere Wurzel in ihrem Herzen schlug, glaubte jedermann in ihnen ein Muster einträchtiger Geschwister zu sehn. Sie selbst kannten weder die Stärke noch die Art ihrer Leidenschaft. Ein Ohngefähr klärte sie auf. Schöngestirn fand viel Vergnügen an Lektüre, und wenn sie arbeitete, las Vielgeliebt ihr vor. Eines Tags war ihnen die Geschichte zweyer Liebenden in die Hände gefallen, die sich anfänglich für Geschwister hielten, ihren Irrthum in der Folge erfuhren, getrennt wurden, und sich nach unsäglichen Gefahren heyratheten. Während Vielgeliebt las, bemerkte er mit einer geheimen Unruhe, daß in den Gesinnungen und Empfindungen des Liebhabers die seinigen mit einer auffallenden Wahrheit geschildert wären. Schöngestirn war nicht weniger betroffen; denn alles schien ihr aus dem Herzen geschrieben zu seyn. Je länger Vielgeliebt las, desto mehr wurde er gerührt; je länger die Prinzessin zuhörte, desto mehr klopfte ihr das Herz; Thränen füllten ihre Augen und rollten über ihre Wangen. Ach! meine Schwester, rief Vielgeliebt endlich aus, da er den Strom seiner Empfindung nicht länger zurückhalten konnte, ach! wie glücklich war dieser Mann, daß Julie nicht seine Schwester war. — Uns wird dieses

ses Glück nicht zu Theil werden, fiel Schöngestirn ein; haben wir es weniger verdient? — Sie erröthete, als sie diese Worte gesagt hatte, und von diesem Augenblick an fielen die beyden verliebten Geschwister in eine Schwermuth, die sie für den Genuß des Lebens unfähig machten. Selten erleuchtete ein Strahl von Hoffnung den Trübsinn ihrer Herzen.

Eines Tags waren die drey Prinzen auf die Jagd gegangen; Schöngestirn war zu Hause geblieben, und saß in dem Winkel eines kleinen Cabinetts, wo sie ihren Betrachtungen nachhieng. Dieses Cabinett war nur durch eine dünne Wand von Corsinens Zimmer getrennt. Niemand wußte, daß die Prinzessin zu Hause war; und so hörte diese von Ohnfähr eine Unterredung ihrer vermeintlichen Eltern, wodurch sie mit einem Geheimniß bekannt wurden, das man ihr bis jetzt auf das sorgfältigste verborgen hatte.

Wir müssen doch nun darauf denken, sagte Corsine zu ihrem Mann, unsre Tochter Schöngestirn zu verheyrathen. Wenn wir wüßten, wer sie ist, so könnten wir ihr eine standsmäßige Parthie aussuchen; oder wenn ihre vermeintlichen Brüder nicht ihre Brüder wären, so könnten wir sie an einen von diesen verhey-

ra-

rathen. Einen vollkommnern und schönern Mann könnte sie doch nimmermehr bekommen.

Als ich sie fand, antwortete der Corsar, hab' ich nichts bemerkt, was mir einen nähern Aufschluß über ihre Herkunft hätte geben können. Aus den Diamanten, mit denen ihre Wiege besetzt war, konnte man wohl so viel sehn, daß sie Kinder reicher Eltern seyn mußten. Das sonderbarste dabey ist, daß sie alle von einem Alter schienen; und Vierlinge ist etwas sehr seltnes. — Ich vermuthe auch sehr, fiel Corsine ein, daß Vielgeliebt kein Bruder ist; denn er hat weder Stern noch Halsband. — Das ist wahr, versetzte der Mann; aber gleichwohl fallen aus seinen Haaren so gut Diamanten als aus den Haaren der übrigen: Ich muß gestehn, daß ich nichts eifriger wünsche, als über die Herkunft dieser Kinder näher unterrichtet zu seyn. — Wir müssen die Götter walten lassen, sagte Corsine. Sie haben sie uns anvertraut, und hoffentlich werden sie mit der Zeit auch dieses Geheimniß ans Licht bringen.

Schöngestirn hörte diesem Gespräch mit der größten Aufmerksamkeit zu. Ihre Freude war unaussprechlich. Vielgeliebt war vielleicht nicht ihr Bruder. Es war ihr vielleicht erlaubt, ihn zu lieben. Sie brannte für Verlan-

langen, ihm diese ausserordentliche Neuigkeit mitzutheilen.

Sie setzte sich eiligst zu Pferde und ritt in den Wald ihren Brüdern nach. Das Bellen der Hunde und der Schall der Hörner leiteten sie; in wenigen Augenblicken hatte sie ihre Brüder erreicht. Vielgeliebt kam ihr entgegen, als er sie sah. Welche angenehme Ueberraschung! rief er ihr zu. Wie kömmt es, daß du dich einmal von deinen Büchern hast trennen können? — Ich habe dir so viel zu sagen, antwortete sie, daß ich dem Verlangen, dich aufzusuchen, nicht widerstehen konnte. — Jetzt kamen auch die andern Brüder heran. Schöngestirn stieg vom Pferd, und von ihren Brüdern begleitet, begab sie sich auf einen grünen Platz, der rund um von Bäumen beschattet war. Hier wollen wir uns niedersetzen, sagte sie: Hört, was ich Euch zu erzählen habe.

Sie wiederholte ihnen Wort für Wort das Gespräch des Corsaren und seiner Frau, die sie bisher für ihre Eltern gehalten hatten. Die drey Prinzen waren nicht wenig erstaunt, und sie giengen mit einander zu Rathe, was wohl zu thun sey. Der eine wollte davon gehn, ohne etwas zu sagen; der andre wollte auch davon gehn, aber mit Wissen des Corsaren;

der

der dritte, wollte gar nicht davon gehn. Endlich wurden sie einig, mit ihren Pflegeltern zu sprechen, und mit ihrer Einwilligung diese Gegend zu verlassen, wo sie schwerlich etwas von ihrer Geburt erfahren würden. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, stiegen sie zu Pferde und ritten nach Hause.

Ohne einen Augenblick zu verliehren begaben sie sich auf das Zimmer des Corsaren und seiner Frau. Sonnenkönig führte das Wort: Wir haben gehört, daß wir nicht Eure Kinder sind, sagte er; ihr habt uns auf dem Meere gefunden. Die Sorgfalt, mit der Ihr Euch unsre Erziehung habt angelegen seyn lassen, die viele Güte und Liebe, die ihr uns erzeigt, fordert unsre ganze Dankbarkeit; und nichts in der Welt wird uns die Verpflichtungen vergessen machen, die wir für Euch haben. Wir kommen also, Euch unsern Dank abzustatten, Euch um die Erzählung der nähern Umstände jenes Abentheuers, und um guten Rath zu bitten, wie wir es anfangen sollen, unsre wahren Eltern wieder zu finden.

Der Corsar und seine Frau waren über diese Entdeckung erstaunt. Sie erzählten ihnen was sie selbst wußten und vermutheten; als es aber darauf ankam, ihnen einen guten Rath

zu

zu geben, sagten sie: Wenn wir nur unsre Liebe zu Euch fragten, so würden wir Euch bitten, uns nie zu verlassen, sondern die Stütze unsers Alters zu seyn, so wie wir die Beschützer Eurer Kindheit gewesen sind. Gefällt Euch dieses Schloß und diese Gegend nicht mehr, so laßt uns einen andern Aufenthalt wählen, wo Ihr wollt, nur nicht in der Nähe des Hofs. Warum wollt ihr den Hafen verlassen, in welchem ihr so ruhig vor Anker liegt, um Euch einen stürmischen Meer anzuvertraun? Ihr kennt die Freuden der Welt noch nicht, wie flüchtig sie sind, und wie ihnen Verdruß und Leiden auf dem Fuße folgt! Der Schimmer des Reichthums, der Größe, der Wollust ist Euch noch unbekannt! Wohl dem, der ihn niemals kennen lernt.

Diese Vorstellungen machten wenig Eindruck auf das Herz der Prinzen, welche vor Begierde brannten, das Geheimniß ihrer Geburt zu enthüllen. Sie drangen von neuem in den Cosaren, ihnen die Erlaubniß zu reisen nicht zu versagen. Sie versprachen zurückzukehren, und ihm von allen ihren Abentheuern einen getreuen Bericht abzustatten. Endlich wurde ihnen diese Erlaubniß mit weinenden Augen ertheilt.

Die Anstalten zur Reise waren bald gemacht, und die vier Kinder schifften sich ein. Jedes nahm ein Pferd für sich mit, und Corsinen liessen sie so viel Diamanten aus ihren Haaren zurück, als sie nur wollte, und versahen sich nur mit diamantnen Ketten, die in ihrer Wiege gefunden worden waren.

Sie hatten eine sehr angenehme Reise. Ein sanfter Zephir schwellte die Seegel und kräuselte die Oberfläche des Meers. Ein reiner Himmel spiegelte sich in den Wellen, und das Licht der Sonne bestrahlte das vergoldete Schiff und seine seidnen Flaggen, welche weit in die Lüfte wehten. Sie nahmen ihren Weg nach dem Orte zu, wo sie von dem Corsaren gefunden worden waren, und brachten hier den Göttern ein Opfer für ihre Erhaltung. Eine Sirene erhob sich aus den Fluthen und sagte mit melodischer Stimme: Höret auf, euch zu bekümmern; die Götter werden Euer Fahrzeug lenken; tretet ans Land, wo es stille steht. Den Liebenden ist es vergönnt, dem Hang ihrer Herzen zu folgen.

Schöngestirn und Vielgeliebt empfanden eine heimliche Freude über die Worte der Sirene; denn sie zweifelten nicht, daß sie gemeint wären. Das Schiff seegelte weiter und kein

Aben-

Abentheuer stieß ihnen auf. Der Himmel war immer heiter, das Meer immer ruhig. So waren sie drey Monate auf dem Wasser. Eine glückliche Zeit für die beyden Verliebten, die sich mit den schönsten Hoffnungen schmeichelten.

Eines Tags begab sich die Prinzessin mit ihren Brüdern auf das Verdeck, um den Untergang der Sonne zu sehn. Sie nahmen ihre Instrumente und machten Musik. Das Schiff schien schneller und leichter zu gehn, und umsegelte auf einmal ein Vorgebürge, das eine der schönsten Städte der Welt versteckte. Eine Reihe der herrlichsten Paläste stellte sich den Augen der erstaunten Reisenden dar. Die Häuser waren von bunten Marmor, die Dächer von Gold. Reitzende Gärten erhöhten die Schönheit dieses Anblicks. Die Gesellschaft wünschte so schnell als möglich in den Hafen einzulaufen; aber sie fürchteten keinen Platz für ihr Fahrzeug zu finden, so viel Schiffe lagen schon in demselben vor Anker.

Indeß ward ihr Wunsch erfüllt; sie stiegen ans Land wo sich schon eine Menge Volks versammelt hatte, um das prächtige Schiff in Augenschein zu nehmen. Bald aber zog die Schönheit und die Sterne der wunder Kinder allein die Augen der Menge auf sich. Man

brachte dem König Nachricht davon. Dieser begab sich sogleich auf eine Terrasse, von wo aus er den Hafen übersehen konnte. Hier erblickte er die ganze Gesellschaft, die sich kurz darauf, nachdem sie ans Land gestiegen war, zu Pferde setzte. Sonnenkönig ritt einen schwarzen Hengst; Glücklich eine Falbe; Vielgeliebt hatte einen Schimmel, so weiß wie der Schnee; und Schöngestirn eine Isabelle mit schwarzen Mähnen.

Als sie vor der Terrasse, wo der König stand, vorüber kamen, grüßten sie ihn ehrerbietig und ritten langsam vorbey. Der König war über ihre Schönheit und ihrem Anstande entzückt. Er sendete seinen Stallmeister an sie ab, sie seiner Gnade zu versichern und ihnen allen Schutz anzubieten, den sie etwa in einem fremden Lande nöthig haben dürften. Sie ließen dem König danken, und baten, daß man ihnen ein Haus anweisen möchte, wo sie für sich seyn könnten, und das, wo möglich, einige Stunden von der Stadt gelegen wäre, weil sie große Liebhaber von Promenaden wären. Sogleich wieß ihnen der Stallmeister ein prächtiges Landhaus an, wo sie mit ihrem Gefolge bequem logiren konnten.

Der König war von dem, was er gesehn hatte, so voll, daß er auf der Stelle zu seiner

Mutter gieng, und ihr alles erzählte. Da sie von den Sternen hörte, die auf dem Haupte der Kinder strahlten, schien sie betroffen, und fragte, wie alt sie wohl seyn könnten. Funfzehn bis sechszehn Jahre, war die Antwort. Diese Nachricht beunruhigte sie ungemein; doch ließ sie sich nichts merken. Indessen gieng der König mit großen Schritten auf und ab, und sagte einmal über das andre: Wie glücklich ist der Vater, der solche Kinder hat! Ich armer Mann! Drey Hunde sind meine ganze Nachkommenschaft!

Der Königin blieb fast kein Zweifel übrig, daß Feintise sie betrogen und die Kinder beym Leben erhalten habe. Sie verbarg ihre Unruhe auf das beste. Den ganzen Tag ließ sie verstreichen, ohne nähere Erkundigung einzuziehn; aber dem folgenden Tag schickte sie ihren Secretair in das Haus, wo die Fremden wohnten, um sich unter dem Vorwand für ihre Bequemlichkeit zu sorgen, unter der Hand nach allem zu erkundigen.

Der Secretair machte sich bey frühem Morgen auf dem Weg, und kam eben an, als sich die Prinzessin an ihre Toilette sezte. Man kämmte sie; ihre blonden Haare fielen in langen Locken bis auf die Erde herab; einige Körbe

standen um sie her, damit die Perlen und Diamanten, die aus ihren Haaren fielen, nicht verlohren giengen. Der Stern auf ihrem Haupte warf seine Strahlen rund umher; und die goldne Kette schmückte ihren Hals. Der Secretair wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Die Prinzessin suchte nun von den größten Perlen aus und bat ihn, sie zu ihrem Andenken aufzuheben.

Nachdem er nun auch die Prinzen besucht, und von allem, was seine Gebieterin verlangte, genaue Nachricht eingezogen hatte, kehrte er zurück, und sein Rapport ließ die Königin nicht länger an der Wahrheit ihrer Vermuthungen zweifeln. Er sagte ihr, daß Vielgeliebt weder Stern noch Kette trage, daß er aber, seinem Urtheile nach, von allen der schönste sey. Er hätte ferner erfahren, daß sie sehr weit herkämen, und daß ihnen ihre Aeltern nur eine gewisse Zeit erlaubt hätten, sich in fremden Ländern umzusehen. Dieser letzte Umstand machte sie wieder ein wenig zweifelhaft, so, daß sie bisweilen glaubte, es könnte doch wohl seyn, daß sie nicht die Kinder des Königs wären.

Eines Tags ritt der König auf die Jagd und kam vor dem Hause vorbey, das der Stallmeister den Fremden angewiesen hatte. Er be-

beschloß, sie zu sehn. Als die Prinzen ihn heran reiten sahn, kamen sie ihm entgegen und umfaßten seine Knie, und die Prinzessin küßte ihm die Hände, als wenn sie ihren Vater in ihm erkannt hätten. Er fühlte sein Herz bey ihrem Anblick unglaublich gerührt. Er bat sie, ihn auf seinem Schloß zu besuchen; er wünsche das Vergnügen zu haben, sie seiner Mutter vorzustellen. Sie dankten ihm für seine Gnade, und versprachen ihre Schuldigkeit zu beobachten, sobald ihre Kleider und Equipagen fertig seyn würden.

Als die Königin diesen Besuch erfuhr, ließ sie sogleich ihre Hofdame Feindise zu sich kommen, schloß das Zimmer ab, faßte sie bey den Haaren, und setzte ihr einen Dolch auf die Brust. Unglückliche, rief sie aus, ich weiß nicht, was mich abhält, dich meinem gerechten Zorn aufzuopfern. Du hast mich verrathen; du hast die vier Kinder nicht getödtet, die ich dir übergeben hatte. Gestehe mir wenigstens dein Verbrechen; vielleicht verzeihe ich dir — Feintise warf sich ihr halb todt zu Füssen, und gestand den ganzen Verlauf der Sache, und wie sie es für eine Unmöglichkeit halte, daß die Kinder bey dem fürchterlichen Sturm und Hagelwetter hätten erhalten werden können. Sie bat um Gnade, und versprach, sie eines nach dem an-

dern aus der Welt zu schaffen, ohne daß es jemand gewahr würde.

Die Königin wurde durch dieses Versprechen etwas beruhigt. Sie rieth ihr, keinen Augenblick zu verliehren, und die alte böse Hofdame entwarf sogleich einen Plan, ihr Versprechen zu erfüllen. Sie wartete die Zeit ab, wo die Prinzen auf der Jagd waren, nahm eine Guitarre unter dem Arm, setzte sich dem Fenster der Prinzessin gegenüber und sang folgende Worte:

Mädchen, wenn auf euren Wangen
noch der Jugend Blüthe lacht;
Reitz und Schönheit und Verlangen
euch umflattern, euch umfangen,
o! so nutzet eure Macht.
Flüchtig sind der Jugend Stunden,
schnell verblüth die Rosenzeit;
braucht sie, eh' es euch gereut,
daß sie ungenutzt verschwunden,
daß der Scepter euch entwunden,
der jetzt unumschränkt gebeut.
Mädchen, wenn auf euren Wangen
noch der Jugend Blüthe lacht u. s. w.

Schöngestirn, die dieses Lied sehr artig fand, trat auf dem Balkon, um die Sängerin zu sehn.

Feintise machte ihr ein ehrfurchtsvolles Kompliment; die Prinzessin erwiederte es, und da sie sehr guter Laune war, fragte sie, ob denn das Lied auf sie gemacht wäre. Auf wen denn anders als auf mich, schönes Kind? antwortete Feintise. Es wird auch einmal auf Sie passen, wenn ich mich Ihrer nicht annehme, und Ihnen einen Rath gebe, der Ihnen unendlich wichtig seyn muß. — Und der ist? fragte Schöngestirn. — Erlauben Sie mir auf Ihr Zimmer zu kommen, und Sie sollen ihn hören. — Von Herzen gern, war die Antwort.

Sie kam hinauf und ohne einen Augenblick zu verliehren, hub sie also an: Mein schönes Kind, der Himmel hat Sie äusserst liebenswürdig gebildet; er hat Sie mit einem glänzenden Stern auf dem Haupte begabt, und man erzählt noch andre Wunder von Ihnen; aber eines fehlt Ihnen noch, was Sie nicht entbehren können. Sie sind zu beklagen, wenn Sie es nicht zu bekommen wissen. — Nun, was fehlt mir denn? versetzte Schöngestirn. Das tanzende Wasser; antwortete die verschlagne Alte. Hätte ich das gehabt, so würden Sie keine grauen Haare auf meiner Scheitel, keine Runzeln auf meiner Stirne, keine Zahnlücken in meinem Munde sehn; eine ewige Jugend würde auf meinen Wangen blühn; aber ach! ich

ich habe dieß Geheimniß zu spät erfahren, um meinen schon erloschnen Reitzen wieder aufzuhelfen. Benutzen Sie mein Unglück; dieses wird ein Trost für mich seyn; denn ich fühle unwillkührliche Regungen der Zärtlichkeit gegen Sie. — Aber wo soll ich denn dieses tanzende Wasser herbekommen? fragte Schöngestirn. Aus dem erleuchteten Wald, war die Antwort. Sie haben drey Brüder, sollte nicht einer davon die Gefälligkeit für Sie haben, es zu holen? — Meine Brüder lieben mich, erwiederte jene, und einer vorzüglich. Ich werde ihn bitten, mir diese Freundschaft zu erzeigen, und ihn dafür zu belohnen suchen. — Die Alte entfernte sich hierauf, vergnügt über die gut gelungene List, und versprach im kurzen wieder zu kommen.

Die Prinzen kamen bald darauf von der Jagd zurück und legten ihre Beute der Schwester zu Füssen. Sie fanden sie unruhig und mit dem Gedanken an das tanzende Wasser beschäftigt. Was fehlt dir, Liebe? fragte sie Prinz Vielgeliebt. Gefällt dir vielleicht unser Aufenthalt nicht? Wenn das ist, so können wir gleich abreisen. Oder wünschest du etwas zu haben? Sag' es nur, es soll sogleich angeschafft werden.

Deine Güte macht mir Muth, dir meine Wünsche zu entdecken, antwortete sie. Ich muß dir gestehn, daß ich nicht leben kann, wenn ich das tanzende Wasser nicht bekomme; es befindet sich in dem leuchtenden Wald; und wenn ich es bekomme, so habe ich nichts von der Zerstörung der Zeit zu fürchten. — Ey, wenn es weiter nichts ist, antwortete der Prinz, so sey ohne Kummer. Ich bringe dir es entweder, oder du sollst durch meinen Tod erfahren, daß es nicht zu erhalten ist. — Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf die Prinzessin. Nein, nein, sagte sie. Ich thue Verzicht anf meinen Wunsch. Lieber will ich häßlich werden, als dein Leben in Gefahr setzen. Ich beschwöre dich, nicht weiter an das tanzende Wasser zu denken; ja, ich verbiete dir es ausdrücklich, wenn ich anders einige Gewalt über deinen Willen habe.

Der Prinz stellte sich, als wollte er gehorchen; sobald er sie aber mit etwas andern beschäftigt sah, bestieg er seinen Schimmel und machte sich ganz allein auf dem Weg. Seine Abwesenheit wurde nicht eher als gegen Abend bemerkt, da man sich zu Tische setzte. Schöngestirn gerieth in eine solche Unruhe, daß sie weder essen noch trinken konnte, sie befahl, ihren Bruder Vielgeliebt allenthalben aufzu-

suchen. Ihre Brüder, welche nichts von dem tanzenden Wasser wußten, suchten sie zwar zu trösten; aber da es gegen Mitternacht kam, und man noch immer keine Nachricht von ihm erhielt, konnte die Prinzessin ihren Schmerz nicht länger verbergen. Sie gestand ihren Brüdern, daß sie die Ursache der Entfernung des Prinzen wäre. Man beschloß, ihm noch mehrere Leute nachzuschicken, die ihn im Namen der Prinzessin beschwören sollten, sein Vorhaben aufzugeben.

Die Anstifterin dieses Unglücks erfuhr den Erfolg ihrer List zur rechten Zeit, und gab der Königin Nachricht davon. Diese munterte sie auf, eben so fortzufahren, und drohte ihr von neuem mit dem Tode, wenn sie ihr Versprechen nicht auf das genaueste erfüllte.

Das Mittel, dessen sie sich bedient hatte, den Prinzen Vielgeliebt aus dem Wege zu räumen, schien unfehlbar zu seyn. Das tanzende Wasser war schwer zu schöpfen, und eine so grosse Menge Abentheuer waren dabey umgekommen, daß man seinen Namen im ganzen Lande mit Schrecken hörte. Jedermann wußte den Weg dahin. Vielgeliebt eilte Tag und Nacht dem Walde zu und ließ seinem Pferde kaum so viel Zeit, auf den Wiesen zu weiden und täglich einige

nige Stunden auszuruhn. Acht Tage war er geritten, als er in ein Land kam, in welchem ihm eine brennende Hitze dem Athem versetzte. Er konnte anfänglich die Ursache dieser Hitze nicht ergründen; als er aber auf einem Berg kam, erblickte er den leuchtenden Wald, dessen Bäume brannten, ohne sich zu verzehren, und ihre Flammen so weit verbreiteten, daß die umliegenden Fluren ganz dürr und verlassen waren. Zu gleicher Zeit drang aus diesem Wald das Zischen der Schlangen und das Brüllen der Löwen in die Ohren des erstaunten Prinzen, der nicht begreiffen konnte, wie es möglich sey, daß ein Geschöpf in diesen Flammen lebe und athme.

Hier hielt er einige Zeit, nahm die Sonne im Augenschein, und stieg endlich ab, voll Unruhe und Verlegenheit. Ihn quälte ein schrecklicher Durst, der sich mit jedem Schritte vermehrte, den er dem Walde näher kam. Glücklicherweise erblickte er eine Quelle, die aus einem Felsen sprang, und in ein großes marmornes Becken fiel. Er näherte sich derselben und bückte sich; um mit einem kleinen goldnen Gefäß, das er bey sich trug, zu schöpfen, als er eine Turteltaube erblickte, die in der Quelle mit den Flügeln schlug. Ihre Schwingen waren ganz naß; sie hatte schon

alle

alle Kräfte verlohren und war im Begriff unter zu sinken. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr und rettete sie. Er trocknete ihr die Flügel, wärmte sie, und gab ihr in kurzer Zeit Leben und Munterkeit wieder.

Jetzt öffnete sie den Schnabel: Prinz Vielgeliebt, sagte sie mit einer sanften und melodischen Stimme; du hast dich um mich verdient gemacht, und ich werde dankbar seyn. Du bist nicht der erste von deiner Familie, der mir wesentliche Dienste erzeigt, und ich freue mich, eine Gelegenheit zu finden, dir nützlich zu seyn. Ich kenne die Absicht deiner Reise, die du allzu unbedachtsam unternommen hast: Unzählige sind in dieser Gegend umgekommen. Das tanzende Wasser ist das achte Wunder der Welt und der höchste Wunsch des weiblichen Geschlechts. Es macht schön, jung und reich; aber du wirst nimmermehr dazu gelangen, wenn ich mich nicht deiner annehme. Mitten im Walde dringt diese Quelle in großen Blasen aus der Erde, und ergießt sich in einen Schlund; der Weg dahin ist mit brennenden Zweigen dieser Bäume bedeckt, und es giebt kein anderes Mittel dahin zu gelangen, als unter der Erde. Unterdessen ich das nöthige zu diesem Unternehmen besorge, kannst du hier ohne Gefahr von deiner Reise ausruhn.

Mit

Mit diesen Worten erhob sich die Turteltaube in die Luft, ließ sich wieder herab; flog weg, kam wieder; und gegen Abend sagte sie dem Prinzen, es sey alles bereit. Er bestieg sein Pferd und folgte ihr nach. Kaum war er hundert Schritte geritten, als er zwey lange Reihen von Füchsen, Dächsen, Ameisen und andern Thieren sah, die sich gewöhnlich unter der Erde aufzuhalten pflegen. Diese Thiere, sagte die Taube, haben sich auf meinem Befehl hier versammelt, um für deinen Vortheil zu arbeiten. Sie haben sich meinen Willen mit großem Eifer gefügt. Du wirst mir einen Gefallen erzeigen, wenn du dich bey ihnen bedankst. Der Prinz sprach ihnen zu, und versicherte sie, daß wenn sie sich in einer fruchtbaren Gegend befänden, er ihnen Dankbarkeit auf eine thätigere Weise an den Tag legen wolle.

Jetzt kam der Prinz an den Eingang einer unterirrdischen Höhle; er stieg vom Pferde, und gelangte unter Führung der Taube in kurzem an die Quelle. Sie strömte mit einem unglaublichen Geräusch. Das sonderbarste war, daß das Wasser nach dem Gesange einiger in der Luft schwebenden Vögel, mit einer Geschicklichkeit tanzte, die dem geschicktesten Tänzer Ehre gemacht haben würde. Der Prinz füllte sein goldnes Gefäß hier an, und that selbst einige Züge,

die ihn nicht nur verschönerten, sondern auch seine Kräfte so vollkommen herstellten, daß er die Hitze des Orts, an dem er sich befand, fast gar nicht mehr spürte.

Er kehrte auf demselben Weg wieder zurück, den er gekommen war. Sein Pferd hatte sich entfernt; aber es kam, als er es rief. Er schwang sich darauf, dankte der Taube für ihre Gefälligkeit, und ließ sie fliegen: Ich schenke dir deine Freyheit, als das einzige und größte Gut, zum Beweiß meiner Dankbarkeit. Schnell und eilfertig flog sie davon, als wenn sie wider ihren Willen bey ihm verweilt hätte. Der Prinz bemerkte es. Sonderbar! dachte er bey sich selbst. Du verläugnest deinen Charakter! du bist unbeständig, wie ein Mensch. — — Weißt du denn etwa, wer ich bin? rief die Turteltaube aus der Luft herab.

Vielgeliebt wunderte sich, das eine Taube seine Gedanken errathen hatte, und es gereute ihm, sie in Freyheit gesetzt zu haben. Er ritt weiter und dachte an nichts, als an seine liebe Schöngestirn, und an die Freude, die sie haben würde, wenn sie ihn mit der gewünschten Gabe zurückkommen sähe. Auf einmal ward er in der Ferne einige Reiter gewahr, die bey

sei-

seinem Anblick laut auf schrien und mit Fingern auf ihn zeigten. Er wußte anfänglich nicht, was er aus ihnen machen sollte, und war schon verdrüßlich, auf seinem Wege aufgehalten zu werden. Indeß sprengte er auf sie zu, und sah zu seinem großen Vergnügen, daß es einige von seinen Bedienten waren, die Schöngestirn ihm nachgeschickt hatte. Sie überreichten ihm ihr Billet, in welchem sie ihn bat, sich um ihrentwillen keiner Gefahr auszusetzen. Er küßte die Schriftzüge seiner Geliebten, seufzte, und eilte noch schneller als vorher.

Endlich sah er ihre Wohnung in der Ferne liegen, und sein Herz klopfte stärker, je näher er kam. Er fand sie unter dem Baume sitzend, in Gedanken vertieft. Er warf sich ihr zu Füßen; sie vergaß seinen Ungehorsam und umarmte ihren geliebten Bruder.

Feintise erhielt sehr bald Nachricht von der glücklichen Rückkehr des Prinzen Vielgeliebt, und daß die Prinzeßin durch den Gebrauch des tanzenden Wassers so schön geworden wäre, daß man sie nicht ansehen könne, ohne vor Liebe zu ihr zu sterben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sie darüber in keine geringe Unruhe gerieth. Sie hat

hatte ganz gewiß darauf gerechnet, daß die Prinzen bey diesem Unternehmen umkommen sollten; und da ihr diese Hoffnung fehl geschlagen war, mußte sie auf ein anderes Mittel denken. Sie benutzte den Augenblick, wo sich die Prinzessin mit einer geringen Begleitung in einem Tempel der Diana begab; trat zu ihr und sagte mit dem Tone der freundschaftlichsten Theilnahme: Wie freue ich mich über den glücklichen Erfolg meines guten Raths! Man darf Sie nur sehn, um zu wissen, daß Sie das tanzende Wasser bekommen haben; aber wenn ich Ihnen noch einen Rath geben soll, so suchen Sie sich nunmehro auch in den Besitz des singenden Apfels zu setzen. Dieser ist noch mehr werth als jenes. Denn er erhöht die Kräfte des Geistes so sehr, daß man zu allem fähig wird. Wollen Sie jemand zu etwas bereden? Sie brauchen nur den singenden Apfel zu hören. Wollen Sie Verse machen, eine Gesellschaft unterhalten, lachen oder weinen machen? Der singende Apfel verschafft Ihnen alles das. Und er singt so schön und so laut, daß man ihn hundert Meilen weit hört, ohne davon taub zu werden.

Ich danke vor diesen Apfel, sagte die Prinzessin. Es hat wenig gefehlt, so wäre mein Bruder bey seinem vorigen Unternehmen umge-

umgekommen. Soll' ich ihn wieder in neue Gefahren stürzen? Nein, nein, Ihre Anschläge sind allzu gefährlich für meine Ruhe — wie? erwiederte Feintise. Sie haben also keine Lust die geistreichste und liebenswürdigste Dame ihres Zeitalters zu werden? In der That, sie wissen nicht was Sie thun. — Ach! wie unglücklich wäre ich gewesen, rief Schöngestirn aus, wenn man mir den Leichnam des guten Vielgeliebt zurükgebracht hätte! — Diesesmal braucht Vielgeliebt nicht wieder zu gehn, versetzte die Alte. Es ist billig, daß die Reihe auch an die andern komme. — Ich habe auch die andern zu lieb, sagte Schöngestirn, um sie irgend einer Gefahr auszusetzen. — In der That, ich beklage sie, antwortete Feintise: daß sie einen so guten Rath ungenuzt lassen wollen. Aber ich hoffe, daß sie darüber nachdenken werden — Mit diesen Worten verließ sie die Prinzessin zu den Füßen der Diana. Sie war unentschlossen, was sie thun sollte. Sie liebte ihre Brüder; sie liebte sich selbst; und sie sah wohl ein, daß wenn sie den singenden Apfel hätte, ihr auf der Welt nichts fehlen könne.

Sie setzte sich in ein Winkelchen seufzte und weinte. Hier traf sie ihr Bruder Sonnenkönig an; und ob sie gleich ihr Gesicht mit dem Schleyer bedeckte, so wurde er doch gewahr,

daß sie geweint hatte. Er trat zu ihr und beschwor sie, ihm die Ursachen ihrer Thränen nicht zu verhehlen. Sie weigerte sich anfänglich, sie schämte sich vor sich selbst; aber da ihn ihre Weigerung immer neugieriger machte und er immer mehr in sie drang, so gestand sie ihm endlich ihre Begierde, den singenden Apfel zu haben, der die Gabe hätte, Verstand und Witz zu verleihen. Sie fürchte nur die mit seiner Erobrung verknüpfte Gefahr. — Nun vor mir brauchst du dir nicht bange seyn zu lassen, antwortete Sonnenkönig lächelnd. Ich habe nicht die mindeste Lust nach diesem Apfel in der Welt umher zu reiten. Ich bitte dich, liebe Schwester, wozu willst du noch mehr Verstand als du schon hast? Komm und trockne deine Thränen. Du hast fürwahr keine Ursache dich zu grämen.

Schöngestirn folgte ihm beschämt und niedergeschlagen. Man sezte sich zu Tische; sie konnte nicht essen. Vielgeliebt suchte sie aufzumuntern; er bot ihr die ausgesuchtesten Speisen an; sie versuchte zu essen; aber sie konnte nicht. Die Thränen traten ihr in die Augen und sie gieng weinend vom Tisch. Vielgeliebt begriff nicht was sie haben konnte. Er bezeigte sein Erstaunen, seinen Kummer. Endlich sagte ihm Sonnenkönig was ihm seine Schwester vertraut hatte und sezte hinzu: Er fange bey-

nah

nah' an zu glauben, daß seine Schwester den Apfel nöthig habe.

Sogleich beschloß Vielgeliebt ihren Wunsch zu erfüllen; aber er verbarg seinen Plan. Er wartete bis seine Brüder zu Bette waren, und bestieg seinen Schimmel, ohne jemanden ein Wort zu sagen. Nur an Schöngestirn ließ er einen Brief zurück, mit dem Befehl, ihr denselben beym Aufstehn zu geben. Die ganze Nacht ritt er auf gut Glük, ohne zu wissen, wo er den singenden Apfel suchen sollte.

Kaum war die Prinzessin aufgestanden als man ihr den Brief ihres Bruders zustellte. Sie war in der äussersten Angst. Sie lief zu ihren Brüdern, und theilte ihnen diese Nachricht mit. Man beschloß ihm sogleich eine Menge Domestiken nachzuschicken, um ihn wo möglich von seinem Vorhaben abzubringen.

Unterdessen hatte der König die schönen Kinder nicht vergessen. Immer führte ihn sein Weg zu ihrer Wohnung, und wenn er sie sah, machte er ihnen Vorwürfe, daß sie ihn nicht auf seinem Schlosse besuchten. Sie entschuldigten sich mit der Abwesenheit ihres Bruders, und versicherten, daß sie nach seiner Rückkehr

von der Erlaubniß Gebrauch machen würden, die er die Gnade hätte ihnen zu ertheilen.

Vielgeliebt, von seiner Leidenschaft getrieben, ritt ohne auszuruhen. Beym Anbruch des Tages fand er einen jungen, wohlgewachsenen Menschen unter einen Baum liegen und lesen. Er näherte sich ihm mit großer Höflichkeit und sagte zu ihm: Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche. Wissen Sie vielleicht, wo man den singenden Apfel antrift? — Der junge Mensch schlug die Augen auf und sagte lächelnd: Was wollen Sie mit den singenden Apfel machen? haben Sie Lust ihn zu erobern? — Wenn es möglich ist, ja! erwiederte Vielgeliebt. — Ach! mein Herr, erwiederte der Fremdling: Sie kennen wahrscheinlich die Gefahren noch nicht, die mit dieser Eroberung verknüpft sind. In diesem Buche hier sind sie aufgezeichnet. Man erschrickt darüber. — Die Gefahr schreckt mich nicht, antwortete Vielgeliebt. Haben Sie nur die Güte mir zu sagen wo ich ihn finden kann. — Dieses Buch, fuhr der junge Mensch fort, sagt, er sey in einer der ungeheuern Wüsten Libyens zu finden. Man hört ihn acht Meilen weit singen, und ein Drache, der ihn bewacht, hat schon fünfmal hundert Tausend Menschen verschlungen; die die Verwegenheit gehabt haben, ihn erbeuten zu wollen. — Nun so wird er

an

an mir vielleicht noch einen mehr zu verschlingen bekommen, antwortete der Prinz; grüßte den jungen Mann, spornte sein Pfert und ritt davon, als wenn er auf den Flügeln des Windes getragen würde.

Er war schon lange gereist, ohne etwas von dem Gesang des Apfels zu hören; und er war über seine unnüze Unternehmung schon ganz verdrießlich, als er eines Tags eine arme verwundete Taube zu seinen Füßen niederfallen sah. Sie war noch nicht ganz todt; aber sie schien in den lezten Zügen zu seyn. Vielgeliebt hatte Mitleiden mit ihr, stieg vom Pferde und hob sie auf. Hierauf zog er ein goldnes Flacon aus der Tasche, in welchem er einen kostbaren Balsam aufbewahrte: und nachdem er einige Tropfen auf die Wunde gegossen hatte, schlug die Taube die Augen auf, spannte ihre Flügel aus, und brachte ihre Federn in Ordnung; sah dann den Prinzen an und sagte: Guten Tag, Prinz Vielgeliebt. Du bist vom Schiksal bestimmt, mir das Leben zu retten; und meine Bestimmung scheint zu seyn, dir Dienste zu leisten.

Ich weiß, daß du auf die Eroberung des singenden Apfels ausgehst; fuhr sie fort. Die Unternehmung ist schwer. Ein schrecklicher

Drache bewacht ihn, der drey Köpfe, sechs Flügel und zwölf Füße hat. Sein Leib ist von Erz und seine Kraft unbesieglich. Ach! meine liebe Taube, versezte der Prinz, wie freu' ich mich, dich wieder zu sehn, und gerade zu einer Zeit, wo mir deine Hülfe so unentbehrlich ist. Versage mir deinen Beystand nicht; denn ich würde für Schaam und Kummer sterben, wenn ich ohne den singenden Apfel nach Hause kä- me. — Ich will sehn was ich thun kann, er- wiederte die Taube. Folge mir nach; ich will vor dir herfliegen; ich hoffe, daß alles gut gehn soll.

Der Prinz ließ sie fliegen und ritt ihr nach. Sie kamen gegen Abend an einen Sandberg. Hier müssen wir graben, sagte die Taube; und der Prinz fieng mit seinen Händen und seinen Degen zu graben an. Nach Verlauf einiger Stunden fand er einen Helm, einen Harnisch, und was sonst zur Rüstung für Mann und Pferd gehört. Alles war aus Spiegeln zusam- mengesetzt. Rüste dich, sagte die Taube, und fürchte den Drachen nicht. Wenn er sich selbst in diesen Spiegeln sehen wird, wird er so er- schrecken, daß er die Flucht ergreifen wird.

Vielgeliebt fand dieses Mittel vortreflich. Er rüstete sich, nahm die Taube in die Hand,

und

und ritt die ganze Nacht. Beym Anbruch des Tags hörten sie einen melodischen Gesang. Was ist das? sagte der Prinz. Was anders, als der singende Apfel; antwortete die Taube. Je mehr sie sich näherten, desto reizender wurde die Musik. Endlich hörte der Prinz ganz vernehmlich folgende Worte:

Jüngling, wenn Gefahren dräuen,
Höre nur der Liebe Ruf;
Leib' und Leben ihr zu weihen
Ist des Liebenden Beruf.

Voll von süßen Vorgefühlen,
Kämpfe, Jüngling, um den Preiß;
Bald o! wird ein Lorbeerreiß
deine heissen Schläfe kühlen!

Jüngling, wenn Gefahren dräuen,
Höre nur der Liebe Ruf;
Leib' und Leben ihr zu weihen,
Ist des Liebenden Beruf.

Der Prinz war über diese günstige Prophezeyhung, die offenbar niemanden, als ihn anging, entzückt; und er ritt guten Muths vorwärts, als er auf einmal den schrecklichen Drachen erblickte, der sich mit seinen hundert Klauen auf ihn loßstürzte. Er bedeckte die Er-

de mit dem giftigen Geifer, der aus seinem Rachen floß. Ein schreckliches Feuer sprühte umher; und eine Menge kleiner Drachen, die er ausspie, zischten um den Ritter. Aber kaum erblickte er seine schreckliche Figur in der Rüstung des Prinzen unzähligemal vervielfältigt, als er mit einemmal stille stand; die Menge Drachen, die vor ihm zu stehn schienen, mit Erstaunen ansah, und endlich voll Entsetzens die Flucht ergriff. Vielgeliebt verfolgte ihn bis in den Eingang einer tiefen Höhle, in welche sich der Drache hinabstürzte. Der Prinz verschloß die Höhle mit einen Stein, und eilte nach dem singenden Apfel.

Mit Bewunderung erblickte er den schönen Baum, an welchem die köstliche Frucht hieng. Zwar war er mit einer Menge Aepfeln von Topasen übersät; aber der Apfel, welchen der Prinz suchte, bestand aus einen Rubin, auf welchem eine diamantne Krone strahlte. Er hieng in dem obersten Gipfel des Baums. Vielgeliebt stieg hinauf, brach den ganzen Zweig ab, und setzte sich eiligst wieder zu Pferde, um keinen Augenblick zu verliehren, seiner Geliebten das kostbare Geschenk zu bringen. Als er sich aber nach seiner Taube umsah, war sie fortgeflogen, und er mußte sich in diesem Verlust ergeben; denn er hatte keine Zeit, sie lange zu suchen.

Die

Die arme Prinzessin hatte während Vielgeliebts Abwesenheit beynahe kein Auge zugethan. Sie warf sich ohn' Unterlaß ihre unmäsige Begierde nach Verstand vor; und fürchtete jeden Augenblik die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Bruders zu erhalten. Einmal, des Nachts, als sie sich auf diese Art mit ihrem Kummer herumschlug, hörte sie eine so wundervolle Musik, daß sie aus dem Bette aufstand und ans Fenster trat. Kurz darauf kam der Prinz selbst an. Es war heller Mondschein. Er hielt unter dem Balkon der Prinzessin und der Apfel sang:

Schöne Schläferin erwache!

Hierauf lief die Prinzessin auf den Balkon heraus, und als sie ihren geliebten Bruder erkannte, war sie im Begriff, sich hinab in seine Arme zu stürzen. Sie bezeigte ihm ihre Freude und ihre Dankbarkeit so laut, daß sich in kurzen das ganze Haus versammelte und den Prinzen begrüßte. Jetzt trat er in das Zimmer der Prinzessin, den Zweig mit dem singenden Apfel in seiner Hand. Schöngestirn eilte ihm mit offnen Armen entgegen. Sie umarmten sich; sie weinten. Schöngestirn machte sich wechselweis Vorwürfe und dankte dann wieder ihrem Bruder und bewunderte seinen Muth,

seine Liebe, und die köstliche Frucht, die er für sie erbeutet hatte.

Gleich beym Anbruch des folgenden Tages erfuhr Feintise die Rükkehr drs Prinzen, und daß sie den schönen Kindern auch diesesmal eine Wohlthat erzeigt hatte, statt ihnen ein Unglück zuzufügen. Sie hatte alle mögliche Mühe, den Zorn der Königin noch einmal zu besänftigen um einen Aufschub ihrer Strafe zu erhalten.

Sie ließ einige Tage verstreichen, ohne sich von der Prinzessin sehen zu lassen. Endlich begegnete sie ihr, als sie allein im Wald spazieren gieng und ihre Brüder erwartete. Der Himmel überschüttet Sie mit seiner Güte, redete die Alte sie an; Sie haben den singenden Apfel erhalten, und ich freue mich darüber, als wenn mir selbst dieses Glück begegnet wäre. Indeß, fuhr sie fort, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen einen neuen Rath zu geben. — Ach! rief die Prinzessin aus, behalten Sie Ihre Rathschläge für sich. So glücklich mich der Besitz der Güter macht, die Sie mir verschafft haben, so habe ich sie doch durch meine Unruhe theuer genug erkauft. — Die Unruhe ist kein so großes Unglück, antwortete jene. Sie sind jetzt das schönste und geistreichste Frauenzimmer auf der Welt, und es fehlt Ihnen

nen nichts weiter, als der grüne Vogel, welcher alles sagt: Die vergangnen und künftigen Schicksale Ihres Lebens würden Ihnen dann gleich bekannt seyn. Er würde Ihnen alles entdecken, Sie von allen unterrichten, und wenn man jezo in der Welt sagt: Schöngestirn hat das tanzende Wasser und den singenden Apfel, so wird man zu gleicher Zeit sagen: aber sie hat den grünen Vogel nicht; und das wird beynah so viel seyn, als wenn man sagte, sie hat gar nichts.

Nach diesem Vortrag ging sie weg und überließ die Prinzessin ihren eignen Betrachtungen, die bald so ernsthaft wurden, daß sie einmal über das andre seufzte. Diese Frau hat Recht, sagte sie endlich. Denn was helfen mir alle meine Vorzüge, wenn ich nicht weiß, wer ich bin, und wer meine Eltern sind? Ein sonderbares Verhängniß muß über uns gewaltet haben: daß man uns so hat verlassen können, und daß wir doch gleichwohl mitten in den Fluthen des Meeres gerettet worden sind. Ach! wie glücklich würde ich seyn, wenn ich meinen Vater und meine Mutter kennen sollte! Hier flossen ihre Thränen und benezten ihre Wangen, wie der Thau, den der Morgen auf die Rosen und Lilien träufelt.

Vielgeliebt kam eher von der Jagd zurück als seine Brüder; die Prinzessin sah ihn kommen und entfernte sich in eine dunkle Allee, damit er die Spuren ihrer Thränen und ihres Kummers nicht gewahr werden sollte. Vielgeliebt eilte ihr nach; und bey aller Mühe, die sie sich gab, ihren Zustand zu verbergen, entdeckte er doch sehr bald, daß sie etwas auf ihrem Herzen habe. Er bat, er flehte, sich ihm zu entdecken; umsonst. Endlich kehrte er die Spitze eines Pfeils, den er in seiner Hand trug, gegen sein Herz und rief aus: Du liebst mich nicht mehr; wohlan, so verlang ich nicht mehr zu leben. — Schöngestirn erschrak und versprach, ihm ihr Geheimniß zu offenbaren, wenn er nie auf ein Mittel denken wollte, ihren Wunsch zu befriedigen. Vielgeliebt versprach es und erfuhr den Gegenstand des Kummers seiner Schönen.

Nach dem Abendessen, als sich jedes auf sein Zimmer begeben hatte, gieng Vielgeliebt in den Stall, sattelte sein Pferd, und ritt davon, ohne jemanden ein Wort zu sagen. Seine Abwesenheit wurde bald bemerkt, und die ganze Familie gerieth in großes Schrecken. Der König ließ sie den folgenden Tag zu Tische bitten; aber sie liessen sagen, ihr Bruder habe sie eben verlassen, und sie wären nicht im Stande, wäh-

rend seiner Abwesenheit das mindeste Vergnügen zu geniessen. Sie liessen bitten, daß der König sie entschuldigen möchte. — Die Prinzessin war untröstlich. Das tanzende Wasser und der singende Apfel machten ihr keine Freude mehr. Ohne Vielgeliebt war ihr alles gleichgültig.

Vielgeliebt irrte in der Welt umher und fragte überall nach dem grünen Vogel, der alles weiß. Die wenigsten wußten ihm etwas davon zu sagen, endlich aber begegnete er einen ehrwürdigen Greiß, der ihn in sein Haus führte und ihm auf der Landkarte den Weg zeigte, den er nehmen mußte, um zu den grünen Vogel zu kommen, der auf der Spitze eines ungeheuren Felsen horste. Der Prinz schenkte dem Alten einen Beutel voll der schönsten Perlen, die er aus seinen Haaren ausgekemmt hatte.

Beym Aufgang der Sonne erblickte er den Felsen, der sich steil bis zu den Wolken erhob, und auf seiner Spitze den grünen Vogel, der wie ein Orakel sprach und die schönsten Dinge von der Welt sagte. Er schien gar nicht scheu, sondern gieng und kam, und hüpfte mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit von einer Felsenspitze auf die andre. Der Prinz stieg vom Pferd, klimmte hinan, und glaubte schon nach dem Vogel greifen zu können; als sich der Felsen mit

einem

einemmal öfnete, und er in einen geräumigen Saal hinabstürzte, wo er unbeweglich, wie eine Bildsäule stehen blieb, ohne sich regen und bewegen zu können. Dreyhundert Ritter, welche auf dasselbe Abentheuer ausgegangen waren, befanden sich in demselben Zustand, und ihr einziger Trost war, daß sie alle ein gleiches Schicksal hatten.

Der armen Schöngestirn wurde unterdessen die Zeit so lang, daß sie in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Aerzte bemerkten, daß der Sitz ihres Uebels in ihrem Gemüthe sey, und ihre Brüder, die sie alle zärtlich liebten, drangen so lange in sie, ihnen die Ursache ihrer Melancholie zu entdecken, daß sie ihnen gestand, sie mache sich Vorwürfe über die Abwesenheit ihres Bruders Vielgeliebt, die sie nicht länger ertragen könne. Sonnenkönig beschloß sogleich, ihn aufzusuchen, oder wenigstens Nachricht von ihm einzuziehn, um seine arme Schwester zu trösten.

Auch er kam an den Felsen, den der grüne Vogel bewohnte, machte einen Versuch ihn zu fangen, und fiel in den Saal hinab. Der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war Vielgeliebt. Der Zustand der beyden Brüder, die sich sahn, ohne sich sprechen zu können, war unbeschreiblich.

Schön-

Schöngestirn besserte sich etwas weniges und hofte jeden Augenblick ihre beyden Brüder zurückkehren zu sehn. Aber da ein Tag nach dem andern verstrich, ohne daß ihre Hoffnung erfüllt wurde, hörte sie nicht auf zu weinen und sich selbst anzuklagen, so daß Prinz Glücklich den Entschluß faßte, seine Brüder aufzusuchen. Schöngestirn widersetzte sich anfänglich; aber er führte ihr so viele Gründe an, daß sie ihm endlich nachgeben mußte. Er nahm zärtlich Abschied von ihr, und überließ sie ihren nagenden Kummer.

Wer aber war froher als Feintise, da sie die Abreise des dritten Prinzen erfuhr; Sie benachrichtigte sogleich die Königin von dem Ausgang ihres Unternehmens, und versprach ihr jetzt mit mehr Zuversicht als je, die ganze Familie zu Grunde zu richten. In der That hatte Glücklich kein besseres Schicksal, als seine Brüder. Auch er ward zur Bildsäule und fand, wie sie, seinen Platz in dem grossen Saal, in einer crystallenen Nische, wo er ungestört seinen Betrachtungen nachhängen konnte.

Als nun Schöngestirn wiederum eine geraume Zeit auf Nachrichten von ihren Brüdern geharrt hatte, blieb ihr nichts mehr üb ig, als sich selbst auf den Weg zu machen. Sie gab ihren

Leuten Befehl, ein halbes Jahr auf sie zu warten, und wenn sie während dieser Zeit nicht wieder käme und auch nichts von sich hören ließe, so sollten sie dem Corsaren und seiner Frau die Nachricht von ihrem Tode bringen. Sie zog hierauf Mannskleider an und ritt davon. Feintise, die sie abreisen sah, glaubte sich nun auf dem Gipfel ihrer Wünsche, lief in den Pallast und brachte der Königin diese gute Zeitung.

Die Prinzessin hatte sich blos mit einem Helm gerüstet, dessen Visir sie niemals aufzog, aus Furcht für ein Frauenzimmer erkannt zu werden. Es war im Winter als sie reiste, und das Land, in welchem der grüne Vogel wohnte, genoß niemals den milden Einfluß der Sonne.

Die heftige Kälte hielt die bekümmerte Schöne nicht auf; rastlos eilte sie dem Ziel ihrer Reise zu. Sie war nicht mehr weit davon entfernt, als sie eine Taube, weis und kalt wie der Schnee, auf dem Wege liegen sah. Das Mitleiden ergriff sie und bey aller Ungeduld den Felsen zu erreichen, stieg sie dennoch vom Pferde, nahm die Taube auf, wärmte sie in ihren Händen, und an ihrer Brust. Alles schien umsonst. Sie drückte sie endlich an ihren Mund und suchte ihr Athem einzuhauchen. Jetzt schlug die Taube die Augen auf, sah

Schön=

Schöngestirn an und sagte mit einer sanften melodischen Stimme: Ich kenne dich, Schönste, auch in deiner Verkleidung. Wisse, daß du ein Unternehmen vorhast, das dir ohne meine Hülfe niemals gelingen wird. Wenn du an den Berg gekommen bist, so bleibe an dem Fuße desselben und singe das schönste Lied, das du weißt. Der grüne Vogel wird dir zuhören, und die Stelle beobachten, von wo der Gesang kömmt. Stelle dich dann, als ob du schliessst; ich werde bey dir bleiben. Wann dann der grüne Vogel herunter kömmt, mich zu hacken, so wirst du deine Zeit ersehn und ihn haschen können.

Diese Worte waren für die Prinzessin ein großer Trost. Sie kam an den Felsen, und fand hier die Pferde ihrer Brüder, die an dem Fuße desselben grasten. Dieser Anblick erneuerte ihren Schmerz: sie setzte sich nieder und weinte. Aber der grüne Vogel sagte so trostreiche Dinge, daß ihr Herz wieder ganz leicht wurde. Sie trocknete ihre Thränen und begann mit lauter Stimme ein so schönes Lied, daß die Prinzen im Saal es vernahmen und ihr Herz von süßem Entzücken durchdrungen fühlten.

Der grüne Vogel wurde bald aufmerksam. Er sah sich um, und erblickte die Prinzessin, die ihren Helm abnahm, um mit größrer Be-

quemlichkeit schlafen zu können; und die Taube, die um sie her flatterte. Bey diesem Anblick hüpfte er leise herab und hackte auf die Taube; aber ehe er ihr drey Federn ausgehackt hatte, war er gefangen.

Ach! rief er aus, was willst du von mir? Was hab' ich dir gethan, daß du so weit herkömmst, mich unglücklich zu machen? Ich beschwöre dich, schenke mir meine Freyheit und fodre dafür was du verlangst, es soll dir gewährt seyn. — Ich verlange vor allen Dingen die Freyheit meiner Brüder, antwortete Schöngestirn, deren Pferde am Fuße dieses Felsen weiden und die folglich auch nicht weit von hier entfernt seyn können. — Dein Wunsch soll erfüllt werden: antwortete der grüne Vogel. Reisse die rothe Feder aus, die ich unter meinem Flügel habe und berühre den Felsen damit. — Die Prinzessin ließ sich dieß nicht zweymal sagen; und in demselben Augenblick rollte der Donner, helle Blitze leuchteten, der Sturm brauste um sie her. Immer aber hielt sie den grünen Vogel fest; dreymal berührte sie den Felsen mit der rothen Feder, und mit einem entsetzlichen Krachen spaltete er sich von oben bis unten. Der Saal, welcher die bezauberten Ritter in sich faßte, lag offen vor ihren Augen; und der erste Gegenstand, den sie erblickte, war

Viel=

Vielgeliebt. Sie lief mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, aber der arme Prinz konnte ihr nicht entgegen kommen und ihr die Freude nicht an den Tag legen, die sein Herz bey ihrem Anblick empfand. Der grüne Vogel wurde von neuem bestürmt, den Zauber aufzuheben. Er sagte, man müsse ihnen Mund und Augen mit der rothen Feder reiben; und kaum war dieses an unsern drey Prinzen und noch einigen andern anwesenden Rittern geschehn, als sie sich in ihre Arme warfen, sie mit den zärtlichsten Namen nannten, und ihr für die Vernichtung eines so peinlichen Zaubers dankten.

Arm in Arm verliessen sie nun den traurigen Saal, um sich wechselseitig ihre Abentheuer zu erzählen; aber vorher hatte der grüne Vogel auch noch ein Wort zu reden. Er bat noch einmal um seine Befreyung. Schöngestirn gieng nach der Taube, um ihren Rath zu vernehmen; aber sie war nicht mehr da. Die Prinzessin gab also dem grünen Vogel zu verstehn, daß ihr seine Eroberung allzuviel Mühe und Angst gekostet habe, um die Früchte derselben so leichtsinnig aus den Händen zu lassen. Sie stiegen nun alle vier zu Pferde und machten sich auf dem Weg.

Die Königin Mutter, welche ganz gewiß geglaubt hatte, daß sie nun nie wieder etwas von den vier Kindern hören würde, erneuerte bey dem König ihre Vorstellungen, daß er sich wieder verheyrathen möchte, und sie setzte ihm so zu, daß er sich endlich entschloß, eine ihr verwandte Prinzessin zur Gemahlin zu nehmen Vorher mußte aber die Ehe mit der Königin Blondchen, die noch immer auf dem Lande bey ihrer Mutter wohnte, für nichtig erklärt werden. Um sie recht zu demüthigen, ließ die alte Königin sie an den Hof holen, wo sie in tiefer Trauer erschien.

Wiewohl die Zeit und der Kummer an ihren Reizen genagt hatte, war sie doch noch die Schönste des Hofs. Der König war über ihren Anblick gerührt, und wagte es nicht, seine Augen auf sie zu richten.

Als der Tag der Hochzeit bestimmt war, ließ der König alle Fremden, die sich in seiner Residenz aufhielten, einladen, und er hatte ganz ausdrücklich befohlen, die vier schönen Kinder nicht zu vergessen. Diese kamen gerade den ersten Hochzeittag von ihrer Reise zurück. Man erzählte ihnen die Geschichte des Königs, wie er vor langer Zeit ein armes aber schönes und tugendhaftes Mädchen geheyrathet, und nichts

nichts als drey Hunde mit ihr erzeugt habe. Er sey hierauf gezwungen gewesen, ihr den Abschied zu geben und nur erst jetzt, nach Verlauf von funfzehn Jahren, habe er sich entschließen können, auf Zureden seiner Mutter, eine zweyte Gemahlin zu nehmen. Sie wären gebeten, bey seiner Vermählung gegenwärtig zu seyn, und sie möchten keine Zeit verliehren, sich anzukleiden.

Schöngestirn setzte sich sogleich an ihre Toilette, und ihre Kammerfrauen vergaßen nichts, um ihre Reize durch einen geschmackvollen Anzug in ihren vollem Glanze zu zeigen. Ihre blonden Haare mit den schönsten Diamanten durchflochten, fielen in großen Locken bis zur Erde herab. Der goldne Stern strahlte auf ihrem Haupte; sie glich der Morgenröthe, wenn sie aus den Thron des Olymps hervortritt. Ihre Brüder, vornehmlich Prinz Vielgeliebt, waren nicht weniger schön. Sie stiegen alle vier in einen prächtigen Wagen, welchen zwölf milchfarbne Schimmel zogen, deren Zeug über und über mit Gold und Diamanten bedeckt war. Der König kam ihnen bis an die Treppe entgegen. Der singende Apfel ließ seine süßen Melodien hören; das tanzende Wasser tanzte wie Nowerre; der grüne Vogel sprach wie ein Orakel. Der König war

bey ihrem Anblick wie bezaubert. Er umarmte sie und dankte ihnen für das Vergnügen, das sie ihm durch ihre Gegenwart machten.

Jetzt kam die Königin Mutter, ihre künftige Schwiegertochter und die Admiralin Rothköpfchen in den Saal. Auch die vorige Königin, welche jetzt den Scheidebrief von ihrem Gemahl bekommen sollte, wurde hereingeführt, mit einem ledernen Riemen um den Hals und neben ihr die drey Hunde, welche sie gebohren haben sollte. Man führte sie bis mitten in den Saal und wieß ihr einen Platz an einem einzelnen Tischchen an, das mit den schlechtesten Speisen besetzt war.

Der König stellte seiner Mutter die vier schönen Kinder vor, von denen sie geglaubt hatte, sie wären längst nicht mehr auf der Welt. Sie schoß einen wüthenden Blick auf Feintisen, die nicht weniger betroffen war. Indeß wußte sie sich so gut zu verstellen, daß niemand etwas von ihrer Verlegenheit merkte.

Gegen das Ende der Mahlzeit wendete sich der König zu Schöngestirn und sagte zu ihr: Ich habe gehört, daß Sie in dem Besitz von drey unvergleichlichen Schätzen sind; ich wünsche Ihnen Glück dazu, und Sie werden mir ein

LB Coburg

ein großes Vergnügen machen, wenn Sie mir erzählen, wie Sie dazu gelangt sind. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu gehorchen: antwortete sie. Man hatte mir gesagt, daß das tanzende Wasser schön mache, und daß der singende Apfel Verstand und Witz verleihe. Ich wünschte sie also zu besitzen. Den kleinen grünen Vogel, welcher alles sagt, wünschte ich aus einer andern Ursache zu haben. Wir sind arme, verlaßne Kinder, die ihre Eltern nicht kennen; und so hofften wir, daß uns der grüne Vogel über einen Punkt Aufschluß geben würde, der uns nicht gleichgültig seyn konnte — Nun? fragte der König; und was hat er Ihnen denn gesagt? — Ich muß Ew. Majestät gestehn, erwiederte sie, daß meine Brüder und ich einander auf dem ganzen Weg so viel von unsern Abentheuern zu erzählen hatten, daß wir noch keine Zeit gefunden haben, dem Vogel diese Frage vorzulegen. Aber wir haben die drey genannten Seltenheiten bey uns, und es hängt nur von Ew. Majestät ab ..... Mit Vergnügen, erwiederte der König; und wenn es Ihnen gefällig ist auf der Stelle; Sie haben mich sehr neugierig gemacht.

Aber mein Himmel, hub die Königin Mutter an, wie können Sie ihre Würde so vergessen, sich mit Leuten einzulassen, deren Herkunft

so dunkel ist; und da Sie einmal die Unbesonnenheit begangen haben, sie an ihre Tafel einzuladen, so würden Sie wohlthun, nicht weiter nach ihrer Geburt zu forschen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht weit her ist. Und die Seltenheiten, die man Ihnen zeigen will .... nun wahrhaftig, ich dächte Sie hätten Taschenspielerkünste genug gesehn.

Schöngestirn und ihre Brüder errötheten bey diesen Worten, die so äußerst beleidigend für sie waren; aber der König bat seine Mutter, nicht zu vergessen, was sie sich und ihm schuldig wäre, bat die Kinder, ihr Verfahren nicht übel zu nehmen, und reichte ihnen die Hand, zum Zeichen der Freundschaft. Hierauf nahm Schöngestirn ein crystallnes Becken, und goß das tanzende Wasser hinein, das sich anfänglich wie das stürmische Meer bewegte, dann sich nach dem Takt erhob und senkte, tausenderley Farben annahm, und das Becken auf der ganzen Tafel umhertrieb. Endlich fuhren einige Tropfen desselben dem Stallmeister in's Gesicht, der sich immer sehr freundschaftlich gegen die Kinder betragen hatte, und der verdienstvollste und häßlichste Mann am Hofe war. Sobald ihn das Wasser berührte, verschwand seine Häßlichkeit, und er wurde so schön, daß man ihn kaum noch erkannte. Jedermann

schrie

schrie vor Verwunderung auf und wünschte dem Stallmeister Glück. — Nachdem sich das Getöse ein wenig gelegt hatte, legte Schöngestirn den singenden Apfel auf das Wasser, der sogleich ein Conzert anstimmte, dergleichen man noch nie an diesem Hofe gehört hatte. Der König und der ganze Hof war darüber entzückt, und der ganze Saal erschallte noch von Ausrufungen, als Schöngestirn einen kleinen goldnen Käficht hervorzog, in welchem der grüne Vogel saß, der sich mit nichts als Diamantenstaub und dem Wasser aufgelöster Perlen nährte. Sie nahm ihn mit der größten Sorgfallt heraus und setzte ihn auf den Apfel, der aus Ehrfurcht schwieg, um den Vogel zum Wort kommen zu lassen. Dieser wendete sich sogleich an den König und fragte ihn, was er zu wissen verlange? — Wir wünschen alle zu erfahren, antwortete dieser, wer diese schönen Kinder sind? — O! König, erwiederte der Vogel mit einer starken und vernehmlichen Stimme: Schöngestirn ist deine Tochter, Sonnenkönig und Glücklich sind deine Söhne, und Vielgeliebt ist der Sohn deines Bruders. Hierauf erzählte er die ganze Geschichte mit der größten Genauigkeit.

Die arme verstoßene Königin war während dieser Erzählung herbeygeschlichen, hatte die

Kinder betrachtet, und sie sogleich für die ihrigen erkannt. Der König zerfloß in Thränen; seine Kinder warfen sich ihm zu Füßen und umfaßten seine Knie. Er drückte sie mit der größten Zärtlichkeit an sein Herz. Man hörte nichts als Schluchzen, und die unartikulirten Töne der Freude, der Verwundrung der Theilnahme Der König gieng auf seine Gemahlin zu, die sich noch in einiger Entfernung hielt, umarmte sie und ließ sie neben sich niedersetzen.

Die Freude der Eltern und Kinder, ihre Thränen, ihre wechselseitigen Umarmungen will ich nicht beschreiben. Der König dankte der Prinzessin, mit der er versprochen war, für ihre Güte, und entschädigte sie mit einem kostbaren Geschenke von Edelsteinen. Seine Mutter verbannte er vom Hof und ließ ihr einen Thurm zum Aufenthalt anweisen; die Admiralin und Feintise aber wurden in ein finstres und feuchtes Gefängniß geworfen, wo sie täglich mit den drey Hunden speisten, die sie der Königin untergeschoben hatten.

Niemand war vergnügter als Schöngestirn und Vielgeliebt; denn sie sahen dem Augenblick entgegen, wo sie durch wechselseitigen Besitz glücklich werden sollten. Der König bot seinem Neffen selbst die Hand seiner Tochter an, und

und wollte, daß die Hochzeit noch demselben Tag gefeyert werden sollte.

Nun war es aber auch billig, daß die alte Prinzessin, die seit so langer Zeit auf ihrem Landhause gelebt hatte, die Einsamkeit verließ, um an der öffentlichen Freude Theil zu nehmen. Die kleine alte Fee, die vor vielen Jahren bey ihr gespeist hatte, kam auf einmal zu ihr, und erzählte ihr alles, was am Hofe vorgegangen war. Lassen Sie uns hinfahren, sagte sie, unterwegs will ich Ihnen alles erzählen, was ich für Ihre Familie gethan habe. Sie stiegen hierauf zusammen in einen Wagen von Gold und Azur, vor welchem eine Menge Gardisten und viele Musikanten umherzogen. Hier erzählte die Fee der Prinzessin die ganze Geschichte ihrer Enkel, die sie unter der Gestalt einer Taube, so oft gerettet hatte.

Die gute Prinzessin dankte der wohlthätigen Fee unter tausend Thränen für alle diese Wohlthaten, und unter mannichfaltigen Gesprächen kamen sie an. Der König empfieng sie mit vielen Freundschaftsbezeugungen, und die Königin Blondchen, mit ihren Kindern, erschöpften sich in Danksagungen gegen die Fee, der sie so viele Verbindlichkeiten schuldig waren. Jetzt erfuhr auch der König zum ersteumal, daß

seine

seine Schwiegermutter, die er immer für eine arme Bäuerin gehalten hatte, eine gebohrne Prinzessin war. Dieses einzige hatte noch zu dem Glück des Monarchen gefehlt. Das Fest endigte mit der Vermählung des Prinzen Vielgeliebt und der Prinzessin Schöngestirn. Man ließ auch nun den Corsaren und seine Frau kommen, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, mit der sie die königlichen Kinder erzogen hatten; und so wurden sie endlich nach langen Leiden insgesammt glücklich.

* * *

Das Mährchen von Schöngestirn hatte unsern la Dandinardiere in ein solches Erstaunen gesetzt, daß er sich in Lobeserhebungen erschöpfte, und gar nicht aufhören konnte, den Witz, die Einbildungskraft und das erhabne Genie der Verfasserin zu preisen. In der Hitze seiner Begeisterung ergriff er Virginien bey der Hand, und zog sie so gewaltsam an sich, daß sie auf den Vicomte fiel und ihn zu Boden warf. La Dandinardiere schien über diesen Unfall ganz außer sich, klagte seinen Unstern in prächtigen Ausdrücken an, und versicherte, daß ihn ein feindseliges Geschick verfolge, das seinen Galanderien immer einen unglücklichen Ausgang gäbe.

gäbe. Es ist sonderbar, sagte die schöne Amazone, daß man einer Dame den Arm ausreißt, um ihr zu gefallen; denn ich versichre Ihnen, Sie haben mich auf einige Tage lahm gemacht. — Ich bin nicht besser weggekommen, fiel der Vicomte ein; und was mich am meisten kränkt, ist, daß ich im Fall meine Perücke verlohren und den Damen meine grauen Haare gezeigt habe.

Hören Sie auf, sagte der Prior, ich sehe, daß Sie den Kummer und die Verlegenheit unsers Freundes unnöthigerweise vermehren. Sie müssen einige Schonung gegen einen verwundeten Ritter haben; und ich schwöre Ihnen, hätte er mir den Hals gebrochen, ich würde kein Wort sagen. — Ich bin Ihnen unendlich verbunden, antwortete er; aber ach! die Damen haben andre Privilegien! Die Grausamkeit ist ihr Antheil und die schöne Virginie weiß ihr Recht zu behaupten. — Machen Sie mir meine Klagen nicht zum Vorwurf, antwortete sie. Eine andre, als ich, hätte vielleicht noch lauter aufgeschrien. Aber ich muß Ihnen offenherzig gestehn, daß ich die Gesinnungen eines Alexander habe . . . Und die Härte einer Alexandrine, fiel la Dandinardiere ein, und sah die ganze Gesellschaft bey diesen Worten an, die ihm unendlich geistreich schienen; höchlich

ver-

verwunderte, daß sie ihm nicht mit Beyfall und Bewunderung zuvorkam.

Es war schon spät, und die Baronin hielt es für gut, dem Kranken einige Ruhe zu lassen; sie wünschte ihm gut zu schlafen, und die ganze Gesellschaft entfernte sich. Niemand als der treue Johann blieb da, der sich ganz beschämt und betrübt in eine Ecke des Zimmers gedrückt hatte. Sein Herr söhnte sich noch denselben Abend mit ihm aus.

Den andern Morgen, als la Dandinardiere noch in tiefem Schlafe lag, kam der Dorfchirurgus Robert und klopfte mit Händen und Füßen an die Thüre. — Ja, ja, rief er einmal über das andere, ich muß bezahlt werden, und ich lasse mich nicht prellen. Man hat mir gesagt, der Herr wolle abmarschieren, ohne Sang und Klang. Meinethalben, wenn ich nur erst mein Geld habe. Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich nicht an der Thüre Schildwache stehe, bis mein Laus Deo berichtigt ist. Ja, ja, man sieht wohl, versprechen ist adelich, aber halten bürgerlich. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keul, und wie man in Wald ruft, so schallt's wieder heraus.

La Dandinardiere war über allen den Lärm ganz bestürzt, und hörte ihm eine Zeitlang zu, ohne ein Wörtchen zu sagen. Endlich rief er seinen Johann zu sich, und sagte ganz leise: Hörst du, was der grobe Barbier sagt? ich soll ihn bezahlen, weil er mich beynahe ums Leben gebracht hat Man sollte meinen, ich wäre ihm noch so viel schuldig. Er verdient eine derbe Züchtigung für seine Insolenz; aber ich bin nicht in der Laune, mich mit einem solchen Schurken einzulassen. Das ist deine Sache. Thue einen muthigen und schnellen Ausfall auf ihn, wirf ihn zur Erde, und gieb ihm funfzig Prügel. Ich will dich decken ... Sie wollen mich decken? fragte Johann. Ja, antwortete der Edelmann, ich will dir nachschleichen und die Thüre verriegeln; denn wenn du unglücklicherweise den kürzern ziehen solltest, so würde er in mein Zimmer kommen; und ich habe dir schon gesagt, daß ich den Schurken allzusehr verachte, um ihn zu schlagen.

Ach! mein lieber Herr, versetzte Johann: ich versichre Ihnen, daß ich ihn auch viel zu sehr verachte, um mich von einem Menschen, der so weit unter mir ist, prügeln zu lassen. — Du bist ein Poltron, antwortete jener. Geh' und schaff mir den Kerl vom Hals oder ... Ja, ich weiß wohl, daß Sie mich schlagen werden,

den, schrie Johann; aber ich will mich doch auf jeden Fall lieber mit ihren Fäusten einlassen, deren Schwere ich einmal kenne, als hier eine so ganz neue Bekanntschaft machen.

Während dieses Streits setzte Robert seinen Lärm vor der Thüre immer fort, und la Dandinardiere, der seinen Bedienten zu keinen Ausfall bewegen konnte, und sich selbst in keine weitere Händel einlassen wollte, nahm seine Zuflucht zu einem ganz sonderbaren Mittel, sich zu rächen.

Unten an der Thüre war nemlich ein großes Loch, welches den Katzen zum Durchgang diente; der Edelmann erhob sich von seinem Lager, zog seine Stiefeln an, denn er hatte weder Schuhe noch Pantoffeln mit, ergriff eine Zange, und packte durch das Loch das Bein des ehrlichen Barbiers. Dieser glaubte wenigstens von einer Schlange gepackt zu seyn und that einen fürchterlichen Schrey. Dandinardiere packte ihn noch fester, und das Geschrey des Barbiers, verbunden mit dem schallenden Gelächter des Edelmanns, machte ein solches Lärm, daß bald das ganze Haus vor der Thüre zusammenlief.

Der Vicomte und der Prior, die in der Nähe schliefen, und schon einen guten Theil von dem wußten, was vorgegangen war, denn niemand als sie hatten es angestiftet, kamen herbey, und bemühten sich, den schrecklichsten Tumult zu stillen der sich jemals in einem ruhigen Dörfchen erhoben hat.

Robert war, wie alle seine Landsleute, ein großer Freund von Prozessiren, und rief sogleich die sämmtlichen Herren zu Zeugen an. La Dandinardiere ließ seine Zange noch immer nicht loß. Der Vicomte und der Prior konnte sich nicht enthalten, über dieses ganz neue Stratagem zu lachen, da es aber gegenwärtig darauf ankam, den Frieden unter den streitenden Partheyen herzustellen, beredeten sie den Edelmann, einen Waffenstillstand zu machen, die Zangen zurückzuziehn, und die Thüre zu öfnen. Sobald sich Robert in Freyheit sah, ergriff er die Flucht, und schwor hoch und heilig, dem bösen Bezahler einen Prozeß an den Hals zu werfen, der ihm sein halbes Vermögen kosten sollte.

Nochnie hatte Dandinardiere das Vergnügen gehabt, einen seiner Feinde das Feld räumen zu sehn. Er glaubte also einen sehr glorreichen Sieg erfochten zu haben, und war darüber so erfreut, daß er im Hemde, in Stiefeln; und die

Zange in der Hand, den beyden Herren den ganzen Vorfall mit einer lustigen Lebhaftigkeit erzählte. Und als sie sich wieder wegbegeben hatten, um noch einige Stunden zu schlafen, konnte er nicht aufhören, gegen Johann seinen Muth, seine Entschlossenheit und Erfindungskraft zu rühmen. Du siehst, sagte er, wie ich die Insolenz dieses Schurken bestraft habe; und wehe, wehe einem jeden, der es sich einfallen läßt, mich zu beleidigen. — Ja, ja, brummte Johann, wehe einem jeden, der uns was zu Leide thut.

Endlich schlief Dandinardiere wieder ein und Johann stellte sich an's Fenster und sah auf die Landstraße hinaus, als er auf einmal den Herrn von Villeville vorbeykommen sah, der von ohngefähr in die Höhe blickte und ihn erkannte. Villeville wußte wohl, in welche tödtliche Angst sein Name schon den armen Johann und seinen Herrn setzte; denn der Baron von Saint Thomas hatte ihm die ganze Geschichte erzählt; und um dem einmal angenommenen Charakter treu zu bleiben, zog er seine Pistole heraus und richtete sie auf den armen Johann. — Ach! um Gottes willen, schrie dieser und faltete die Hände, übereilen Sie sich nicht. Sie haben mich zwar einmal arg geschlagen, aber ich schwöre Ihnen, daß ich alles vergeben und vergessen habe. — Villeville antwortete

nicht, sondern fuhr fort zu zielen. Ich sehe, daß Sie Lust haben, jemanden das Lebenslicht auszublasen, sagte Johann. Warten Sie einen Augenblick, ich will meinen Herrn wecken; der mag es mit Ihnen ausmachen.

Mit diesen Worten lief er an das Bett, ergriff seinen Herrn beym Arm und weckte ihn auf. Stehn Sie auf, sagte er, es ist jemand unter dem Fenster, der Sie sprechen will. Er sprang auf, warf seinen Schlafrock über, zog seine Stiefeln an, und lief an's Fenster. Aber o! Himmel, welche Erscheinung für ihn. Sein schrecklichster Feind drohte ihm mit der gespannten Pistole. Dieser Anblick setzte ihn außer sich. Ohne ein Wort zu verliehren, sprang er zurück und kroch im Todesschrecken unter sein Bett.

Unglücklicherweise war das Bett so niedrig, daß Dandinardiere darunter hätte ersticken müssen; gleichwohl konnte er sich nicht wieder hervorarbeiten. Er rief seinen Johann um ihn zu helfen. Aber Johann hörte nicht, denn er hatte sich in einen Schrank gesteckt, der des Nachts zum Bette diente, und den er jetzt in aller Geschwindigkeit in die Höhe gerichtet hatte Da Villeville seinen Feind nicht zurückkommen sah, schoß er die Pistole los, und Johann erschrak so sehr über

den Schuß, daß er das Gleichgewicht verlohr und mit sammt dem Schrank zur Erde fiel.

Der Baron von Saint-Thomas befand sich mit seinen Gästen gerade in einem Saal, der unter dem Zimmer des Edelmanns war, und hörten den schrecklichen Lärm, den das Fallen des Schrankes verursachte. Sie stiegen in aller Eile hinauf, um Zeugen einer neuen Scene zu seyn. Sie fanden den Bedienten der Länge nach auf der Erde ausgestreckt, und hörten die erstickte, klagende Stimme des Herrn. Sie konnten nicht errathen, woher sie käme; und alles ihr Fragen war umsonst, denn Johann wagte nicht ein Wort zu sprechen, sondern legte den Finger auf den Mund und zeigte auf das Fenster, das auf die Straße gieng. Sie sahn hinaus, aber Villeville war in der Zeit fortgeritten, und so war es ihnen unmöglich, etwas von dieser sonderbaren Scene zu begreifen, bis endlich der Baron unter das Bett sah, und zu seinem großen Erstaunen den armen Dandinardiere in der peinlichsten Lage von der Welt erblickte.

Man gab sich alle mögliche Mühe, ihn aus derselben zu befreyen, aber lange umsonst. Bald kam ein Bein, bald ein Arm zum Vorschein, aber der Körper folgte nicht nach. Endlich

lich warf man die Betten heraus, hob das Gestelle in die Höhe, und befreyte ihn endlich aus seiner Gefangenschaft. Er befand sich in den elendesten Umständen. Seine Nase war eingedrückt, Gesicht und Hände geschunden und der ganze Leib voll blauer Flecken. Man brachte ihn zu Bette; und dem Bedienten wurde befohlen, spanischen Wein zu holen und Brandewein, seinen Herrn zu waschen. Um Verzeihung, antwortete Johann, ich möchte die Herrn wohl bitten, diese Mühe selbst zu übernehmen; so lange der Herr von Villeville noch um's Haus herumreitet, bringt mich kein Mensch hinaus. — Schweig, Unverschämter, schrie sein Herr ihn an, wer hat dir gesagt, daß Villeville eine Pistole unter meinen Fenster losgeschossen hat und daß ich darüber erschrocken bin? — Das hab ich ja auch nicht gesagt, antwortete Johann; aber nun verplaudern sie's selbst. — Glauben Sie ja nichts von diesem albernen Geschwätze, fuhr Dandinardiere fort, ich würde mich vor dem Herkules selbst nicht fürchten; am allerwenigsten aber vor diesen armseligen Edelmann der sicherlich nicht die Hälfte meiner Einnahmen hat. Der einfältige Johann hat bisweilen Erscheinungen zum todt lachen.

Damit Sie aber doch erfahren, wie ich so unglücklicherweise unter das Bett gekommen bin, so muß ich Ihnen sagen, daß es mir im Traum vorkam, als ob ich mich mit meinem Feind herumschlüge. Ich hatte ihn in die Flucht geschlagen; ich warf mich aus dem Bette um ihn zu verfolgen; er floh unter dasselbe; ich ihm nach. Darüber wacht ich auf, und fand, daß mich mein unerschütterlicher Muth zu weit getrieben hatte. Ich wunderte mich indeß nicht darüber; denn ich bin ein Nachtwandler und der ganze Hof weiß, daß ich mich mehrere Jahre lang alle Nacht im Schlafe badete.

Der Baron stellte sich, als ob er alles buchstäblich glaubte, und versicherte, daß, so viel er wüßte, der Herr von Villeville nicht wohl wäre, und es auch ganz gewiß nicht gewagt haben würde, einen so gefährlichen Feind aufzusuchen. Der Vicomte und der Prior wiederholten das nemliche, und zogen den armen Dandinardiere nach und nach aus seiner tödtlichen Verlegenheit.

Als sie sich hierauf entfernt hatten, und frey über diese neue Scene sprechen konnten, kamen sie alle darinne überein, daß Dandinardiere ein unheilbarer Mensch sey, aber daß man

sein

sein Geld in die Familie des Barons zu bringen suchen müsse. Der Baron selbst fand große Bedenklichkeiten; aber der Vicomte blieb fest auf seiner Meinung und versprach, die ganze Sache auf sich zu nehmen.

Der Prior kehrte hierauf zu unsern Edelmann zurück, um ihm Gesellschaft zu leisten; als er aber an die Thüre kam, hörte er, daß er ein sehr lebhaftes Gespräch mit seinen Bedienten führte. Jeder andre hätte es an meiner Stelle eben so gemacht, sagte Johann. Kann man denn wohl nicht sagen, was man gesehn und gehört hat? Ich kroch in den Schrank, Sie krochen unter's Bett; wer war denn Schuld daran, als der vert . . . Villeville. Und bey meiner armen Seele, ich meyne noch immer, daß wir beyde sehr wohl daran gethan haben. Wer weiß, wo wir jetzt wären? Denn der Schuß knallte so fürchterlich, daß es mir durch alle Glieder fuhr. — Schweig, Schlingel, fiel Dandinardiere ein. Ich habe noch immer auf deinen Muth gerechnet, aber ich kenne dich jetzt, und sobald ich wieder auf mein Schloß zurückkomme, will ich dir deinen Abschied in bester Form ausstellen. — Ach! mein lieber Herr, versetzte Johann ganz wehmüthig, womit hab' ich denn das verschuldet? Ich habe ja meinen Theil Angst gehabt, so gut als Sie.

Wenn Sie noch von mir verlangt hätten, mich für Sie zu schlagen, und ich hätte es nicht thun wollen, so könnten Sie sich noch eher über mich beschweren. Aber davon ist ja gar nicht die Rede gewesen . . . La Dandinardiere freute sich, seinen Bedienten so gerührt zu sehn. Nein, nieder, sagte er, deine Reue söhnt mich mit dir aus. Johann warf sich an dem Bette nieder. Ich verzeihe dir, fuhr jener fort, ja ich thue noch mehr, ich theile dir meinen Muth mit. Bey diesen Worten bließ er ihm aus Leibeskräften in die Ohren. Du kannst nun gewiß seyn, daß du im Stande bist, dich mit jedermann herumzuschlagen. — Und ohne geschlagen zu werden? rief Johann. — Ohne geschlagen zu werden, antwortete sein Herr. — Nun so danke ich Ihnen tausendmal, sagte Johann: wiewohl ich nicht glaube, daß mir diese Gabe viel helfen wird. Denn ich mag mit niemanden Händel haben.

Jetzt trat der Prior in's Zimmer, nachdem er dieses erbauliche Gespräch mit angehört hatte. Ich glaubte Sie schliefen, redete er ihn an. Sie legten sich ja in der Absicht nieder. Freylich, antwortete Dandinardiere, ward es meine Absicht; aber die Liebe ist ein beschwerlicher Schlafgeselle. So wie ich die Augen zumache, so stehn Virginie und Adelheit vor

mir.

mir. — Nun, versetzte der Prior, ich hätte nicht gemeint, daß Ihnen die Liebe hart zusetzen könnte. Sie haben uns ja erst gestern versichert, daß Sie eine ansehnliche Mitgabe allen Tugenden und Reizen vorziehen würden. Ich muß Ihnen gestehn, daß diese Gesinnung mit ihrer übrigen vortreflichen Denkungsart in einem sonderbaren Contraste steht. — Wie so? sagte der Edelmann. Ich sollte doch meinen .... Aber man muß die Geheimnisse seines Herzens nicht allenthalben zur Schau tragen. — Wenn Sie aufrichtig seyn wollen, fuhr der Prior fort, so verspreche ich Ihnen alles für Sie zu thun. Virginie ist ein sehr schätzbares Frauenzimmer. — Was kriegt sie mit? unterbrach ihn jener. — Was sie mitkriegt? versetzte der Prior. Nun wissen Sie das nicht? Eine Mitgabe, welche mehr werth ist, als die schönste Besitzung in dieser Provinz. — Was Sie sagen! antwortete Dandinardiere, und machte große Augen; wahrscheinlich ein Haus zu Paris, oder eine ansehnliche Leibrente beym Hotel-de Ville. — Nichts von allen dem, war die Antwort. Ihre Mitgabe ist das schöne Talent, Mährchen zu machen. Sie wissen nicht, wie viel das einbringen kann. — Dem guten Dandinardiere wollte dieß nicht einleuchten. Ja, ja, sagte er, das ist an sich recht gut. Aber; wenn sie ihrem Manne wei-

ter nichts zubringt, so muß die Wirthschaft zu Grunde gehn. — Ey, ey, versetzte der Prior; ich hätte nicht geglaubt, daß Sie den Verstand für ein so kleines Capital hielten. — Ich lasse den Verstand in seinen Würden, antworte er; aber er muß mit einer gewissen Mitgabe verbunden seyn. Um Mährchen ins Haus zu bekommen brauche ich keine Frau: die kann ich allenfalls selbst machen. — Vielleicht auch nicht: antwortete der Prior. Die Sache ist so leicht nicht als man denkt — Aber Sie sollen sehn, daß es mir leicht wird: fuhr der bürgerliche Edelmann auf. Ich will ein Mährchen machen, und wenn ich darüber zerplatzen sollte; und dann wollen wir sehen, was Sie dazu sagen werden. — Ich werde Ihnen nie meinen Beyfall versagen; versetzte der Prior, ich rathe Ihnen sich noch heute daran zu machen. — Das will ich auch: sagte Dandinardiere. Glauben Sie denn, daß ich meine Bibliothek umsonst mit so vieler Mühe und Kosten habe hieherschaffen lassen? — Wenn Sie dabey etwa meiner Hülfe wieder nöthig haben sollten, setzte der Prior hinzu: so seyn Sie versichert, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen werde, Sie zu unterstützen.

Dieser Vorschlag machte den bürgerlichen Edelmann so zahm, wie ein Lamm. Er faßte

den

den Prior bey der Hand, zog ihn zu sich, und sagte ihm in's Ohr: Ich muß Ihnen gestehn, daß, wenn ich der Mühe, selbst etwas zu componiren, überhoben seyn könnte, mir dieß sehr angenehm seyn würde. Ich trage zwar eine Menge glücklicher Ideen mit mir herum; aber gerade dieser große Vorrath würde mir die Arbeit unglaublich erschweren. Sie wissen wohl, empfangen ist süßer als gebähren; dichten süßer als darstellen. Sie würden mich also sehr verbinden, wenn Sie mir noch ein schönes Mährchen verschaften, womit ich Virginien beweisen könnte, daß ich nicht weniger Talent besitze als sie.

Es war Mittagszeit; der Prior gieng zur Tafel und verließ den Kranken, mit dem Versprechen, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als er in den Saal trat, fand er zwey Damen von seiner Bekanntschaft, welche einen Besuch bey der Baronin machten. Sie waren erst seit kurzer Zeit in der Provinz. Die eine war Wittwe und coquet; die andre hatte einen alten, reichen Edelmann geheyrathet, und schien mit nichts so beschäftigt, als das Geld, das ihr Mann in langen Jahren gesammelt, in kurzer Zeit durchzubringen.

Die Wittwe, die sich Madam du Rouet nannte, liebte das Spiel und die Freuden der Tafel. Dieß, und die Schminke, womit sie ihr Gesicht übertünchte, waren ihre beträchtlichsten Ausgaben. Es war noch niemand im Saal; sie hatte also diesen Augenblick benutzt, ihre Farben zu verbessern, die von der Sonne gelitten hatten; denn die Damen waren genöthigt gewesen, einen Theil des Wegs zu Fuß zu machen, weil ihr Wagen zerbrochen war. Die Arbeit war mühsam und langwierig; und sie war kaum zur Hälfte vollendet, als der Prior hineintrat. Ihr Gesicht sah aus, wie ein Damenbret. Madam de Türe, so hieß die andre Dame, suchte ihre Freundin aus der Verlegenheit zu ziehn. Sie nahm den Prior bey Seite und sagte zu ihm: Lassen Sie meine Corsine ihre Coeffüre ausbessern; ich will Ihnen ein Mährchen mittheilen, das Ihnen unendliches Vergnügen machen wird. — Ich fürchte, daß wir keine Zeit haben, es noch vor Tische zu lesen; antwortete der Prior. — Hören Sie nur wenigstens den Titel, fuhr sie fort: Sie werden zuverläßig Lust bekommen, auch das übrige zu hören. Es heißt Prinz Frischling; was meinen Sie? — Ich bin in dieser Art von Geistesprodukten so neu, versetzte der Prior, daß ich nicht im Stande bin, über den Titel zu urtheilen. Die Dame machte über seine Unwis-

wissenheit den Krieg; da sie aber sah, daß ihre Freundin mit ihrer Mahlerey fertig war, steckte sie ihr Mährchen wieder ein.

Man hatte indeß dem Baron von Saint-Thomas die Ankunft der beyden Damen gemeldet, und er eilte mit dem Vicomte herbey, sie zu complimentiren. In der Küche wurden neue Befehle gegeben, und das Mittagsessen wurde weiter hinausgeschoben. Um die Zeit hinzubringen, schlug der Baron seinen Gästen einen Spaziergang in ein benachbartes Hölzchen vor, wo sie auf Betten von Moos, an reizenden Bächen, der Kühlung genießen könnten. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, und nachdem sie sich an einem schattigen Ort niedergelassen hatten, bat der Prior die Madame de Lüre der Gesellschaft ihr Mährchen mitzutheilen. Sie ließ sich nicht lange bitten; ersuchte aber den Prior: die Mühe des Lesens über sich nehmen, welcher sogleich bereit war und folgendermaßen anhub:

* * *

5.

Prinz Frischling.

Es war einmal ein König und eine Königin, die bey allem Glanz, der sie umgab, dennoch ihres Lebens niemals froh wurden, weil sie keine Kinder hatten. Die Königin war noch schön, aber nicht mehr jung, und sie hatte also nur wenige Hoffnung, ihres Wunsches theilhaftig zu werden. Dieser Gedanke schlug sie ausserordentlich nieder; sie aß und trank nicht vor lauter Betrübniß, und bat alle Götter und Feen, ihr beyzustehn. Eines Tags gieng sie in einem Wäldchen spazieren, und pflückte Blumen und Erdbeeren. Kaum hatte sie einige von den Erdbeeren gegessen, als sie eine so große Müdigkeit empfand, daß sie sich an den Fuß eines Baums legte und einschlief.

Sie träumte, daß drey Feen über ihrem Haupte schwebten. Die eine sah sie mitleidig an und sagte: Was für eine schöne Königin! Es ist doch Schade, daß sie keine Kinder hat; wir könnten sie recht glücklich machen, wenn wir ihr dazu behülflich wären. Von ganzem Herzen, sagte die andre. Begabe sie damit;

du

du bist ja die älteste — Gut; versetzte jene. Ich schenke ihr also den schönsten, liebenswürdigsten und beliebtesten Sohn, den je die Welt gesehn hat. — Und ich, fuhr die zweyte fort, mache dieses Kind geistvoll, rechtschaffen, mächtig, in allen Unternehmungen glücklich — Als die Reihe an die letzte kam, brach sie in ein lautes Gelächter aus, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das die Königin nicht verstand.

Einige Augenblicke darauf erwachte sie aus ihrem Schlummer, sah in die Höh, und erblickte nichts in der Luft. — Ach! sagte sie; wenn ich doch so glücklich wäre, daß mein Traum in Erfüllung gienge. Wie dankbar wollte ich gegen die gütigen Feen seyn, wenn ich einen Sohn bekäme. — Sie pflückte im Gehn noch einige Blumen, und kam vergnügter nach Hause als gewöhnlich. Der König bemerkte es und fragte sie um die Ursache; sie wollte anfänglich nicht damit hervorrücken; da er aber in sie drang, erzählte sie ihm ihren Traum von einem Ende bis zu dem andern.

Dein Traum, sagte der König, macht mir Vergnügen, nur mißfällt mir das Gelächter der dritten Fee. Denn wenn die Feen lachen, so ist das nicht immer ein gutes Zeichen. — Ich

mache mir darüber keinen Kummer, antwortete die Königin, denn ich fürchte, daß der ganze Traum nicht viel mehr ist, als ein Hirngespinnst meiner Phantasie; mehr ein Wunsch meines bekümmerten Herzens, als eine Prophezeihung der Zukunft. Sollte ihm aber wirklich einige Wahrheit zum Grunde liegen, sollte mich der Himmel mit einem Sohne beglücken, was könnte ihm widriges begegnen, nachdem ihn zwey von den Feen so reichlich ausgesteuert haben.

Nach einigen Monaten stellten sich die Zeichen der Schwangerschaft ein. Das ganze Königreich nahm den lebhaftesten Antheil an dieser glücklichen Begebenheit, und alle Altäre dampften von Opfern, die man für das Wohl der Königin brachte. Des gratulirens wurde kein Ende; und als der Tag der Niederkunft erschien, stellten sich sämmtliche Prinzen von Geblüt, und alle Gesanden am Hofe ein. Die Königen hatte sich die ganzen neun Monate über ausserordentlich wohl befunden, und man hatte die größte Hoffnung, daß ihre Niederkunft glücklich seyn würde. — Aber ach! die allgemeine Freude verwandelte sich bald in Herzeleid, als die Königin, statt eines liebenswürdigen Prinzen, ein Ferkelchen zur Welt brachte. Alle Anwesenden stiessen ein lautes Geschrey aus. Die Königin fragte, was es gäbe? aber

aber man wagte es nicht, ihr die Wahrheit zu sagen, sondern meldete ihr, daß sie mit einem schönen Knaben niedergekommen wäre.

Der König war über diese Begebenheit hoch betrübt. Er befahl, den Frischling in einen Sack zu stecken und in das Meer zu werfen; als man aber seinen Befehl ausführen wollte, regte sich das Mitleiden in seinem Herzen und er befahl, es zu unterhalten, bis er mit seiner Gemahlin zu Rathe gegangen wäre. Die Königin fragte täglich nach ihrem Kinde; aber man sagte ihr, es sey zu zart um aus einem Zimmer in das andre gebracht zu werden; und damit beruhigte sie sich.

Der Prinz Frischling führte indeß ein herrliches Leben und ließ es sich an nichts abgehn. Man gab ihm Wein und hitzige Getränke, die ihm vortrefflich bekamen, und er wurde von Tag zu Tag größer und schöner. Endlich konnte die Königin dem Verlangen den Prinzen in ihre Arme zu schließen, nicht länger widerstehn. Sie versicherte, daß sie sich sehr wohl befände und wohl in das Zimmer des Kindes gehen könnte. Der König stieß einen tiefen Seufzer aus, und befahl, den Kronerben herzubringen. Er war gewickelt, wie ein Kind. Die Königin nahm ihn auf den Arm, hob den Schleyer auf, der ihn bedeckte, und erblaßte bey dem schreck-

schrecklichen Anblick des Frischlings, das ihr entgegen grunzte. Sie wünschte, dieser Augenblick möchte der letzte ihres Leb ns seyn, und blickte, ohne ein Wort zu sagen, den König mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzens an.

Beruhige dich, liebe Frau, sagte der König; ich messe dir keine Schuld bey Eine boshafte Fee hat uns diesen Streich gespielt, und, wenn du's zufrieden bist, so wollen wir deses kleine Ungeheuer in's Wasser werfen. — Die Königin schwieg einen Augenblick; dann sagte sie: Nein, mein König, ich kann mich zu einer so grausamen Handlung nicht entschliessen. Ich bin die Mutter dieses unglücklichen Frischlings, und, seiner Häslichkeit ungeachtet, fühle ich eine gewisse Neigung zu ihm. Wir wollen es nicht noch unglücklicher machen! ist es nicht schon unglücklich genug, ein Schwein und kein Mensch zu seyn?

Der König wurde von ihren Thränen gerührt, und gab seinen Vorsatz zum zweytenmal auf. Man trug für den Prinzen Frischling noch mehr Sorge als vorher, da man sah, daß seine Eltern ihn nicht verstießen. An seine Gestalt ward man bald gewöhnt, und seine Maniren gewannen ihm Zuneigung. Er hatte

sehr

sehr lebhafte und sprechende Augen, und das Pfötchen wußte er mit eigner Artigkeit hinzureichen.

Die Königin konnte sich nicht enthalten, ihn zu lieben. Sie trug ihn oft auf den Armen, und fand ihn allerliebst, wiewohl sie es nicht zu sagen wagte. Sie putzte ihn auf alle mögliche Art, und für einen Frischling fast allzuschön. Auch für seine moralische Bildung trug sie Sorge; und wenn er unartig war, bekam er die Ruthe.

Als die Königin eines Abends spazieren gieng und den Prinzen auf dem Arme trug, kam sie an den nämlichen Baum, wo sie den oben erzählten Traum gehabt hatte. Das Andenken jener Begebenheit ergriff sie mit der größten Stärke: Das ist also, rief sie aus, der schöne glückliche und liebenswürdige Prinz, der mir versprochen ward? Trügerischer Traum! grausame Feen, was that ich euch, daß ihr so euern Spott mit mir treibt? — Während sie diese Worte aussprach, sah sie einen Eichbaum aus der Erde hervorwachsen, aus welchem eine geputzte Dame hervortrat, die sie mit vieler Gütigkeit anredete: Bekümmre dich nicht darüber, daß du diesen Frischling das Leben gegeben hast. Es wird eine Zeit kommen, wo du ihn liebenswürdig finden wirst. — Die Königin

erkannte die Dame für eine von den drey Feen, welche ihr einen Sohn versprochen hatten. — Es kostet mir Mühe, Ihnen zu glauben, versetzte die Königin. Wer wird meinen Sohn in seiner gegenwärtigen Gestalt lieben können, gesetzt auch, daß er noch so viel Verstand hätte? — Hierauf wiederholte die Fee die vorigen Worte, kehrte in dem Baum zurück, und der Baum kehrte in die Erde zurück, ohne daß die mindeste Spur von dieser Erscheinung übrig blieb.

Die Königin eilte schleunig nach dem Pallast, um ihren Gemahl dieß neue Abentheuer mitzutheilen; aber er glaubte, sie hätte diese Geschichte blos erfunden, um ihn für sein Söhnchen günstiger zu stimmen. Ich sehe aus deiner Miene gar wohl, sagte sie, daß du meinen Worten keinen Glauben beymessen willst; gleichwohl hab' ich dir nichts als die reine Wahrheit gesagt. — Die Feen haben dich zum Besten, erwiederte der König. Wie wollen sie's anfangen, daß aus einem Frischling etwas liebenswürdiges werde? Wenn ich denke, daß unser Sohn groß werden wird, so schlägt mich dieß immer so nieder, daß ich weinen möchte. — Die Königin gieng betrübter weg, als sie gekommen war. Sie hatte gehoft, daß die Versprechungen der Feen den Kummer ihres

Ge-

Gemahls lindern würden. Aber sie fand gerade das Gegentheil; und sie beschloß nunmehr, dem König kein Wort wieder von ihrem Sohn zu sagen, sondern den Göttern die Sorge für ihn zu überlassen.

Prinz Frischling fieng jetzt an, ganz vernehmlich zu stammeln, worüber seine Mutter eine unglaubliche Freude hatte, denn sie fürchtete schon, er möchte in seinem Leben nicht reden lernen. In allem, was er that, zeigte er unglaublich viel Geist und Muth, und es währte nicht lange, so gewann ihn der König, wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften lieb. Er gab ihm Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften; und was er unternahm das gelang ihm. Gleichwohl fühlte er das Lächerliche seiner Figur und vermied in großen Gesellschaften zu erscheinen.

Er hatte bis jetzt sein Leben in einer glücklichen Gleichgültigkeit zugebracht, als eines Tags in das Zimmer der Königin, wo er sich gerade befand, eine Dame mit ihren drey Töchtern trat. Sie warf sich der Königin zu Füßen und bat sie, ihre Töchter, die alle drey sehr jung und liebenswürdig waren, bey sich aufzunehmen; weil der Tod ihres Mannes, und eine Menge andrer Unfälle, sie in die äußerste Ar-

muth gestürzt hätten. Die Königin kannte die Dame und ward von ihrem Unglück gerührt. Sie hob sie auf, umarmte sie, und versprach ihr, alles an ihren Töchtern zu thun, was in ihren Kräften stehn würde. Die Mutter dankte ihr tausendmal für ihre Gnade und schien jetzt die Freude wieder zu empfinden, die sie seit langer Zeit geflohn hatte. Die älteste von diesen Fräulein hieß Ismene, die zweyte Zelonide, die dritte Albanie. Ismenens Schönheit machte bald großes Aufsehn am Hof, und gewann ihr vornemlich die Zuneigung eines schönen jungen Ritters, der den Namen Corydon führte, und eben so sehr der Schmuck der Ritterschaft, als sie die Zierde der Damen war. Eine geheime Sympathie fesselte ihre Herzen durch wechselseitige Banden. Der Ritter war unbeschreiblich liebenswürdig; und da er eine sehr gute Parthie für Ismenen war, so that die Königin alles, seine Bewerbungen glücklich zu machen. Es kam bald so weit, daß man von ihrer Vermählung sprach. Die beyden Verliebten schienen für einander gebohren und Corydon unterließ nichts, seiner Gebieterin zu gefallen.

Indessen hatte der Prinz Frischling die Reize Ismenens nicht ungestraft gesehn, ohne es doch zu wagen, seine Leidenschaften merken zu lassen. Ach! sagte er oft, indem er sich in dem Spie-

gel betrachtete, wie könnt' ich mir unter dieser unglücklichen Gestalt die Gunst der göttlichen Ismene versprechen? Nein, ich muß diese Liebe zu unterdrücken suchen, die mich dem Spotte des Hofs Preiß geben würde — Er vermied also Ismenen zu sehn, da er sich aber nicht enthalten konnte, ohne Unterlaß an sie zu denken, fiel er in eine fürchterliche Schwermuth, deren Wirkungen jedermann in die Augen fielen, ohne daß jemand ihre Ursache zu errathen im Stande war.

Als er erfuhr, daß alle Anstalten zur Hochzeit gemacht wurden, besiegte die Verzweiflung seine Bedenklichkeiten und er fand einen glücklichen Augenblick, Ismenen zu sehn und sie ungestört sprechen zu können. Sie saß in dem Schatten eines Platanus, und sang einige Verse, welche ihr Ritter auf sie verfertigt hatte, als der Prinz sich ihr langsam und schwermüthig näherte und sie mit sichtbarer Rührung fragte, ob es denn wahr wäre, daß sie dem Ritter Corydon heyrathe? Sie antwortete, daß sie dem Befehle der Königinn folgen würde. Ismene, versetzte der Prinz, Sie sind so jung, daß ich mir nicht einbilden konnte, daß man schon an ihre Vermählung denken würde; sonst würde ich Ihnen den einzigen Sohn eines großen Königs zum Gemahl vorgeschlagen ha-

ben, der Sie anbetet, und nichts mehr wünscht, als sie glücklich zu machen. Ismene erblaßte bey diesen Worten. Sie hatte schon mehrmals bemerkt, daß der Prinz sich gerne mit ihr unterhielt, und es ward ihr bange, er möchte selbst der Liebhaber seyn, von welchem er sprach. Ich freue mich, antwortete sie, daß mir die Gesinnungen dieses mächtigen Prinzen bis jetzt unbekannt geblieben sind! vielleicht hätte mich meine Familie gezwungen seine Hand anzunehmen; und ich gestehe Ihnen, mein Herz ist allzusehr für den Ritter Corydon eingenommen, als daß ich einen andern Gemahl als ihn wünschen könnte. — Wie? versetzte der Prinz. Sie wollten eine Krone ausschlagen? — Ich würde den Besitz der ganzen Welt ausschlagen, erwiederte Ismene, wenn ich dem Besitze des Ritters entsagen müßte. Ich bin nicht ehrgeizig; Zärtlichkeit und Liebe ist das einzige Gut, nach welchem mein Herz sich sehnt. Da Sie den Prinzen kennen, der diese gütigen Gesinnungen gegen mich hegt, so beschwöre ich Sie, ihn zu bitten, durch seine Bewerbung meine Zufriedenheit nicht zu stören. — Ach! Grausame, brach Frischling aus, Sie kennen den Prinzen nur allzugut, dessen Herz Sie verschmähn. Seine Gestalt mißfällt Ihnen! die Reize des glücklichen Ritters haben Sie gefesselt. Vergessen Sie aber nicht, daß wenn ich

kein

kein Adonis bin, ihn fürchterlich seyn kann. Ismene, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung. — Bey diesen Worten funkelten seine Augen; und seine Waffen schlugen so schrecklich gegen einander, daß die arme Ismene erblaßte.

Der Prinz entfernte sich und Corydon nahm wenige Augenblicke hernach seinen Platz ein. Die beyden Liebenden hatten bisher nur das Glück einer wechselseitigen Zärtlichkeit genossen; nichts hatte sich ihren Wünschen widersetzt, und sie sahn schon das Ziel in der Nähe, wo ihre Hoffnungen gekrönt werden sollten. Corydon fand seine Geliebte in Thränen; sie entdeckte ihm die Ursache ihres Kummers. Er war wie vom Donner gerührt. Soll ich Ihr Glück dem meinigen aufopfern? sagte er. Man bietet Ihnen eine Krone an; niemand ist deren würdiger als Sie. — Wie? versetzte Ismene. Ich sollte Ihnen entsagen, um einer elenden Krone willen, die auf dem Scheitel eines Ungeheuers sitzt? Dieser Rath kömmt nicht aus Ihren Herzen, oder Sie haben aufgehört mich zu lieben. — Corydon war gerührt, und Thränen rollten von seinen Wangen. Sie schworen sich ewige Liebe. Corydon versicherte seine Bereitwilligkeit, Ihr Glück mit Aufopferung seines

Lebens zu befördern; Ismene schwor, daß sie kein Glück kennen würde als in seinen Armen.

Während dieses Streites der Großmuth und Liebe hatte sich Prinz Frischling zu seiner Mutter begeben, und ihr die Geschichte seiner Liebe erzählt. Er würde es nicht überleben, Ismenen in den Armen eines andern zu sehn. Die Königin erstaunte nicht wenig über dieses Bekenntniß einer so heftigen Leidenschaft in dem Herzen eines Frischlings. Weißt du auch, was du sagst? antwortete sie ihm. Welches Mädchen wird dich nehmen wollen? welche Kinder hoffst du zu bekommen? — Ismene ist so schön, erwiederte er, daß sie keine häßlichen Kinder bekommen kann. Aber gesetzt auch, daß sie mir ähnlich würden — ich kann nicht ohne Ismenen leben. —

Alle Vorstellungen, die die Königin ihrem Sohne machte, hatten denselben Erfolg. Der Refrain aller seiner Antworten war, es sey ihm unmöglich, ohne Ismenen zu leben, so daß die Königin am Ende genöthigt war, ihm ihren Beystand zuzusagen. Sie ließ Ismenens Mutter zu sich kommen, eine Frau, deren Ehrgeitz sie kannte, und die ihre Töchter weit geringern Vortheilen aufgeopfert haben würde. Als ihr die Königin den Antrag machte: warf sie sich ihr zu Füs-

sen,

sen, und dankte für eine Gnade, die sie kaum zu hoffen gewagt hätte. — Aber, fuhr die Königin fort: Ismenens Herz ist nicht mehr frey. Wir haben ihr befohlen, den Ritter Corydon als ihren künftigen Gemahl zu betrachten. — Nun gut, versetzte die Mutter, so wollen wir ihr nun befehlen, diese Idee fahren zu lassen. — Das Herz ist nicht immer geneigt, dem Befehl der Vernunft zu folgen, antwortete die Königin. Es ist schwer, es umzustimmen, wenn es sich einmal entschieden hat. — Wenn das Herz meiner Tochter einen andern Willen hätte, als den meinigen, fuhr Ismenens Mutter fort, so würde ich sogleich aufhören, sie als mein Kind zu betrachten.

Hierauf verabschiedete sie sich und begab sich auf Ismenens Zimmer. Sie sagte ihr ganz trocken und mit einem entschlossenen Ton: Die Königin hätte ihr die Ehre erzeigt, sie zu ihrer Schwiegertochter zu ersehn; sie müßte den Ritter vergessen und dem Befehl der Monarchin ohne Widerrede befolgen. — Ismene antwortete mit ihren Thränen und ihre Mutter verließ sie, ohne ihre Einwilligung abzuwarten; und es währte nicht lange, so sagte man sich überall in's Ohr, daß der häßliche Frischling die reizende Ismene heyrathen wolle.

Auf diese Nachricht eilte Corydon zu seiner Gebieterin, die er in Thränen fand. Ihre Unterredung war die zärtlichste und leidenschaftlichste, als man jemals gehört haben mag. Liebe, Zärtlichkeit, Eifersucht und Verzweiflung wechselten in den Seelen der Liebenden ab. Frischling unterbrach sie. Er war zu Ismenen geeilt, um ihr seine Freude über das ihm bevorstehende Glück an den Tag zu legen. Corydons Gegenwart machte ihn verlegen und unruhig. Er befahl ihm, sich zu entfernen und nie wieder am Hof zu erscheinen. — Grausamer Prinz, rief Ismene aus und hielt ihren Geliebten zurück, was wollen Sie thun? Glauben sie ihn aus meinem Herzen zu vertilgen, wenn Sie ihn vom Hofe verbannen? Sein Bild ist hier allzutief eingegraben. Ich werde niemanden lieben als ihn! Sie verabscheue ich, denn Sie machen mein Unglück. — Und ich werde niemanden lieben als dich, antwortete Frischling. Verabscheue mich, so viel als du willst, ich werde dich nichts desto weniger zu meiner Gemahlin machen.

Corydon, betrübt seiner Geliebten diesen neuen Verdruß zugezogen zu haben, entfernte sich in dem Augenblick, da Ismenens Mutter in's Zimmer trat. Sie machte ihrer Tochter Vorwürfe, daß sie Besuche von ihrem ehemaligen Liebhaber annähme, und versicherte den

Prin-

Prinzen, daß sie den Ritter auf immer vergessen sollte. Jetzt war die Rede von dem Hochzeittage. Da sich der König hatte merken lassen, daß er diese Verbindung im höchsten Grade lächerlich fände, so eilte die Mutter und Frischling, alles so schnell als möglich in Richtigkeit zu bringen, damit der König keine Zeit hätte, sich ihren Planen zu widersetzen. Der Tag der Hochzeit erschien. Frischling hatte sich auf das schönste herausgeputzt. Er gieng aufgerichtet. Ein Purpurmantel floß von seinen Schuldern herab und eine blonde Perücke deckte seinen Scheitel. Ismene ward wie ein Schlachtopfer zum Tempel geführt. Vergebens bat sie ihr Bräutigam, die tiefe Traurigkeit zu verbannen, die man auf ihrem Gesichte lese; vergebens versprach er ihr, sie so glücklich zu machen, als jemals eine Königin gewesen sey. Ich gebe Ihnen zu, fuhr er fort, daß ich nicht schön bin; aber ich habe ein Herz voll Empfindung und Liebe, ein Herz, das Ihnen gänzlich ergeben ist. Ismene antwortete nichts. Sie dachte nur an den unglücklichen Ritter, dem sie entrissen wurde, und verglich ihn mit dem Ungeheuer, dem sie der Ehrgeiz in die Arme führte. Mitten unter dem Jauchzen des Volks, an der glänzenden Tafel verließ sie ihre Schwermuth nicht. Sie schien nicht den Tag ihrer Hochzeit, sondern den Tag ihres Todes zu feyern.

Frischling war bey den Kummer seiner Gemahlin nicht gleichgültig. Es gab Augenblicke, wo er wünschte, sie nicht gezwungen zu haben; aber wenn er dann wieder dachte, ohne Ismenen leben zu müssen, so schien ihm dieß ärger als der Tod. Als der Ball vorüber war, wo die Braut mit ihrem Bräutigam tanzen mußte, führte man sie in das Schlafzimmer, kleidete sie aus, und ließ sie allein. Der verliebte Prinz legte sich zuerst nieder: Ismene sagte sie wollte mit seiner Erlaubniß noch einen Brief schreiben, begab sich in ihr Cabinet und schloß sich ein.

In diesem Cabinet fand sie zu ihrem grossen Erstaunen den unglücklichen Corydon, der ihre Kammerfrauen bestochen hatte. Er hielt einen Dolch in der Hand. Ich komme nicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, sagte er; Sie haben mir zwar ewige Treue geschworen; Sie haben zwar Ihren Schwur gebrochen; gleichwohl klage ich nicht Sie, sondern die Götter an. Aber nichts kann mir Ihren Verlust erträglich machen. Das Leben ist mir eine Last, so lange ich Sie in den Armen eines andern weiß. Bey diesen Worten stieß er sich den Dolch in die Brust.

Ismenens Bestürzung war unbeschreiblich. Du stirbst, mein Geliebter, rief sie mit dem Ton des tiefsten und entschlossensten Schmerzens aus; Du stirbst unv ich folge dir nach. Ohne dich ist mir die Welt ein Grab und das Licht des Tages ist mir verhaßt. — Bey diesen Worten riß sie den Dolch aus der Brust des Ritters und stieß ihn noch rauchend in ihr eignes Herz.

Der Prinz hatte nun schon lange auf seine Gemahlin geharrt, und, da sie ihm die Zeit gar zu lang machte, und auf sein mehrmaliges Rufen nicht antwortete, stand er auf, rufte seine Leute, und ließ die Thüre des Cabinets einschlagen. Er trat zuerst hinein; und sah die Leichname der beyden Geliebten, deren Blut sich noch nach ihrem Tode mischte. Sein Schmerz war seinem Schrecken gleich. Er betete Ismenen an, und er hatte sie fruchtlos aufgeopfert. Man benachrichtigte dem Könige und der Königin von diesem Vorfall; der ganze Pallast ward wach; eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich. Man schätzte den Ritter eben so sehr als man Ismenen liebte. Die Königin trug für die Erblichne Sorge.

Der Prinz, der von den mannichfaltigsten Empfindungen gefoltert wurde, ward zu Bette ge-

gebracht und seine Mutter suchte seinen Schmerz Einhalt zu thun. Sie stellte ihm vor, daß er sich glücklich schätzen müßte, von einer Person befreyt zu seyn, die ihm allen Anschein nach, niemals geliebt haben würde. — Ach! und wenn sie mir ungetreu gewesen wäre, rief der Prinz aus, ich würde sie dennoch geliebt haben. Sie hat mich nie durch erkünstelte Zärtlichkeit zu täuschen gesucht; sie hat mich immer verabscheut, und sie hat es mir nicht verborgen, ich habe keine Entschuldigung; ich bin die Ursache ihres Todes. — Da die Königin sah, daß sie nichts bey ihm ausrichtete, entfernten sie sich, und ließ ihn unter der Aufsicht seiner Leute.

Als sie sich zu Bette gelegt hatte, kehrte ihr das Abentheuer mit den drey Feen in das Gedächtniß zurück. Warum haben sie mich zum Gegenstand ihres Hohns ausersehn? sagte sie. Sie versprachen mir einen reizenden Knaben und haben mir ein Ungeheuer gegeben, dessen Umarmung der unglücklichen Ismene fürchterlicher schien als der Tod Seit er gebohren ist, hat er dem König den Genuß des Lebens vergällt, und mich wird er noch in's Grab bringen.

Während sie mit diesen Gedanken beschäftigt war, sah sie ihr Zimmer auf einmal erleuchtet,

ket und erblickte die Fee, die ihr schon vor einiger Zeit in dem Wäldchen erschienen war. Warum bekümmerst du dich so? redete die Fee sie an. Warum mißt du meinen Worten keinen Glauben bey? Zweifelst du an meiner Wahrhaftigkeit? Wer sollte auch nicht daran zweifeln? versetzte die Königin. Von allen, was Sie mir versprochen haben, ist auch noch nicht das mindeste eingetroffen Warum haben Sie mich nicht lieber ohne alle Kinder gelassen, als daß Sie mir einen Erben, wie diesen, gegeben haben — Du hast Unrecht, mir darüber Vorwürfe zu machen, antwortete die Fee. Wir sind drey Schwestern; zwey von uns sind gut; die dritte aber verdirbt fast immer, was die andern gut machen. Ohne sie wärst du glücklich geworden; aber ohne uns würden deine Leiden noch viel länger dauern. Sie werden ein Ende haben — Halte dich an diese Versprechung und suche nicht weiter zu erforschen, was ich dir aus guten Gründen verbergen muß. . . Mit diesen Worten verschwand sie. Ein süßer Wohlgeruch blieb in dem Zimmer zurück und die Königin fieng von neuem an eine günstige Veränderung in ihrem Schicksal zu hoffen.

Der Prinz nahm wegen seiner unglücklichen Gemahlin die Trauer und zeigte eine Betrübniß, die jedermann Wunder nahm. Nach-

dem er sich eine geraume Zeit der Gesellschaft entzogen hatte, kehrte er in dieselbe zurück, und es währte nicht lange, so wurde sein Herz von Zelonidens Reizen gerührt, die ihrer Schwester Ismene ausserordentlich ähnlich war. Er unterhielt sich oft mit ihr, und ihr Witz bezauberte ihn; er fieng an zu glauben, daß nichts als Zelonidens Besitz ihn für den Verlust seiner ersten Geliebten trösten könnte. Eines Tags kam er mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit auf das Zimmer seiner Mutter. Liebe Mutter, sagte er zu ihr, ich komme mir eine Gnade von Ihnen auszubitten, die Sie mir nicht abschlagen dürfen. Ich bin fest entschlossen, mich wieder zu verheyrathen. Versagen Sie mir Ihren Beystand nicht. Gewinnen Sie mir Zelonidens Herz, und verschaffen Sie mir die Erlaubniß des Königs. — Ach! mein Sohn, erwiederte die Königin; was für ein unglücklicher Einfall! Hast du Ismenens Verzweiflung und ihren tragischen Tod schon vergessen? Glaubst du vielleicht, daß ihre Schwester dich mehr lieben wird? bist du etwa minder häßlich als damals? lerne dich doch kennen, mein Sohn, und mache dich nicht von neuem zum Gelächter. In deiner Lage muß man sich der Welt so viel als möglich entziehn. — Gut, ich will mich ihr entziehn, antwortete der Prinz; aber eben darum will ich eine Genossin meiner Einsamkeit.

Wohnt

Wohnt doch auch der Uhu und der Kauz bey seinen Weibchen; sollte ich denn schlechter seyn als sie? Aber Sie lieben mich nicht; Sie finden eine Freude daran mich zu betrüben.

Mein liebes Kind, antwortete ihm die Königin, der Himmel sey mein Zeuge, daß ich dich liebe, und daß es mein größter Kummer ist, dich in dieser unglücklichen Gestalt zu sehn. Wenn ich mich deinem Wunsch widersetze, so geschieht es gewiß nicht, um dich zu betrüben, sondern weil ich in der Erfüllung desselben neue Kränkungen und neuen Kummer für dich zum voraus sehe. Ich wünsche von Herzen, dich glücklich verheyrathet zu sehn; aber da muß man eine Frau haben, von der man geliebt wird.

Mein Entschluß steht fest, antwortete der Prinz. Ich beschwöre Sie noch einmal, noch heute mit dem Könige und mit Zelonidens Mutter zu sprechen. Die Königin konnt' es ihm nicht abschlagen. Sie trug ihrem Gemahl die Sache vor und besiegte seinen Widerstand. Er willigte ein, sobald Zelonide einwilligen würde; denn er wollte durchaus nicht, daß durch den Mißbrauch seiner Gewalt jemand unglücklich gemacht würde Die Königin brachte ihrem Sohne die Nachricht, daß er die Er-

laubniß habe, Zeloniden seine Liebe zu erkennen zu geben.

Der Prinz ließ sich das nicht zweymal sagen. Er begab sich sogleich in Zelonidens Zimmer, und da er sie in ihrem Cabinet fand, umarmte er sie, und sagte zu ihr: Meine liebe Schwägerin, ich bringe dir eine Nachricht, die dir hoffentlich nicht mißfallen wird. Ich will dich verheyrathen. — Sie sind sehr gnädig, antwortete Zelonide, so vielen Antheil an mir zu nehmen, und ich zweifle nicht, daß Sie mein Glück machen werden. — Ja, ja, fuhr der Prinz fort, mit einem der vornehmsten Herrn im Lande; aber das muß ich dir sagen, schön ist er nicht. — Gleichviel, erwiederte Zelonide. Ich bin es müde unter der strengen Herrschaft meiner Mutter zu stehn. — Der Mann, den ich dir bestimme, sagte der Prinz, hat eine große Aehnlichkeit mit mir. — Zelonide sah ihn verwunderungsvoll an. — Du schweigst, meine liebe, fuhr er fort; aus Freude oder aus Verdruß? — Ich erinnere mich doch nicht, sagte Zelonide, jemanden am Hof gesehn zu haben, der Ihnen ähnlich wäre. — Wie? antwortete der Prinz, du räthst nicht, daß ich von mir spreche? ja, schöne Zelonide, ich liebe dich, und biete dir mein Herz und meine Krone an. — Ihr Götter, was höre ich? schrie Zelonide

mit dem Tone des Schmerzes aus. — Was du hörst, Undankbare? Den annehmungswürdigsten, den ehrenvollsten Antrag, den man dir machen kann? Schätzest du dich nicht glücklich eine Krone zu tragen, als mein Herz gewonnen zu haben? Geh' und mache dich meiner Liebe würdig, und sey keine Thörin wie Ismene. — Aber, mein Prinz, versetzte Zelonide; es giebt so viele Fräulein an Ihrem Hof, die weit schöner und weit ehrgeiziger sind als ich. Warum wählen Sie nicht eine von diesen, die die Ehre, die Sie ihr erzeigen, besser zu schätzen wissen würde? Ich schätze Ruhe des Herzens und Zufriedenheit über alles, und ich weiß, daß diese Güter auf einem Throne nicht zu finden sind. — Ich bitte dich, Zelonide, antwortete der Prinz, mache mir nicht viele Einwendungen. Eine innre Stimme sagt mir: daß ich dich heyrathen soll, und ich muß dieser Stimme gehorchen, ich mag wollen oder nicht. Zelonide antwortete durch ihre Thränen.

Der Prinz gieng verdrießlich von dannen und begab sich zu seiner Schwiegermutter, ihr seine Gesinnungen zu entdecken und sie um ihren Beystand zu bitten. Er erzählte ihr den ganzen Vorgang mit ihrer Tochter; und den Widerwillen, den sie gegen ihn zu haben schiene, da er doch nichts mehr wünsche, als ihr und ihrer

ganzen Familie Glück zu machen. — Die Mutter war für Freude ausser sich, daß die Neigung des Prinzen zum zweytenmal auf eine von ihren Töchtern gefallen sey. Sie warf sich ihm zu Füßen, umarmte ihn, und dankte ihm tausendmal für seine gnädigen Gesinnungen gegen ihr niedriges Haus. Sie versicherte ihm, daß Zelonide zuverlässig gehorchen sollte. — Ich gestehe Ihnen, unterbrach sie der Prinz, daß es mir leid thun sollte, Gewalt brauchen zu müssen. Aber wenn ich warten wollte, bis man mir ein Herz entgegenträgt, so werde ich Zeit meines Lebens unverheyrathet bleiben. Alle Schönen finden mich häßlich, und gleichwohl bin ich entschlossen, eine schöne Frau zu haben. — Die Alte fand alles, was er sagte, höchst vernünftig, und versprach ihm noch einmal, ihr ganzes Ansehn zu seiner Gunst zu verwenden.

Sie hatte den Prinzen in seinen Gesinnungen so sehr bestärkt, daß er die Sache als ausgemacht ansah, und seiner Schwiegermutter versicherte, er werde bey Zelonidens Thränen taub und unempfindlich seyn. Er gieng hierauf in sein Zimmer und machte die kostbarsten Geschenke für seine Braut zurechte. Sie nahm sie aus Furcht vor ihrer Mutter an; bezeigte aber gegen alles die höchste Gleichgültigkeit,

ausgenommen gegen einen Dolch, der an dem Griff mit den kostbarsten Steinen besetzt war. In diesem Lande war es Mode, daß die Damen einen Dolch in dem Gürtel trugen.

Ich müßte mich sehr irren, sagte sie hierauf, wenn dieß nicht der nemliche Dolch wäre, mit welchem sich meine unglückliche Schwester durchbohrt hat? — Wir wissen das nicht, war die Antwort. Aber wenn Sie es glauben, so müssen Sie diesen Dolch nicht behalten, der Ihnen täglich das traurige Andenken Ihrer Schwester zurückrufen würde. — Ich bewundre Ihren Muth, erwiederte Zelonide. Glücklich wer ihr nachzuahmen im Stande ist. — Ach! liebe Schwester, rief Albanie, verbanne diese schrecklichen Ideen! könntest du die Thorheit begehen wollen, dein Leben abzukürzen? — Nein, antwortete Zelonide mit einem festen und gesetzten Ton, der Altar ist eines solchen Opfers nicht werth. Aber, ich schwöre bey den Göttern.... Hier erstickten Thränen ihre Stimme und sie konnte nicht weiter reden.

Als der verliebte Prinz vernahm, mit welcher Gleichgültigkeit Zelonide seine Geschenke angenommen hatte, gerieth er in großen Unwillen, und war schon entschlossen, mit ihr zu brechen und sie niemals wieder zu sehn. Aber aus

Zärtlichkeit oder aus Ehrgeitz oder aus einer andern unbekannten Ursache, änderte er seinen Entschluß, und nahm sich vor, seinen Willen mit der größten Beharrlichkeit durchzusetzen. Der König und die Königin überließen ihm die Anordnung dieses Festes ganz allein, und es war von der äussersten Pracht; wiewohl sich doch in allem der angebohrne Geschmack des Prinzen zeigte. Die Ceremonie gieng im Walde vor, und man hatte mehrere Tafeln mit Wildpret für die reisenden Thiere angeordnet, die etwa Lust bekommen sollten, an dem Feste Theil zu nehmen.

Zelonide verrieth ihren Unmuth und ihre Abneigung gegen den ihr bestimmten Gemahl nur allzusehr, ob sie sich gleich alle Mühe gab, das was in dem Innersten ihres Herzens vorgieng zu verbergen. Der Prinz hoffte noch immer, daß seine Braut der Nothwendigkeit nachgeben und ihm ihre Liebe schenken sollte. Diese Hoffnung belebte seine Laune ausserordentlich. Ehe der Ball anfieng, verkleidete er sich in einem Astrologen, und zwey Hofdamen leisteten ihm in derselben Maske Gesellschaft. Er hatte Sorge getragen, daß sie alle vollkommen überein gekleidet waren; und nach vieler Mühe gelang es, die beyden Damen den Frischling ähnlich zu machen.

Die eine von ihnen war Zelonidens Vertraute, und eben darum hatte der Prinz sie gewählt. Nach einem kurzen Ballet näherte er sich seiner Braut und deutete mit Zeichen auf eine von den Masken, so daß Zelonide glaubte, ihre Freundin stehe neben ihr, und wollte ihr den Prinzen kenntlich machen. Ach! sagte sie heimlich zu ihr; ich verstehe dich; die Maske, auf welche du zeigst; ist das Ungeheuer, das mir die erzürnten Götter zum Gemahl gegeben haben. Aber wenn du mich liebst, so wollen wir noch in dieser Nacht die Erde von ihm reinigen. — Der Prinz erschrack, aber er hatte sich in seiner Gewalt. Er sagte heimlich zu Zeloniden, er hänge von ihrem Willen ab. — So nimm denn diesen Dolch, fuhr jene fort, verbirg dich in meinem Zimmer, und wenn ich dich rufe, so eile mir zur Hülfe. — Der Prinz antwortete mit wenigen Sylben, nahm den Dolch und entfernte sich.

Einige Augenblicke darauf kehrte er ohne Maske zurück und bezeigte sich gegen seine Braut so zärtlich, als es mit seiner Figur nützlich war. Zelonide befand sich in großer Verlegenheit, wenn sie an ihren Plan dachte, und er empfand in dem Innern seines Herzens nicht weniger Unruhe als sie. Ist es möglich, dachte er, daß eine so junge und liebenswürdige Person so bos-

haft seyn kann? Was hab' ich ihr zu Leide gethan, daß sie mir nach dem Leben steht? Es ist wahr, ich bin nicht schön, ich habe manchen Fehler; aber welcher Mensch hat den nicht? Ich bin ein Mensch in Gestalt eines Thieres; wie viel Thiere giebt es dagegen, die die Gestalt von Menschen haben! Ist Zelonide nicht selbst schlimmer als ein reissendes Thier? — Zelonide bemerkte, daß ihr Bräutigam nachdenkend geworden war. Was fehlt Ihnen? sagte sie zu ihm. Sie scheinen nicht aufgeräumet. Gereut es Ihnen etwa, mich zu Ihrer Gemahlin erhoben zu haben? — Ich bin nicht so wankelmüthig; erwiederte er. Ich dachte vielmehr auf Mittel, den Ball zu endigen. Denn ich bin schläfrig.

Die Prinzessin freute sich, ihren Bräutigam schläfrig zu sehn, weil sie so ihren Mord leichter auszuführen hoffen durfte. Der Ball war zu Ende. Ein prächtiger Wagen brachte das Brautpaar nach Hause; man begab sich in das Schlafzimmer. Zelonide fest überzeugt, daß ihre Vertraute hinter der Tapete verborgen wäre, legte sich mit einer seidnen Schnur in der Hand zu Bette, wo der Prinz schon so fest schlief, als wenn es für ihn keine Braut in der Welt gegeben hätte. Schläfst du, sagte Zelonide ganz leise als sie ihn schnarchen hörte. Es soll dein

Todes-

Todesschlummer seyn Der Augenblick ist gekommen, wo du für deine Gewaltthätigkeit bestraft werden sollst. — Mit diesen Worten erhob sie sich aus dem Bette und rufte ihre Vertraute; aber keine Antwort. Undankbare Freundin, rief sie aus. Du verläßt mich in dem wichtigsten Augenblick meines Lebens. Aber meine Entschlossenheit macht deinen Beystand entbehrlich — So schlich sie sich wieder nah an das Bett, schlang die Schnur um den Hals des Prinzen und war im Begriff, sie zuzuziehn, als dieser ihr mit seinen Zähnen zwey Wunden versetzte, von denen sie todt zur Erde fiel.

Diese Begenheit machte großes Aufsehn im Schloß. Jedermann lief herzu: man fand Zeloniden in ihrem Blute, man wollte ihr beystehn, aber der Prinz widersetzte sich mit den fürchterlichsten Drohungen. Auch die Königin kam, und erfuhr den ganzen Zusammenhang der Sache aus seinem Munde.

Ach! sagte die Königin, ich habe dieß Unglück nur allzugut voraus gesehn; möchte es doch wenigstens dazu dienen, dich von deiner thörigten Neigung zum Ehestande zu heilen. Schon zum zweytenmal schließt sich dein Hochzeittag mit einem Leichenbegängniß. . . . Der Prinz antwortete nichts. Mannichfaltige Gedan-

danken durchkreuzten sich in seinem Gehirn. Er legte sich nieder; aber der Schlaf floh seine Augen. Sein Unglück, und der Tod seiner Geliebten beschäftigten ihn allzusehr. Er machte sich Vorwürfe und seine Liebe erwachte mit neuer Macht.

Ich Unglücklicher, sagte er endlich zu einem Herrn, der sein Vertrauen besaß; ich habe niemals die Freuden des Lebens gekostet. Der Stand, in welchem ich gebohren bin, macht mich nicht glücklich; meine Unterthanen seufzen, wenn sie daran denken: daß ein Ungeheuer auf dem Throne ihrer Könige sitzen soll. Auch die Liebe versagt mir ihre Freuden. Das ärmste Mädchen, dem ich die Hälfte meiner Krone anbiete, schauderte vor diesem Geschenke zurück. Suche ich Trost bey meinen Eltern, so sehe ich ihre Augen mit Thränen erfüllt und ihr Herz voll Kummer über ihren unglücklichen Sohn. Ich will den Hof verlassen und den Anblick der Menschen fliehn. Ich will mein Leben in den Wäldern beschließen, die mir meine Gestalt zum Aufenthalt anzuweisen scheint. Die Thiere werden mir meine Häßlichkeit nicht zum Verbrechen machen; und ich werde in ihrer Gesellschaft vielleicht die Zufriedenheit finden, die hier mich flieht. — —

Sein

Sein Vertrauter wollte ihn anfänglich von seinem Vorsatze abbringen, aber alle seine Gründe bestärkten ihn nur noch mehr. Er entfloh des Nachts aus dem Pallast, als niemand auf ihn Achtung gab, und verbarg sich in dem Dickicht des benachbarten Waldes.

Der König und die Königin fühlten bey der Nachricht von dieser pötzlichen Entfernung die lebhaftesten Regungen elterlicher Zärtlichkeit. Es wurden eine Menge Jäger ausgeschickt, ihn einzufangen. Aber wie war es möglich ihn von andern seines Gleichen zu unterscheiden, denen er von aussen vollkommen ähnlich war? Sie fiengen in der That zwey oder drey wüthende Eber ein; aber sie kamen nicht so bald an den Hof, als man den Jahmu sah. Man mußte sich also damit begnügen, überhaupt einen Befehl zu geben, daß kein wildes Schwein mehr geschossen werden sollte.

Ismenens und Zelonidens Mutter empfand den Verlust ihrer Töchter auf das lebhafteste. Alle ihre Plane künftiger Grösze waren gescheitert, und man machte ihr Vorwürfe, ihre Töchter zu einer Verbindung genöthigt zu haben, die ihnen das Leben gekostet hätte. Auch die Königin bezeigte sich kälter gegen sie. Sie beschloß also, sich mit ihrer jüngsten Tochter —

der

der Einzigen, die ihr noch übrig war — auf das Land zu begeben. Albanie war schöner als ihre ältern Schwestern. Sie war die Liebenswürdigkeit und Sanftmuth selbst, und es war unmöglich, sie mit Gleichgültigkeit anzusehn. Sie fand sich bald in ihre einsame Lebensart. Eines Tages, da sie in Begleitung zweyer ihrer Kammerfrauen in einem Walde spazieren ging, der dem Hause ihrer Mutter nahe lag, erblickte sie wenige Schritte von sich einen Eber von ungeheurer Größe, dessen Anblick die beyden Kammerfrauen sogleich in die Flucht jagten. Albanie selbst erschrak so sehr, daß sie alle Kräfte zur Flucht verlohr.

Der Eber war niemad anders als unser Prinz. Er erkannte Albanien auf den ersten Blick und sah, daß sie von Schrecken halb todt war. Er blieb stehn, um sie nicht noch mehr zu ängstigen und sagte zu ihr: Albanie, fürchte nichts; ich liebe dich viel zu sehr, um dir etwas zu Leide zu thun. Du kannst errathen, wer ich bin. Du weißt, wie übel deine Schwestern meine Zärtlichkeit belohnt haben; aber ich hatte ihren Haß durch die Hartnäckigkeit verdient, mit welcher ich ihre Liebe erzwingen wollte. Seitdem ich in den Wäldern wohne, habe ich eingesehn, daß das Herz in seiner Wahl und in seinen Neigungen frey seyn muß. Denn ich se-

he,

he, daß die Thiere nur darum so glücklich sind, weil sie von keinem Zwange wissen. Ich bereue meine ehemaligen Thorheiten von ganzem Herzen; aber ich gestehe dir, daß wenn die Götter endlich gnädig auf mich herab sehn und dein Herz zum Mitleiden gegen mich rühren wollten, so würde ich mich für das glücklichste Wesen halten, so wie ich mich bisher für das unglücklichste gehalten habe. Ach! aber du wirst dich nie entschließen können, mit einem Ungeheuer eine finstre Höhle einzunehmen.

Während der Prinz diese Rede hielt, schöpfte Albanie Muth. Mein Gott, hub sie an, wie ist es möglich, daß ich Sie in diesem Zustande finde, der sich so wenig mit Ihrer Geburt zusammenreimt; während die Königin Tag für Tag Ihr Unglück beweint? — Mein Unglück? fragte der Prinz. Wisse, daß ich jetzt glücklicher bin als je. Glaube nicht, daß es immer zum Genuß des Lebens eines glänzenden Hofes bedarf. Ach! du könntest mich ganz glücklich machen, wenn dir dein Herz ein Wörtchen zu meinem Besten sagte; wenn du dich entschließen könntest, ein wildes Leben mit mir zu führen. — Aber warum wollen Sie denn nicht lieber an einen Ort zurückkehren, wo Sie noch immer geliebt sind? versetzte Albanie. — Ich geliebt? erwiederte der Prinz. Nein,

nein, man liebt die Unglücklichen nicht; man weicht ihnen aus, man haßt sie sogar.

Aber was beginne ich? fuhr er fort. Wenn die Bären und Löwen, die in diesem Walde wohnen, meine Stimme hörten, so bin ich verlohren. Entschließe dich doch, Albanie, ohne eigennützige Absichten, in der Gesellschaft eines Ungeheuers zuzubringen, welches aufhören wird, unglücklich zu seyn, so bald es dich besitzt. — Prinz, antwortete Albanie, ich habe bis jetzt noch keine Liebe für Sie gefühlt; ohne Sie würde ich noch zwey Schwestern besitzen, die mir unendlich theuer waren. Lassen Sie mir wenigstens Zeit, einen Entschluß zu fassen. — Du verlangst Zeit, um mich zu verrathen, erwiederte der Prinz. — Ich bin keiner Verrätherey fähig, versetzte sie, und ich schwöre Ihnen, daß niemand etwas von meiner Unterredung mit Ihnen erfahren soll. — Wirst du wieder hieher kommen? fragte der Prinz. — Ich verspreche es Ihnen, antwortete Albanie. — Aber deine Mutter wird es nicht erlauben; man wird ihr erzählen, daß du einem fürchterlichen Eber begegnet hast; sie wird dir den Wald verbieten, um dich keiner neuen Gefahr auszusetzen. Komm, Albanie; zaudre nicht; entschließe dich schnell. — Wo wollen Sie mich hinführen? fragte Albanie zitternd. In eine tiefe Grotte,

war die Antwort, in welche noch nie der Fuß eines Menschen gedrungen ist. Ein crystallner Bach ergießt sich in ihr; seine Ufer sind mit sanftern Moos und frischen Kräutern bedeckt.

Albanie wankte aber sie konnte sich nicht entschließen. Sie machte dem Prinzen noch einmal Vorstellungen; sie bat ihn, an dem Hof seiner Eltern zurück zu kehren. Er war unerbittlich. Endlich versprach sie ihm eine aufrichtige Freundschaft und einen baldigen Besuch.

Man kann sich leicht denken, daß es ihr schwer werden mußte, zu einem festen Entschluß zu gelangen. Wäre der Prinz auch wirklich so schön gewesen als er häßlich war, so hätte sie doch nicht mehr für ihn thun können, als ihre schönsten Tage in einer fürchterlichen Einöde mit ihm zuzubringen. Indeß, Albaniens Herz war frey; sie hatte noch nie geliebt; und so, nach vielen hin und herüberlegen, wurde sie endlich, auf eine ihr selbst unbegreifliche Art bestimmt, den Prinzen zu heyrathen, wenn er sich entschließen wolle, den Wald zu verlassen.

Wenige Tage nach ihrer ersten Unterhaltung mit dem Prinzen, stahl sie sich heimlich aus ihrer Mutter Hause weg, und fand ihn an dem bestimmten Ort in großer Erwartung, schwebend zwischen Hoffnung und Furcht.

Was darf ich von deinem Herzen hoffen? war seine erste Frage. Alles was Sie wollen, antwortete Albanie, so bald sie sich entschließen, an den Hof zurück zu kehren; aber ich gestehe Ihnen, ich traue mir nicht Stärke des Geistes genug zu, in dieser Einöde mit Ihnen zuzubringen. — Ach! erwiederte der Prinz; diese Antwort sagt mir hinreichend, daß du mich nicht liebst; es ist wahr, ich bin nicht liebenswürdig, aber ich bin unglücklich, und wenn du ein Herz hättest, so würdest du aus Mitleiden thun, was du nicht aus Liebe thun könntest. — Und wer sagt Ihnen denn, fuhr Albanie fort, daß diese Empfindungen nicht großen Antheil an der Freundschaft haben, die ich Ihnen bezeige. Sind Sie noch nicht damit zu frieden, daß ich Ihnen an den Hof Ihres Vaters folgen will? — Folge mir in meine Grotte; sagte der Prinz, und ich werde dich für aufrichtig halten. An den Hof kehre ich in dieser Gestalt nicht zurück.

Albanie zauderte. Endlich ließ sie sich versprechen, daß er sie nicht mit Gewalt zurückhalten wollte, und stieg mit ihm in die Höhle hinab. Hier lag eine Menge Wildpret, das der Prinz gefangen und für seinen Hochzeittag aufgehoben hatte. Albanie schauderte bey diesem Anblick und wollte umkehren. Der Prinz vertrat ihr den Weg. Schönste Albanie, hub er

an, wenn dein Besitz mir gleichgültig wäre, so würde ich dir die Freyheit lassen, dich zu entfernen. Ich schwöre dir bey allen Göttern, daß du ewig die Gebieterin meines Herzens seyn sollst. Wichtige Gründe halten mich ab, zu meinen Eltern zurück zu kehren. Empfange hier meine Huldigungen, und das Versprechen meiner ewigen Liebe. Dieser murmelnde Bach, diese grünen Weinreben, dieser Fels sollen unsre Zeugen seyn.

Die arme Albanie mußte sich in ihr Schicksal ergeben, denn sie sah wohl, daß aus dieser Grotte keine Erlösung war. Sie weinte zwar, und machte dem Prinzen wegen seiner Wortbrüchigkeit Vorwürfe; aber da sie sich in der unvermeidlichen Nothwendigkeit sah, und der Prinz sich so zärtlich entschuldigte, und sie so inständig um Mitleiden anflehte, entschloß sie sich endlich, ihn zum Gemahl anzunehmen, und versprach, ihn mit eben der Anhänglichkeit ergeben zu seyn, als wenn er der schönste Prinz von der Welt wäre.

Nachdem sie mit einander übereingekommen waren, bewirthete sie der Prinz mit den schönsten und wohlschmeckendsten Früchten, die ihm drey Igel zuführten, denn an dem Fleisch der wilden Thiere fand Albanie keinen Geschmack.

Sie schöpfe dazu Wasser aus dem Bach mit der Hand, und trank auf die Gesundheit ihres Gemahls, der über diese Höflichkeit ganz entzückt war.

Nach dieser feugalen Mahlzeit trug Albanie das Moos, und die Blumen zusammen, welche der Prinz ihr gebracht hatte, und machte eine Streu daraus, auf die sie sich mit ihrem Gemahl niederlegte. Sie schliefen ein. Als aber Albanie einige Stunden darauf wieder erwachte, kam es ihr vor, als wenn ihr Bett seine Natur verändert hätte. Sie griff nach ihrem Gemahl, und statt eines wilden Schweinskopfes, fühlte sie den Kopf eines Menschen mit langen Haaren, Armen und Händen. Sie wußte nicht was sie davon denken sollte. Sie hoffte den andern Morgen darüber Auskunft zu erhalten; als aber der Morgen anbrach, fand sie ihren Gemahl nicht um ein Haar verändert.

Dieser Tag verfloß wie der vorige. Albanie sagte nichts von ihrer Entdeckung; als er aber in der Nacht eingeschlafen war, bemerkte sie dieselbe Veränderung. Dies setzte sie in das größte Erstaunen. Sie konnte nicht wieder einschlafen. Häufige Seufzer stiegen aus ihrem Busen auf. Ihr Gemahl hörte es mit tiefer Bekümmerniß. Ach! Albanie, sagte er, du

liebst mich nicht; du verabscheust meine Gestalt, und dein Kummer wird mir den Todt verursachen. — Wie? versetzte Albanie; du beklagst dich über mich, während ich allein Ursache habe, über deine Ungerechtigkeit Klage zu führen? weiß ich nicht, daß du alle Nacht deinen Platz einem Manne einräumst? — Ich? einem Manne? antwortete der Prinz. Meine gute Albanie, du traust mir mehr Gutmüthigkeit zu, als ich besitze. Verscheuche diese Ideen, die dir ein täuschender Traum zugeführt hat. — Albanie schwieg und glaubte, daß sie durch einen Traum betrogen worden sey.

So verstrich ein halbes Jahr, ohne daß Albanie ihre Hütte auch nur ein einzigesmal verließ. Ihre Mutter war während dieser Zeit in der größten Betrübniß. Sie kam oft in den Wald und ließ das Echo von dem Nahmen ihrer Tochter wiederhallen. Ihre Stimme kam oft zu Albaniens Ohren, und sie seufzte dann, ihrer Mutter solche Schmerzen verursacht zu haben. Aber der Prinz erlaubte ihr nicht sie zu trösten, und sie fürchtete seine Drohungen.

Albanie hatte den schönsten und liebenswürdigsten Charakter von der Welt; sie war so sanft wie ein Lamm, und sorgte mit einer Zärtlichkeit für ihren Gemahl, als wenn er ein

Adonis wäre. Gleichwohl war sie sehr betrübt, da sie fühlte, daß sie schwanger wäre.

In einer Nacht, wo sie sich mit traurigen Ideen beschäftigte und ganz leise ihr Schicksal beweinte, hörte sie nahe bey sich reden, und so leise man auch sprach, so verlohr sie doch von der ganzen Unterhaltung kein Wort. Es war die Stimme ihres Gemahls, der jemanden bat, die Strenge seines Schicksals zu mildern, und ihm die längst erbetene Erlaubniß zuzugestehn. — Die Antwort war immer verneinend. — Albanie war in der größten Unruhe. Wer kann nur in diese Grotte kommen? dachte sie bey sich selbst Mein Gemahl hat mir nie etwas von diesem Geheimniß gesagt. — Als die Unterredung zu Ende war, hörte sie, daß jemand zur Grotte hinaus gieng, und kurz darauf schlief der Prinz wieder ein. Albanie stand auf, um zu sehn, ob die Grotte wie gewöhnlich verschlossen sey. Alles war auf das Beste verwahrt. Als sie aber nach dem Bette zurückkehrte, fühlte sie, daß sie auf etwas trat, und da sie dies näher untersuchte, fand sich, daß es die Haut eines wilden Schweines war. Albanie hob sie auf, und versteckte sie, ohne selbst recht zu wissen warum?

Das Morgenroth brach kaum an als der Prinz sich erhob und in seiner Grotte umher tappte. Albanie merkte, daß er ängstlich etwas suchte, und als es Tag ward, sah sie den schönsten und liebenswürdigen Mann, den ihre Augen jemals gesehn hatten. Ihr Erstaunen war nicht geringer als das seinige. Ach! sagte sie, mache mir nicht länger ein Geheimniß aus meinem Glück! Durch welch ein glückliches Ohngefähr bist du so schön geworden? — Der Prinz war anfänglich bestürzt; als er aber ein wenig zu sich kam, sagte er: Reizende Albanie, ich will dir alles erzählen, und du wirst sehn, daß du es bist, der ich meine Verwandlung danke.

Wisse also, daß meine Mutter einstmals im Schatten eines Baums eingeschlafen war, als drey Feen vorüberkamen, sie erkannten, und bey ihr verweilten. Sie wußten, daß sie Mutter zu werden wünschte, und so gewährte ihr die älteste ihren Wunsch und versprach, ihr einen schönen und geistreichen Sohn. Die zweyte verbesserte diese Gabe, und fügte noch eine Menge andre gute Eigenschaften hinzu; die dritte sagte unter einem schallenden Gelächter: Ich muß doch von dem Meinigen unter diese Gaben mischen; der Frühling würde wenig Reize haben, wenn der Winter nicht vor ihm her-

hergienge; und damit dieser reizende Prinz dereinst in seinem ganzen Glanze auftreten könne, so mache ich ihn zum Frischling, so lange, bis er drey Frauen geheyrathet, und die dritte seine Haut gefunden hat. Mit diesen Worten verschwanden die Feen. Die Königin hörte nur was die ersten sagten; die Worte der dritten verschallten unter ihrem Gelächter.

Alles, was ich dir hier erzähle, ist mir selbst erst seit dem Tage unsrer Vermählung bekannt. Ich war ausgegangen, dich zu suchen, und ganz mit meiner Liebe beschäftigt, verweilte ich an einem Bach, der nahe an meiner Grotte rieselt. Ich sah mein Bild, und fand mich in diesem Augenblick häßlicher als je.

Ich war so niedergeschlagen, daß ich den Entschluß faßte, nicht weiter zu gehn. Ohne Liebe ist kein Glück für mich, sagte ich bey mir selbst, und wie kann mich ein Mädchen lieben, wenn sie nicht blind und gefühllos ist. Während ich diese Worte murmelte, sah ich eine schöne Dame, die sich mir näherte. Ich erstaunte über diese Kühnheit; denn nicht leicht hat mich jemand gesehn, ohne zu fliehn. Die Dame redete mich an: Prinz, sagte sie, deine glückliche Zeit bricht an, wenn du Albanie zum Weibe bekömmst. Wenn sie fähig ist, dich in deiner

jetzigen Gestalt zu lieben, so wirst du in kurzem eine andere Periode deines Lebens anfangen können. In deiner Hochzeitnacht schon wirst du die fürchterliche Haut ablegen, die jetzo deine Glieder umhüllt; aber ich rathe dir, sie vor Anbruch des Tages wieder umzunehmen, und deiner Frau dieses Geheimniß nicht zu verrathen, bis sich die ganze Sache von selbst entwickelt.

Sie erzählte mir hierauf den Zusammenhang meiner Schicksale von meiner Geburt; und ich dankte ihr für die guten Nachrichten, die ich jetzt am wenigsten erwartet hatte. Als ich nun glücklich genug war, Zeichen deiner Freundschaft zu erhalten, und die übrigen Versprechungen der Fee in Erfüllung giengen, brannte ich vor Begierde, dir mein Geheimniß mitzutheilen. Aber die Fee, die meine Gesinnungen kannte, kam jede Nacht, und drohte mir mit ihrem Zorn, wenn ich nicht zu schweigen wüßte. Und nun bitte ich dich, liebste Albanie, mir meine Haut zurückzugeben, damit ich die Feen nicht erzürne, die mich bisher unverdienterweise so hart behandelt haben. Albanie versicherte ihn der Fortdauer ihrer Liebe und gab ihm die Haut zurück. Aber alle Mühe, die er sich gab, sie wieder anzulegen, war umsonst. Er mochte sie rücken und drehen, wie

er wollte, sie war zu kurz und zu enge. Er wußte nicht was er davon denken sollte. Lange schwankte er hin und her zwischen der Furcht, den Zorn der Feen auf sich geladen zu haben, und der Hoffnung, die menschliche Gestalt auf immer zu behalten.

In diesem Augenblick zitterte die Grotte; die Decke öfnete sich, und sechs Rocken fielen herab, deren drey mit weißer, drey mit schwarzer Seide umwickelt waren. Sie fiengen einen Tanz zusammen an, und eine Stimme sprach: Glücklich ist der Prinz, und glücklich ist Albanie wenn sie rathen, was diese Rocken bedeuten. — Der Prinz dachte einen Augenblick nach und sagte: Die drey weißen Rocken bedeuten die drey Feen, die mich bey meiner Geburt begabt haben. Und ich, sagte Albanie, behaupte, daß die drey schwarzen Rocken meine beyden Schwestern und Corydon sind. Sogleich waren die Rocken verschwunden und an ihrer Stelle standen die Feen, Ismene, Zelonide und Corydon. Die letzten nahmen das Wort. Du glaubst vielleicht Wesen aus einer andern Welt zu sehn, sagten sie zu Albanien, aber du irrst dich. So weit kommen wir nicht her. Die gütigen Feen haben uns gegen den Tod geschützt. Während du unser unglückliches Ende beweintest,

test, führten sie uns in eines ihrer Schlösser, wo uns nichts fehlte, als deine Gesellschaft.

Wie? sagte der Prinz. Ich hätte Ismenen und ihren Geliebten nicht in ihrem Blute schwimmen sehn? Ich hätte Zelonide nicht ermordet? — Nein, antworteten die Feen, wir hatten deine Augen durch einen heilsamen Zauber bethört, und was du, und die um dich waren, für Gewißheit hielten, war ein täuschender Schein.

Der Prinz und seine Gemahlin dankten den Feen tausendmal für ihre Güte und für die Erhaltung so theurer Personen. Darf ich hoffen, setzte Albanie hinzu: daß mein Gemahl fernerhin von seiner vorigen Gestalt befreyt bleibt, und er die häßliche Haut nie wieder umnehmen muß? — Die Feen gaben ihr die heiligsten Versicherungen. Aber es ist Zeit an den Hof zurückzukehren, sagten sie. In dem Augenblick verwandelte sich die Grotte in ein kostbares Zelt, in welchem der Prinz einige Kammerdiener fand, die ihn auf das schönste ankleideten. Albanie fand ihrer Seits ebenfalls einige Kammerfrauen, und eine reiche Toilette. Die Feen hatten für alles gesorgt. Nach dem Ankleiden nahm die ganze Gesellschaft eine Mahlzeit, aus der Küche der Feen ein.

Nach

Nach der Tafel erschienen einige Wagen, mit den schönsten Pferden bespannt; alle stiegen ein, und die Pferde flogen nach der Stadt zu.

Hier war man sehr erstaunt, als man diese prächtige Equipage ankommen sah; denn niemand fiel darauf zu rathen, daß Prinz Frischling und seine Weiber in diesem Aufzuge zurücke kehrten. Ein Herold machte diese fröhliche Nachricht bekannt. Das ganze Volk strömte herzu, und niemand zweifelte an einem so wundervollen Abentheuer.

Als nun diese Neuigkeit auch zu den Ohren des Königs und der Königin kam, eilten sie die Treppe herab in den Hof. Der Prinz kam ihnen entgegen, und er sah seinem Vater so ähnlich, daß niemand an seiner Aechtheit zweifeln konnte. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Freude Vater und Mutter diesen wohlgestalten Sohn umarmten; wie sehr sie ihm und sich Glück wünschten, und mit welcher Zufriedenheit sie nun in den Armen eines geliebten Erben und einer liebenswürdigen Schwiegertochter, den Rest ihrer Tage verlebten.

* * *

Die

LB Coburg

Die ganze Gesellschaft fand dieses Mährchen unterhaltend genug und man hatte vergessen, daß die gewöhnliche Mittagszeit schon verstrichen war. Jetzt erschien die Baronin von Saint-Thomas in Begleitung eines kleinen Mohren, wie man bisweilen auf Tapeten und Ofenschirmen sieht. Sie war eine Liebhaberin von allem sonderbaren, und so hatte sie auch den Einfall bekommen, den Sohn ihrer Pachterin, der etwas von der Negernphysiognomie hatte, mit Ruß und Dinte schwarz zu färben. Seine Lippen waren roth geblieben und sein Haar hieng schlicht auf seine Schultern herab. Er gieng hinter der Baronin her und trug ihr die Schleppe.

Zum erstenmal sah der Baron diese seltsame Gestalt. Jederman hielt das Schnupftuch vor das Gesicht um das Lachen zu verbergen; nur der Baron sah bey den Thorheiten seiner Frau sehr ernsthaft aus. Die fremden Damen, welche den freyen und familiären Pariser Ton affectirten, standen eilfertig auf, und liefen mit ofnen Armen auf sie zu. Die Baronin fand diese freyen Manieren gar nicht nach ihrem Geschmack und sah die Freundschaftsbezeigungen der Pariserinnen als eine Beleidigung ihrer Würde an. Sie ließ ihnen dieß nicht undeut-

lich

lich merken. Denn sie mochten sagen was sie wollten, so fand sie etwas zu tadeln und zu verbessern.

Der Herr von Saint-Thomas, der seine Frau auf diesem Punkt kannte, und sogleich bebemerkte, daß sie sich durch die Familiärität einer bürgerlichen, wie Madam dû Rouet war, beleidigt glaubte, brach sogleich auf, gab der jungen Frau den Arm und bat den Vicomte die Wittbe zu führen. Der Prior bot der Baronin an: ihr gehen zu helfen. Mir gehen zu helfen? antwortete sie. Ey seht doch! Meynen Sie denn, daß ich so alt wäre, um nicht mehr allein gehn zu können? — Der Prior fand für gut, hierauf mit Stillschweigen zu antworten.

Da ich sah, daß die fremden Damen ihren Mohren mit Verwunderung betrachteten, und sich wechselseitig zu winkten, sagte sie: Sie scheinen sich über meinen Mohren zu wundern; haben sie noch nie dergleichen gesehn? — In der That, antwortete Madam dû Rouet, ich muß gestehn, daß man in Paris so etwas nicht sieht. — O! in Paris! erwiederte die Baronin. Die Pariser glauben freylich, daß es ausser der Hauptstadt nichts sehenswürdiges gäbe, und daß alles dorther kommen muß, um etwas zu taugen. — Aber Sie müssen doch selbst ge-

gestehn, fuhr Madam de Lüre fort, daß dieser Junge die seltsamste Farbe von der Welt hat. — Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, versetzte die Baronin mit Lachen; jeder hat so seinen eignen Geschmack; die einen mahlen sich weiß, die andern schwarz.

Madam dü Rouet fühlte den Stich, und gab ihn doppelt und dreyfach zurück. Der Baron fürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch des Gewitters, und that sein möglichstes, die Satyren seiner Frau durch Complimente und Schmeicheleyen wieder gut zu machen. Die Damen waren eben so zufrieden mit ihrem Wirth, als sie durch das Betragen ihrer Wirthin beleidigt waren. Diese entfernte sich nach Tisch, und das Gespräch fiel auf den bürgerlichen Edelmann. Der Prior erzählte seine Abentheuer mit der ihm eignen Laune, vornehmlich die Thaten und Wunder des heutigen Tages; Man kam darin überein: daß sich la Dandinardiere vollkommen zu einem zweyten Don Quichote, und sein Johann zu einem zweyten Sancho — qualifizirt habe.

Die fremden Damen brannten vor Begierde, diesen seltsamen Ritter zu sehn. Nichts ist leichter als das, sagte der Baron. Sie dürfen sich nur die Mühe nehmen, eine Treppe zu steigen

gen, so können Sie ihn in seinem Zimmer finden. — Er würde selbst herunter kommen können, setzte der Vicomte hinzu, wenn er nicht das unglückliche Abentheuer mit seinem Bette gehabt hätte, wobey er sich die Haut vom ganzen Gesichte geschunden hat. — O! meine allerliebste Cousine, rief Madam dü Rouet, lassen Sie uns die Gelegenheit nicht versäumen, einen so ausserordentlichen Charakter kennen zu lernen, dergleichen man sicherlich weit und breit nicht findet.

Der Prior nahm es auf sich, voraus zu gehn, um die fremden Damen anzumelden. Er muß doch vorher ein wenig gefaßt seyn, sagte er, und muß Zeit haben sich zu rüsten. — Wie so? fiel die Wittwe ein. Sind wir denn so gefährlich, daß man uns nicht ungerüstet empfangen kann? — Zweifeln Sie daran? antwortete der Prior: aber lassen Sie mich machen; und mit diesen Worten gieng er fort und begab sich auf das Zimmer des bürgerlichen Edelmanns.

Als er ihm die Absicht seines Besuchs gemeldet hatte, daß zwey Pariser Damen das Vergnügen zu haben wünschten, seine Bekanntschaft zu machen, gerieth er in große Verlegenheit; denn er war noch gar nicht angekleidet. Wissen

sen Sie was? sagte der Prior. Legen Sie in aller Geschwindigkeit Ihren Harnisch an; so sind Sie gleich fertig, und verbergen Ihr kränkliches Ansehn, was auf Damen nie einen guten Eindruck macht. Glauben Sie mir, einem Ritter, der in voller Rüstung auf seinem Bette liegt, widersteht keine Frau. Denn so furchtsam das schöne Geschlecht ist, so sehr schätzt es den Muth und die männliche Stärke.

Johann, Johann, schrie la Dandinardiere, ohne einen Augenblick nachzudenken, so sehr gefiel ihm der Vorschlag des Prior, meine Rüstung her. — Ihre Rüstung? sagte Johann. Was wollen Sie denn mit Ihrer Rüstung machen? Sie wollen sie mir doch nicht etwa wieder anziehn; daß ich mich statt Ihrer mit dem Herrn von Villeville schlagen soll, der uns heute früh todt schießen wollte? — Dummkopf! schrie sein Herr ihn an. Mußt du immer in den Tag hineinreden, ohne zu wissen, was du sagst. Ich will meine Rüstung anziehn, um mich damit in's Bett zu legen. — Oho! antwortete Johann. Das ist einmal ein gescheiter Einfall. Wahrlich, wenn sich einmal einer die Mühe nimmt, Ihre Lebensgeschichte zu schreiben, so muß das voran kommen. — Sich die Mühe nimmt? sagte der Edelmann ganz erboßt. Sich die Mühe nimmt? glaube mir,

daß die größten Geister es sich zur Ehre rechnen werden, das Leben eines Mannes zu beschreiben: der sie in Paris so oft zu Tische gebeten hat. Nicht wahr, Herr Prior, und ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, daß schon einige Akademiker Materialien dazu gesammelt haben; doch muß ich Ihnen auch gestehn: daß sie sich über einen gewissen Punkt in einiger Verlegenheit befinden. Sie sind gar zu ökonomisch.

Wie? sagte Dandinardiere. Sollte mir das jemand zum Vorwurf machen können? Die Zeiten sind schlecht; die Zinsen gering. Soll ich mein Geld zum Fenster hinaus werfen, um mich dann hinterdrein zu stürzen. Helden, wie ich, Herr Prior, können weder stricken noch spinnen. Sie leben von ihren Renten, und müssen folglich das, was Sie haben, zusammenhalten. — Die Klugheit ist eine schöne Tugend; antwortete der Prior, und Ihre Biographen werden diese Eigenschaft nicht unberührt lassen. Aber wenn sie nun darauf zu reden kommen, ob Sie verheyrathet gewesen sind? — Was sollen sie dann sagen? — Sollen sie sagen, unser Held war sterblich in ein Fräulein von hohen Stand und seltnen Verdiensten verliebt; aber er wollte sie nicht heyrathen, weil sie kein Vermögen besaß? Pfuy, wie häßlich würde das klin-

klingen! ich schäme mich zum Voraus in ihrem Namen. — Mein Herr Prior, antwortete Dandinardiere, wenn mir daran gelegen gewesen wäre, Lob einzuerndten, so wäre ich in Paris geblieben, wo man wohlfeil dazu kommen kann. Aber ich habe mich als ein Weiser in die Provinz begeben, mein Leben in der Stille zu genießen, und nicht um mir Wahrheiten sagen zu lassen, die mir mißfallen. Wenn ich bisweilen so gut gewesen bin, mir etwas gefallen zu lassen, so muß dieses auf die Güte meines Charakters und die Zartheit meines Gewissens geschoben werden, das mir Menschenblut zu vergießen verbot. — Aber, a-propo: Sie vergessen die Damen, die Sie mir anmeldeten. Haben Sie doch die Güte, sie heranzubringen, damit wir von etwas andern sprechen.

Der Prior gieng fort, die Gesellschaft heraufzuführen. Man erwartete ihn mit Ungeduld. Er erzählte einen Theil seiner Unterhaltung; denn alles fand er nicht für rathsam, ihnen mitzutheilen; und die Pariser Damen begaben sich nun auf das Zimmer des bürgerlichen Edelmanns, der sie auf seinem Bette liegend, in voller Rüstung empfieng. Madam dü Rouet näherte sich ihm zuerst mit einer tiefen Verbeugung; aber wie erstaunte sie als sie ihren Vetter Christoph erkannte. Beyde stießen zu gleicher

Zeit einen lauten Schrey aus und fielen sich in die Arme. Während dieser Umarmung empfahlen sie sich ein wechselseitiges Stillschweigen über ihren wahren Stande. Denn Madam dû Rouet hatte eben so wenig Lust in der Provinz, für das, was sie war, bekannt zu seyn als ihr Vetter Christoph.

In der That wußte sie schon seit geraumer Zeit, daß er Visionen hatte. Er hatte sich kaum in einem gewissen Wohlstand befunden, als ihm eingefallen war, seinen ehrlichen Verwandten zum Trotz, den Mann von Stande zu spielen; und Madam dû Rouet war vielleicht von allen die einzige, die geneigt war, ihn darüber zu entschuldigen. Sie war nicht viel klüger als er; und vom Morgen bis in die Nacht sprach sie von nichts als ihren Ahnen, und den Prinzen von Bredi-Breda, deren Thaten sie vortreflich loben konnte, da sie bloße Geschöpfe ihrer Einbildungskraft waren.

Die ganze Gesellschaft wunderte sich über die große Vertraulichkeit, welche zwischen den beyden Leuten zu herrschen schien; und der Baron glaubte wenigstens die Geliebte seines Gastes vor sich zu sehn. Er hatte es noch nicht aufgegeben, eine seiner Töchter an Dandinardiere zu verheyrathen, und so war ihm diese

Ent-

Entdeckung eben nicht sehr erwünscht. Aber er war ein Mann von Welt der sich zu beherrschen wußte. Er wünschte ihnen Glück über eine so unerwartete Zusammenkunft. Es ist wahr, sagte Dandinardiere, als ich mich vom Hofe entfernte, habe ich meinen vertrautesten Freunden meinen neuen Aufenthalt sorgfältig verhehlt. Ich wußte, daß ihnen meine Entfernung allzuweh thun würde, und ich selbst fühlte mich nicht fähig, die Schmerzen des Abschieds nicht auszuhalten. — Sie können leicht glauben, sagte die Wittbe, welchen Eindruck es machte, als man erfuhr, Sie hätten Paris verlassen. Ich weiß mehr als eine Dame, die sich lange Zeit allen Putz versagte, und weder Spitzen noch bunte Bänder trug. — Ach! sagte Dandinardiere mit einem tiefen Seufzer, die armen Weiber! es hat mir weh genug gethan, daß ich sie so unglücklich machen mußte! — Sie trugen die Zeichen der tiefsten Traurigkeit auf ihrem Gesichte, fuhr die Wittbe fort; und ihre Liebeshändel wurden damals manchem Manne zuerst bekannt. — Ist es möglich? schrie Dandinardiere mit einer komischen Betrübniß. Die arme blode Herzogin! Es sollte mir unendlich leid thun, wenn ich die Ruhe ihres Hauses gestört haben sollte. Sie wissen selbst, wie viele Mühe ich mir gegeben habe,

unser Einverständniß den Augen der Welt zu verbergen.

Diese schöne Unterredung wurde durch die Ankunft der Fräulein von Saint-Thomas unterbrochen, welche mit ihrer Toilette nicht bald genug hatten fertig werden können, um zur Tafel zu kommen. Sie waren in der That sehr schön, und ohne die romantischen Ideen, die ihnen den Kopf verrückt hatten, würden sie sehr liebenswürdig gewesen seyn. Als Dandinardiere sie erblickte, gab er seiner Cousine einen Wink; aus dem sie schloß, daß Virginie sein Herz tödtlich verwundet hatte. Sie richtete daher ihre Höflichkeiten vorzüglich an diese, während Madam de Lüre sich mit Fräulein Adelheid beschäftigte. Alle vier sprachen auf einmal und überschütteten sich wechselseitig mit Lobeserhebungen. Dandinardiere schwamm in einem Meere von Entzücken; die schönsten Gedanken strömten ihm zu, und sein Mund floß von poetischen Phrasen über. Er wünschte sich Glück, daß seine Cousine seiner Liebe ihren Beyfall zu geben schien.

Jedermann freute sich an dieser schönen Conversation, die Baronin ausgenommen, die es sehr unschicklich fand, daß man sie vergaß, und sich nur mit ihren Töchtern beschäftigte.

Als die gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung erschöpft waren, erzählte der Vicomte der Baronin, daß sie durch ihre Abwesenheit vor Tische die Lectüre eines allerliebsten Feenmährchens versäumt hätte. Sie, gnädige Fräulein, setzte er hinzu, indem er sich an die Töchter wendete, werden sich leichter darüber trösten, da sie in Ihrer Einbildungskraft selbst eine so reiche Quelle der Erfindung haben.

Wie? sagte die Wittwe, sind die Fräulein mit dieser Art von Unterhaltung bekannt? Ist sie schon bis in die Provinz gedrungen? — Ich bin Ihnen im Namen der Provinz für die gute Meinung verbunden, die Sie von ihr hegen, versetzte Virginie. Glauben Sie mir, unser Clima ist so unfruchtbar nicht, daß es den Keim des Genies nicht zu entwickeln vermöchte. Unser Horizont ist so eingeschränkt nicht als Sie glauben. Wir kennen die ganze Feenzunft; wir stellen sie bisweilen selbst auf der Bühne auf, und haben das Vergnügen, sie beklatschen zu sehn. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, antwortete Madam de Lüre, daß ich nicht erwartet hatte, Musen in der Normandie zu finden; ich würde mich freuen, wenn ich so glücklich wäre, ihre Stimme zu hören. — Adelheide erbot sich sogleich, ihr neustes Mährchen vorzulesen. — Es ist in der That so neu als mög-

 lich;

lich; setzte Virginie hinzu; denn sie hat es erst diese Nacht zu Ende gebracht. Die ganze Gesellschaft nahm diesen Vorschlag mit Freuden an; Adelheid holte ihr Mährchen und fieng folgendermaßen an zu lesen:

* * *

6.

Der Delphin.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen der Himmel mehrere Kinder gegeben hatte. Einige waren schön, andre häßlich. Die Eltern liebten nur die schönen und setzten die häßlichen nach. So konnten sie ihren jüngsten Prinzen, Nahmens Alidor, der von Wuchs schön, aber von Gesicht ungestaltet war, durchaus nicht leiden und jagten ihn fort, so oft er sich vor ihnen sehen ließ. Da er sah, daß man ihm so auszeichend übel begegnete, während man mit seinen andern Geschwistern schön that, faßte er den Entschluß, sich heimlich davon zu machen. Er nahm seine Maaßregeln so gut, daß Niemand seine Entfernung merkte, bis er über die Gränze

war.

war. Vielleicht, dachte er, ist mir der Himmel in der Fremde günstiger als in meinem Vaterlande.

Als seine Eltern erfuhren, er sey weg, schickten sie ihm Couriere über Couriere nach, mit dem Befehle, sogleich nach Hause zurück zu kommen. Denn ob sie ihn gleich nicht lieben, so fürchteten sie doch, es möchte ihnen einen übeln Ruf machen, wenn sie ihren Sohn so in der Irre herumgehen ließen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Alidor nahm so viele Umwege, daß ihn niemand antraf, und als die Couriere wieder zurück kamen, war er am Hof beynahe schon vergessen. Da die Höflinge die Gesinnungen seiner Eltern gegen ihn kannten, so bekümmerten sie sich wenig um ihn; denn Höflinge lächeln nur denen, denen das Glück lächelt.

Alidor gieng auf gut Glück immer fort, ohne zu wissen wohin, als er einen jungen wohlgewachsenen Reiter antraf, der ebenfalls auf Reisen zu seyn schien. Sie grüßten sich wechselseitig und redeten sich mit Höflichkeit an; nachdem sie sich anfänglich blos über allgemeine Gegenstände unterhalten hatten, fragte der Reisende den Prinzen, wo ihn sein Weg hinführe? Und wo führt Sie denn der Ihrige hin? versetzte der Prinz. Mein Herr, antwortete jener, ich bin

ein Stallmeister des Königs der Wälder, der mich nicht weit von hier nach Pferden ausgeschickt hat. — Was ist dies für ein König? fragte der Prinz. Sie nennen ihn den König der Wälder. Wohnt er vielleicht in einem Walde? — Seine Vorfahren, antwortete der Stallmeister, wohnten da; er selbst aber hat einen ansehnlichen Hof; seine Gemahlin war eine der schönsten Damen ihrer Zeit, und seiner Tochter Livorette kömmt zuverlässig keine Prinzessin an Schönheit gleich. Sie ist noch sehr jung, aber gleichwohl kann niemand sie sehn, ohne ihren Reizen zu huldigen.

Sie machen mir Lust, diesen Hof zu besuchen, sagte der Prinz. Nimmt man aber auch Fremde gerne da auf? Ich weiß wohl, daß ich mir nicht schmeicheln darf, auf den ersten Blick zu gefallen, da die Natur mein Gesicht so wenig begünstigt hat. Aber sie hat mir dafür ein gutes Herz gegeben . . . Eine seltne Gabe! sagte der Reisende, die sicher mehr werth ist, als die Gaben der Schönheit. Sie können darauf rechnen, gut aufgenommen zu werden. — Er beschrieb ihm hierauf den Weg, den er nehmen mußte, um in das Reich des Königs der Wälder zu kommen; und gab ihm Adressen an einige seiner Freunde mit, die ihn am Hofe vorstellen sollten.

Dem

Dem Prinzen freute die Höflichkeit des Stallmeisters im Innersten seines Herzens, und er faßte schon zum Voraus eine günstige Meinung von dem Lande, dem er zureiste. Er setzte nun seinen Weg weiter fort, und dachte an nichts, als an die schöne Prinzessin Livorette, auf die ihn der Stallmeister so neugierig gemacht hatte.

Als er in der Hauptstadt ankam, gab er seine Adressen ab, ward allenthalben gut empfangen und dem Könige vorgestellt, der sich ausserordentlich gnädig bezeigte. Wie freute sich Alidor sein Vaterland verlassen zu haben, wo ihn niemand achtete, da man hier, wo ihn doch niemand kannte, so zuvorkommend gegen ihn war!

In dem Zimmer der Königin erfuhr er freylich eine Begegnung, deren er an einem so artigen Hof nicht gewärtig gewesen war. Denn kaum trat er hinein, und kaum bekamen ihn die Damen in's Gesicht, als ein allgemeines Gelächter entstand. Die eine versteckte sich hinter ihrer Schürze; die andre lief davon; aber keine stellte sich so närrisch an, als die kleine Livorette, die dem Prinzen ohne alle Zurückhaltung fühlen ließ, wie häßlich er war.

Der

Der Prinz war, wie man leicht denken kann, in keiner geringen Verlegenheit. Er fand Livoretten eben so schön als unartig; die Art, wie sie ihn aufnahm, machte ihm wenig Hoffnung. Nach und nach kamen die Damen etwas zu sich. Die Königin befahl dem Fremden, sich zu nähern, und, um ihr Versehn wieder gut zu machen, redete sie ihn mit der größten Güte an, fragte nach seinem Vaterlande, seinem Nahmen und seinen Abentheuern. Seine Antworten gefielen ihr. Sie fand, daß er ein Mann von Verstand und Charakter war: und beym Weggehn sagte sie ihm, daß sie ihn jederzeit mit Vergnügen in ihrer Gesellschaft sehen würde.

Je öfterer er den Hof besuchte, desto liebenswürdiger fand man ihn. Er hatte Anstand und Würde, und die Gabe angenehm zu unterhalten. Jedermann urtheilte vortheilhaft von ihm. Nur die kleine Prinzessin konnte sich nicht an ihn gewöhnen; so oft sie ihn sah, lachte sie ihm gerade unter die Nase. Jeder andern würde er dieses unanständige Betragen gerne übersehen haben; aber bey der Prinzessin nahm er die Sache auf einen ernsthaftern Ton, und da er etwas näher mit ihr bekannt war, sagte er zu ihr: Halten Sie es denn gar nicht für Unrecht, sich über mich aufzuhalten? Dieselben

Göt=

Götter, die Sie so unendlich schön gemacht haben, haben mich so fürchterlich häßlich gemacht. Ich bin ihr Werk, so gut als Sie. — Wenn das wahr ist, antwortete sie; so schwöre ich Ihnen, daß Sie das unvollkommenste Werk sind, das je aus den Händen der Götter hervorgegangen ist. — Hierauf heftete sie ihre Augen fest auf sein Gesicht, und betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit, und lachte dann so unmäßig, daß man glaubte, sie würde ersticken.

Der Prinz, der jetzt alle mögliche Zeit hatte, sie zu betrachten, sog das süße Gift der Liebe in langen Zügen ein. Ich muß sterben, sagte er bey sich selbst; ohne Hoffnung zu gefallen, kann ich doch ohne Livoretten nicht leben. Er wurde hierüber ganz tiefsinnig, und jedermann hatte Mitleid mit ihm. Auch die Königin bemerkte seinen Zustand; er war zerstreut beym Spiel, und gab auf alles verkehrte Antworten. Sie fragte ihn, was ihm fehlte? und er antwortete: Er könne es selbst nicht sagen, aber er fühle eine gänzliche Abspannung in seinem Körper, und er glaube, daß ihm die Veränderung der Luft heilsam seyn würde; er habe sich deswegen vorgenommen, häufig auf das Land zu gehn. — In der That hielt er den Anblick der Prinzessin nicht länger aus. Er wünschte von seiner hoffnungslosen Liebe zu genesen, und

glaubte

glaubte dies durch die Entfernung zu bewirken; aber wo er auch hingieng, da folgte ihm seine Leidenschaft nach. Er suchte die Einsamkeit, und überließ sich seinen traurigen Betrachtungen.

Die Nachbarschaft des Meeres lud ihn bisweilen zum Fischfang ein; aber wenn er zu halben Tagen mit seiner Angel saß, und lauerte, hatte er am Ende doch nichts gefangen. Und wenn er dann wieder zurückkam, stand Livorette gemeiniglich am Fenster und rufte ihm lachend zu: Nun, Alidor, bringen Sie mir ein gutes Gericht Fische mit? — Nein, Madam; pflegte er dann ganz unmuthig zu antworten; und Livorette lachte und höhnte ihn aus, daß er nicht einmal so viel Geschicklichkeit besäße, einen Gründling zu fangen.

Diese Neckereyen kränkten ihn so, daß er sich keiner Mühe verdrießen ließ, etwas zu fangen, das der Prinzessin mit Anstand dargeboten werden könnte. Oft fuhr er ganz allein in einer kleinen Barke auf's Meer, und warf seine Netze aus. Bin ich nicht recht unglücklich, dachte er dann bey sich selbst, daß ich in meinen Vergnügungen selbst eine neue Quelle von Leiden finden muß. Ich suche das Andenken der Prinzessin aus meinem Herzen zu verbannen,

und

und mache es nur immer fester und unauslöschlicher.

Eines Tags fuhr er weiter hinaus als gewöhnlich, und als er sein Netz in die Höhe zog, fühlte er es so schwer, daß er fürchtete, es möchte zerreissen. Mit Mühe bracht' er es herauf, blickte neugierig hinein und fand einen schönen Delphin, der alle seine Kräfte aufbot, um zu entkommen. Mein armer Delphin, redete Alidor ihn an, spare deine Mühe, sie wird dir nicht helfen. Ich trage dich zur Prinzessin und du wirst heute Abend die Ehre haben, auf der Tafel servirt zu werden. — Ich danke für diese Ehre, antwortete der Delphin, ich kann ihrer sehr gut entrathen. — Wie? du kannst sprechen? rief Alidor voll Verwunderung aus. Welch' ein Wunder! — Wenn du so großmüthig seyn willst, mir die Freiheit zu schenken, versetzte der Delphin, so will ich dir Zeit deines Lebens so wichtige Dienste erweisen, daß es dich gewiß nicht gereuen soll. — Und was soll denn die Prinzessin heute Abend essen? fragte Alidor. Weißt du nicht, wie lächerlich sie mich immer macht, wenn ich nichts mitbringe? Es thut mir leid, aber ich muß dich meiner Reputation aufopfern. — Du willst Verstand haben, erwiederte der Delphin, und glaubst deine Ehre beleidigt, wenn ein Kind über dich lacht? Ist

denn

denn die Fischerey eine so schwere Kunst, daß die Reputation eines vernünftigen Mannes davon abhängen kann? Ich bitte dich, Alidor, laß mich leben; wirf deinen treuen Diener Delphin in's Wasser und rechne auf seine Erkenntlichkeit.

Nun so geh, sagte der Prinz, und ließ ihn schwimmen; ich rechne nicht viel auf deine Versprechungen, die dir die Angst abnöthigt. Livorette wird mich heute Abend wieder auslachen. Aber es sey darum. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, dir etwas zu Leide zu thun. — Der Delphin verschwand; und mit ihm Alidors Hoffnung, heute einen zweiten Fang zu thun. Er zog sein Geräthe in die Barke, nahm die Ruderstange zwischen die Beine und saß da, mit übereinandergeschlagnen Armen und gesenktem Haupte, in tiefe Betrachtungen versunken, als ihn auf einmal eine liebliche Stimme weckte, die aus dem Meere, Alidor, Prinz Alidor! rief, sieh doch deine guten Freunde an. Der Prinz schaute auf und sah den Delphin, der tausend närrische Sprünge auf dem Wasser machte.

Du hast mir vor einer halben Stunde einen wesentlichen Dienst geleistet, sagte der Delphin; jetzt ist die Reihe an dir, etwas von mir zu verlangen, und du kannst darauf rechnen, daß dein

dein Wunsch erfüllt werden wird. — Gut, versetzte der Prinz, schaffe mir den besten Fisch zur Vergeltung herbey. — In dem Augenblick sprangen eine Menge Lachse, Salmen, Muränen und Austern in die Barke, daß sie ganz damit angefüllt war. Ho, ho, rief der Prinz, deine Güte beschämt mich; aber du überhäufst mich so damit, daß ich ersaufen werde, wenn du mir nicht zu Hülfe kömmst.

Der Delphin trieb die Barke an's Land. Hier suchte der Prinz die besten Fische aus, und der Delphin sah zu. Bist du mit mir zufrieden? sagte er. Vollkommen, antwortete der Prinz. Nun wenn du mir außerdem etwas zu befehlen hast, fuhr jener fort, so kannst du jederzeit auf meine Bereitwilligkeit rechnen. Mache den Versuch, wenn du Lust hast. — Ach! sagte der Prinz, mein Wünschen ist umsonst. Ich liebe eine Prinzessin, die mich haßt — Willst du vielleicht von deiner Liebe befreyt seyn? versetzte der Delphin. Nein, erwiederte Alidor. Ich könnte mich eher von meinem Leben als von meiner Liebe trennen. Mache lieber, daß sie mir günstiger wird.

Willst du mir versprechen, nie eine andre Frau als Livorette zu lieben? sagte der Delphin. — Mit Freuden; versetzte der Prinz.

Ich habe ihr in meinem Herzen ewige Treue geschworen, und nichts, nichts in der Welt soll mich meineidig machen. Ich will gewiß nicht unterlassen, was an mir liegt, um ihr zu gefallen. Wir müssen sie täuschen, sagte der Delphin. Denn so wie du jetzt bist, wird sie dich nicht heyrathen wollen, weil sie dich häßlich findet und dich nicht kennt. — Ich bin es zufrieden, sagte der Prinz, wiewohl ich fest überzeugt bin, daß sie bey dem Besitz eines Herzens, wie das Meinige, nicht getäuscht werden kann. — Ich hoffe, daß sie die Zeit hievon selbst überzeugen soll, versetzte der Delphin; für jetzt aber wirst du dir gefallen lassen, zum Canarienvogel zu werden, doch mit der Freyheit, deine wirkliche Gestalt so oft anzunehmen als du Lust hast. — Mit Vergnügen; erwiederte Alidor. — Wohlan, so werde jetzt zum Vogel, fuhr der Delphin fort; und in dem Augenblick sah sich Alidor mit Federn bekleidet, und mit den Talent zu singen begabt. Nachdem er es eine Weile in diesem neuen Zustand versucht hatte, nahm er seine natürliche Gestalt wieder an.

Er war vor Freuden außer sich und brennte vor Verlangen, bey seiner geliebten Prinzessin zu seyn. Er rief seine Leute, die in der Nähe auf ihn warteten; belud sie mit den Fischen und nahm den Weg nach der Stadt. Li-

vorette stand, wie gewöhnlich, auf dem Balkon und rief ihm zu: Nun Alidor, sind Sie heute glücklicher gewesen als gewöhnlich? — Ja, Madam, antwortete er, und zeigte ihr die Körbe mit den Fischen. — Das ist schade; erwiederte Livorette; denn nun kann ich mich nicht mehr über Sie lustig machen. — O! Sie werden dazu noch immer Stoff genug finden: antwortete der Prinz und gieng fort. Er schickte ihr hierauf die Fische; nahm die Gestalt eines Canarienvogels an und flog an Livorettens Fenster. Als diese ihn sah, schlich sie sich sachte heran, streckte die Hand nach ihm aus, griff zu und — der Vogel entwischte.

Als er sich in einiger Entfernung niedergelassen hatte, sagte er: Ich habe um Ihrentwillen mein Vaterland verlassen, reizende Prinzessin, und ich komme von dem andern Ende der Erde um Sie in der Nähe zu sehn. Es wäre also wohl unbillig, wenn Sie mich wie einen gemeinen Canarienvogel behandeln wollten. Versprechen Sie mir, mich niemals einzusperren; sondern mir meine vollkommene Freyheit zu lassen, zu kommen und fortzufliegen, wenn es mir beliebt. — Mache die Bedingungen wie du willst, rief ihm Livorette zu, du bist gar zu schön; ich verspreche dir alles. Du sollst deine vollkommne Freyheit haben, aber

ich hoffe, dir auch die Sclaverey angenehm zu machen. — Der Canarienvogel flatterte hernieder und setzte sich auf Livorettens Kopf, dann auf ihre Hand. Er pfiff die schönsten Melodien und sang die artigsten Lieder. Ach! wie freue ich mich, sagte die Prinzessin, über den schönen Vogel, den mir das Glück zugeführt hat! Dann lief sie in das Zimmer der Königin, und zeigte ihr den allerliebsten Fremdling. Die Königin hätte ihn gar zu gerne sprechen hören, aber er war nur für Livorette beredt.

Als es Abend wurde gieng Livorette mit ihrem Vogel, den sie Bibi nannte, auf ihr Zimmer zurück. Sie setzte ihn an ihre Toilette und Bibi war immer um sie. Bald hüpfte er ihr auf die Hand, bald auf die Schultern. Die Prinzessin war vor Freuden außer sich, und Alidor, wie man denken kann, war es nicht weniger. Die Nacht über ließ man ihn in dem Vorzimmer, so gerne er auch in der Schlafkammer zugebracht hätte. Sobald der Tag anbrach, flog er an das Ufer des Meers. Delphin, lieber Delphin, rief er: ich habe dir zwey Worte zu sagen. Komm und laß dich nicht vergebens bitten. Der Delphin erschien ohne Verzug. Als Bibi ihn erblickte, flog er auf ihn zu und setzte sich auf seinen Kopf.

Ich weiß den ganzen Verlauf deiner Geschichte, sagte der Delphin: und was du jetzt von mir begehrst. Du kannst nicht in Livorettens Schlafkammer kommen, wenn sie dich nicht mit Einwilligung ihrer Eltern heyrathet. Geschieht dieses, so will ich dich als ihren Gemahl betrachten, und dir ihr Schlafzimmer öfnen. Der Prinz setzte ein solches Vertrauen auf die Worte des Delphin, daß er nicht wagte, ihm Einwendungen zu machen, sondern ihm für seine Freundschaft dankte und um die Fortdauer derselben bat.

Jetzt kehrte er in dem Pallast seiner Schöne zurück, die ihn ängstlich suchte, und da sie ihn nirgends fand, bittre Thränen vergoß. Ach! sagte sie, du kleiner Ungetreuer, warum hast du mich schon verlassen? hab' ich dich nicht etwa gut genug aufgenommen? habe ich dich nicht auf alle nur mögliche Art geliebkost? hab' ich dir nicht genug Zucker und Bonbon gegeben? — Ja, rief der Vogel zu einer Oefnung des Fensters herein, du hast mich mit eben so viel Freundschaft als Gleichgültigkeit aufgenommen. Glaubst du, daß es mir Vergnügen machen kann, in einem Zimmer mit deinem Affen, Papagayen und deiner häuslichen Katze zu schlafen? Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, aus Furcht in ihre Klauen zu gera-

then. — Wie freute sich Livorette, da sie die Stimmen ihres geliebten Bibi hörte! Sie sah ihn zärtlich an, und hielt ihm den Finger hin. Komm, komm, Bibi, sagte sie, wir wollen wieder gute Freunde seyn. Ich bin so leicht nicht wieder gut zu machen, antwortete der Vogel. Wenn du mir nicht versprichst, daß der König und die Königin unsre Aussöhnung garantiren, so komm ich niemals wieder. — O! von Herzen gern, versetzte Livorette; ich will dich gleich in ihre Kammer tragen.

Nun setzte sich Bibi auf ihren Finger, und sie trug ihn zu ihren Eltern, die noch im Bette lagen und sich über ihre Tochter und die Wahl eines Schwiegersohns unterhielten. Was bringst du schon so frühe, liebes Kind? sagte die Königin. — Meinen kleinen Vogel, antwortete sie, der um eine Audienz bey Ihnen bittet. — Der Einfall ist nicht übel, versetzte der König; aber wir sind, wie du siehst, auf so vornehmen Besuch nicht eingerichtet? — Lassen sich Ihro Majestät das nicht irren, hub der Canarienvogel an; ob ich gleich nicht mit der gehörigen Pracht erscheine, so kann ich mich doch nichts destoweniger rühmen, einer der angesehensten Prinzen der canarischen Inseln zu seyn. Ich bin unumschränkter Gebieter eines kleinen Orangewäldchens, welches der schönste

und reizendste Aufenthalt meines Vaterlands ist. Ich habe eine Menge Unterthanen, die mir einen ansehnlichen Tribut von Mücken und Würmern zahlen. An meinem Hofe wohnt Zufriedenheit und Freude. Tanz und Musik hört hier niemals auf, und wenn die Prinzeßinn eine Freundinn von Conzerten ist, so kann sie da ihren Geschmack vollkommen befriedigen. Gefällt es ihr nicht mehr an meinem Hofe, so können wir an dem Ihrigen leben. Ich verlange dann nichts von Ihnen, als ein wenig Hanf, Mohnsaamen und von Zeit zu Zeit ein Stückchen Zucker. Ich hoffe, Sie werden mit einem solchen Schwiegersohn zufrieden seyn, und Ihre Tochter wird keinen bessern Gemahl verlangen als mich.

Der König und die Königin lachten bey dieser Rede überlaut. Mit Vergnügen, sagten sie beyde, geben wir dir Livoretten zur Frau. Aber es muß mit ihrer Einwilligung geschehn. Was meinst du, Livorette? Bist du mit einem solchen Manne zufrieden? — Ich wünsche mir keinen bessern, sagte sie. Ach! wie ist das allerliebst! Bibi ist nun mein kleiner Mann! — Bibi riß sich eine seiner besten Federn aus und reichte sie der Prinzessin dar. Sie nahm sie lächelnd an und steckte sie in ihre Haare.

Jetzt hüpfte sie in ihr Zimmer zurück und fragte ihre Damen, ob sie schon die große Neuigkeit wüßten, daß der König sie verheyrathet hätte? — Als die Damen dies hörten, sahn sie die Prinzessin verwunderungsvoll an, und küßten ihr die Hände, und baten sie um eine nähere Erklärung, und wer denn der glückliche Prinz sey, dem sie zu Theil werden sollte? — Hier ist er, sagte sie, und zog den Vogel aus ihren Ermel. Bey diesem Anblick lachten die Damen, und scherzten über die Unschuld ihrer Gebieterin.

Während die Prinzessin sich anzog um ihrer Mutter aufzuwarten, flog Bibi davon und nahm seine gewöhnliche Gestalt, um am Hof zu erscheinen. Als ihn die Königin ansichtig wurde, rief sie ihm zu: Kommen Sie, kommen Sie, und wünschen meiner Tochter zu ihrer Vermählung Glück. Bibi hat ihr Herz gewonnen. Finden Sie die Parthie nicht vortreflich. — Alidor nahm an diesem Scherz Antheil, und brachte eine Menge guter Einfälle vor, die dem Hofe vieles Vergnügen machten. Livorette lachte zwar auch, aber aus einem andern Grunde als die übrigen. Denn sich über den armen Alidor lustig zu machen, das war noch immer ihre größte Freude.

Als die Prinzessin zu Bette gieng, wollte sie den Vogel wieder in ihrem Vorzimmer lassen. Aber er wußte es so geschickt zu machen, daß er mit in ihr Schlafgemach eindrang. Hier setzte er sich auf das Porzellain, wo man ihn nicht weg zu jagen wagte. Wenn du deinen Morgengesang allzufrüh anstimmst, sagte Livorette zu ihm, und wenn du mich aufweckst, so werde ich dir in meinem Leben nicht wieder gut. — Er versprach ihr, so stumm zu seyn, wie ein Fisch, bis sie ihm selbst befehlen würde, zu singen. Bey diesem Versprechen beruhigte sie sich und Bibi blieb im Zimmer.

Kaum war die Prinzessin zu Bette, als sie in einen so tiefen Schlaf fiel, daß man ihn wohl eher der Einwirkung des Delphin als natürlichen Ursachen zuschreiben muß. Bibi hingegen nahm sich wohl in Acht einzuschlafen, sondern so bald er merkte, daß seine Gebieterin sich dem Schlafe überlassen hatte, verließ er seinen Platz, setzte sich sachte auf das Bett und brachte hier als Alidor seine Nacht sehr angenehm zu. Als der Tag anbrach, verwandelte er sich wieder in Bibi, flog an das Ufer des Meeres, und setzte sich in seiner natürlichen Gestalt auf einen Felsen, von wo aus er das Meer übersehen konnte. Er sah nach seinen Freund Delphin aus und rufte ihn zu wieder-

holtenmalen. Während er seine Ankunft erwartete, überließ er sich den angenehmsten Betrachtungen: O! Feen, rief er unter andern aus; man rühmt Eure Macht so sehr, man sagt, daß Euch nichts unmöglich sey. Könntet Ihr wohl einen Sterblichen glücklicher machen als mich?

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er eine heftige Erschütterung in dem Felsen spürte, der sich gleich darauf öfnete, und ein kleines häßliches Weib herausspie, das auf zwey Krücken umher hinkte. Es war die Fee Grognette, die Schwester der Grognon und ihr an Bosheit gleich. Ich weiß nicht, Herr Alidor, redete sie ihn an, was du dich unterstehst, dich auf meinen Felsen zu setzen; du dürftest mich leicht erbitten, so würf' ich dich gerade in's Meer hinab, damit du lerntest, daß wenn auch die Feen einen Menschen nicht glücklicher machen können als du bist, sie ihn wenigstens unglücklich machen können. — Madam, antwortete der Prinz, wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier wohnen, so würde ich mich nicht unterstanden haben, mich auf das Dach Ihres Hauses zu setzen. — Deine Entschuldigungen kommen zu spät, versetzte die Fee; und du bist so häßlich und eingebildet, daß ich fest entschlossen bin, dich dafür leiden zu lassen. — Aber

mein Gott, was hab' ich Ihnen denn zu Leide gethan? sagte der Prinz. — Als wenn ich das wüßte? erwiederte die Fee. Ich kann dich nicht leiden, und das ist genug. — Sie murmelte hierauf noch einige Worte und kehrte dann in ihren Felsen zurück.

Der Prinz war über dieses Abentheuer sehr verdrüßlich. Ich war so glücklich, sagte er, und da muß mich die hinkende Hexe stören. Ihre Drohungen haben mich recht unruhig gemacht. Delphin, fuhr er fort, ich beschwöre dich, mich nicht länger warten zu lassen. Sogleich erschien der Fisch an dem Ufer. Nun was bringst du? sagte er. — Ich bringe dir tausendfachen Dank, antwortete Alidor, für deinen Beystand. Ich habe Livoretten geheyrathet und in dem Taumel meiner Freude kam ich hieher. Eine boshafte Fee .... Ich weiß alles, unterbrach ihn der Delphin. Es ist Grognette, die boshafteste, eigensinnigste Creatur von der Welt. Sie thut das Böse aus bloßem Vergnügen am Bösen. Sie quält und peinigt die Menschen, ohne zu wissen warum. Ein vergnügtes Gesicht ist ihr verhaßt und reizt sie zur Rache.

Desto schlimmer für mich, sagte der Prinz, denn ich schwöre dir, mein Glück ist unbeschreiblich

lich groß. Das einzige, was ich noch zu wissen wünschte, ist, ob Livorette niemals erfahren soll, daß ich ihr Mann bin. — Begnüge dich mit dem Gegenwärtigen, sagte der Delphin, und forsche nicht nach der Zukunft. Mit diesen Worten tauchte er unter; der Prinz ward zum Vogel und kehrte zu seiner Geliebten zurück.

Diese hatte ihn schon überall gesucht und fieng an zu schmählen als sie ihn wieder in ihrer Gewalt sah. Mußt du mir denn immer Sorgen und Kummer machen? Du weißt, wie lieb ich dich habe, und daß ich nicht ohne dich leben kann. — Habe nur keine Sorgen, antwortete der Vogel; ich fliege dir nicht davon. — Recht wohl; versetzte Livorette. Aber kannst du mir denn dafür stehn, daß du nicht in eine Schlinge geräthst? Wenn du in die Hände eines schönen Mädchens fielest, wer weiß, ob du wieder kämst. — Dieser Verdacht beleidigt mich, erwiederte Bibi; du kennst mein Herz nicht, wenn du ihn im Ernste hegen kannst. — Verzeihe mir, Bibi; sagte sie lächelnd. Ich habe gehört, daß die Männer sich aus einer Untreue gegen ihre Frauen eben kein Gewissen machen; und seitdem du mein Mann bist, fürchte ich deinen Leichtsinn.

Alidor fand großes Vergnügen an dieser Art von Unterhaltung, weil er Livorettens Liebe zu ihm deutlich daraus erkannte; gleichwohl war er nur als Vogel geliebt. Es kamen Augenblicke, in denen ihm dieser Gedanke unerträglich ward; und bisweilen machte er sich ein Gewissen daraus, Livoretten zu täuschen. Er theilte seine Bedenklichkeiten dem Delphin mit, der sie so gut als möglich zu heben suchte, und ihm den Genuß seines gegenwärtigen Glücks empfahl, weil Zeiten kommen könnten, in denen er seine jetzige Lage vergebens zurück wünschen würde.

Es dauerte nicht lange, so sprach man überall von einer Vermählung der Prinzessin mit einem jungen und schönen Prinzen, dessen Staaten in der Nähe lagen. Er schickte Gesanden ab, bey ihren Eltern um sie anzuhalten: diese wurden sehr gut aufgenommen. Alidor gerieth in die äusserste Bestürzung. Er eilte an das Ufer des Meeres, rief den Fisch, der ihm schon so wesentliche Dienste geleistet hatte, und theilte ihm die Ursache seiner Unruhe mit. Bedenke die Gefahr, in welcher ich schwebe, sagte er unter andern zu ihm; entweder muß ich meine Frau in den Armen eines andern sehn, oder wenn ich mich als ihren Gemahl zu erkennen gebe, so werde ich vielleicht auf ewig von ihr

getrennt. — Ich begreife deine Verlegenheit, sagte der Delphin, aber meine Macht ist zu gering, um Grognettens Bosheit Einhalt zu thun. Ich werde alle meine Kräfte aufbieten, dich zu schützen; fasse Muth, und rechne auf meine Freundschaft, als auf ein Gut, das dir niemals entstehn wird. — Der Prinz dankte dem guten Delphin und kehrte zu seiner Prinzessin zurück.

Er fand sie von ihren Kammerfrauen umringt, auf einem Sopha, krank und schwach. Die eine hielt ihr den Kopf, die andre den Arm; sie klagte über großes Uebelseyn. Der Alidor in seiner natürlichen Gestalt erschien, wagte er es nicht, sich ihr zu nähern; aber die Prinzessin rief ihn selbst herbey, und sagte lächelnd: Sie finden mich recht krank; ich glaube, ich werde sterben; und das würde mir jetzt gerade recht ungelegen kommen. Man sagt so viel Gutes von dem Prinzen, den ich heyrathen soll. — Wie, Madam? versetzte Alidor mit einem gezwungenen Lächeln; haben Sie vergessen, daß Sie schon einen Mann haben? — Sie meinen den Kanarienvogel? antwortete Livorette. Der wird meine Untreue so übel nicht nehmen. Ich kann einen Mann haben und ihn doch zärtlich lieben — Ich glaube nicht, daß er mit einem getheilten Herzen vor-

lieb

lieb nimmt; erwiederte Alidor. — Gleichviel; antwortete Livorette; und er wird mich gewiß nicht an meinem Glück hindern wollen. Ich freue mich recht darauf, Königin eines großen Reichs zu werden. — Er hat Ihnen auch ein Reich angeboten; fiel Alidor ein. — Ha, ha, antwortete Livorette mit Lachen; seinen schönen Busch von Orangen und Jasminen. Das wäre ein recht schönes Reich für eine Biene oder eine Mücke. Mir aber ist es doch etwas zu klein.

Die Kammerfrauen der Prinzessin fürchteten, zu vieles Reden möchte ihr schädlich seyn, und baten den Prinzen, sich zu entfernen. Hierauf legten sie sie auf ihr Bett, wo sich Bibi zu ihr setzte, und ihr Vorwürfe über ihre Untreue machte. Sie befand sich bald wieder ziemlich wohl; aber seit der Zeit vergieng fast kein Tag, wo sie nicht einen neuen Anfall bekam. Sie verlohr ihre Farbe, ward mager und schwach; Niemand wußte, was er aus dieser Krankheit machen sollte, und die Leibärzte verlohren ihr Latein. Endlich erfuhr die Königin, daß sich in der Nähe ein sehr geschickter Arzt befände. Sie ließ ihn holen und ihn zu Livoretten bringen, ohne ihm doch zu sagen, wer sie sey. Er betrachtete sie einige Augenblicke, dann sagte er lächelnd: Ist es möglich, daß man hier diese Krankheit nicht kennt? Ich hoffe, sie wird kei-

nen übeln Ausgang nehmen, und diese junge Dame wird ihre Familie in kurzem mit einen allerliebsten Erben beglücken. — Die Frauen, welche sich um die Prinzessin befanden, waren über diese Insolenz skandalisirt, verboten dem Arzt noch ein Wort zu sagen und jagten ihn mit großen Ungestüm die Treppe hinab.

Bibi war auch in dem Zimmer, und fand, daß der Arzt so Unrecht nicht haben dürfte; er war selbst schon mehrmalen auf denselben Gedanken gekommen. Die Königin, welche ohne gesehen zu werden, das Gespräch des Arztes mit angehört hatte, theilte ihrem Gemahl das Resultat derselben mit. Sie ließen Livoretten zu sich kommen; sie fragten sie aus, aber alle ihre Antworten bewiesen ihre Unwissenheit und ihre Unschuld; und da auch die Kammerfrauen hoch und heilig versicherten, daß sie nie Gelegenheit gehabt hätten, auch nur den entferntesten Verdacht zu hegen so beruhigten sich ihre Eltern, bis endlich die Prinzessinn, zu Erstaunen der ganzen Welt, mit einen allerliebsten kleinen Knaben ins Kindbette kam. Der Zorn des Königs und der Schmerz der Königin waren unbeschreiblich. Die Prinzeßin war außer sich, Alidor unruhig, die Gesanden niedergeschlagen. Wo kömmt das Kind her? wer ist Vater dazu? das wußte niemand zu sagen;

Livorette am wenigsten. Aber der König verstand keinen Scherz, und die Thränen und Betheuerungen der armen Prinzessinn dienten zu nichts, als ihn nur noch mehr aufzubringen. Er beschloß, sie mit dem Kinde von einem Felsen herabstürzen zu lassen; da er aber der Königin diesen Entschluß mittheilte, fiel sie halb todt zu seinen Füßen nieder, und bat ihn, einen so schrecklichen Befehl zu widerrufen. Sie bot ihm ihr Leben dar, nur möchte er die unglückliche Livorette und ihr unschuldiges Kind verschonen.

Die Thränen der Königin erweichten ihn zum Mitleiden; er warf sich in einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, sann lange nach, seufzte tief, und sagte endlich zu der Königin: er wolle Livorettens Strafe ihr zu Liebe noch aufschieben — aber sie ihr zu schenken, dazu könne er sich nicht entschließen. — Die Königin war froh, wenigstens einen Aufschub gewonnen zu haben; dankte dem König und widersetzte sich nicht weiter, als er befahl, Livoretten in einen finstern Thurm einzusperren. Hier beweinte sie ihr trauriges Schicksal, und das einzige was sie tröstete, war das Bewußtseyn ihrer Unschuld. Ihr Kind bekam sie nicht zu sehn, und erfuhr auch nichts von ihm.

Den heftigsten Kummer machte diese Begebenheit dem unglücklichen Alidor, der die Entfernung von seiner Geliebten und das Bewußtseyn, ihr alles dieses Unglück zugezogen zu haben, nicht zu ertragen im Stande war. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, welche endlich zum Wahnsinn ward. Er warf sein Geld und seine Kostbarkeiten auf die Straße, lief in den Wäldern umher und zerriß seine Kleider. Wem er mit seinem langen Bart, seinen verwirrten Haaren entgegen kam, der entsetzte sich vor ihm, und sein trauriges Schicksal, dessen Ursache freylich niemand errieth, ward von jedermann bemitleidet. Der Delphin begab sich auf den Grund des Meeres und ließ der Bosheiten der Fee Grognette, welcher er keinen Widerstand mehr thun konnte, freyes Feld.

Der kleine Prinz wurde unterdessen am Hofe erzogen; aber der König hatte ihm sein Leben nur darum erhalten, damit er durch ihn erfahren möchte, wer sein Vater sey. Eines Tags ließ er bekannt machen, daß alle Herrn vom Hofe seinem Enkel etwas zum Geschenke bringen sollten. Sie erschienen ohne Verzug und überreichten dem kleinen Prinzen, in Gegenwart des Königs, ihre Geschenke. Er nahm sie alle gleichgültig an, und bey aller Aufmerksamkeit konnte der König doch nicht wahrnehmen,

daß er dem einen mehr als dem andern wohlwollte, oder ihn besonders freundlich anlächelte.

Er ließ daher noch einmal bekannt machen, daß, wenn irgend ein Herr vom Hofe ermangeln würde zu erscheinen, er als schuldig betrachtet und bestraft werden würde. Jedermann war bereit, den Befehl des Königs zu erfüllen; nur Alidor würde auch von dieser zweyten Aufforderung nichts erfahren haben, wenn nicht der Stallmeister — der ihn zuerst am Hofe empfohlen hatte — ihn von ohngefähr in einer Höhle gefunden hätte. Nun Alidor, sagte er; wollen Sie denn der Einzige seyn, der dem kleinen Prinzen nichts zum Geschenke bringt? Haben Sie nichts von dem Edikte erfahren, das der König hat publiciren lassen? Wollen Sie sich dem aussetzen, daß der König Sie als einen Verbrecher der beleidigten Majestät hinrichten läßt? — Meinethalben, antwortete der Prinz, ich habe nichts dagegen. Aber warum störst du mich in meiner Ruhe? — Aus der besten Absicht von der Welt, erwiederte der Stallmeister. Ich möchte Sie gern wieder an das Tageslicht hervorziehn. Sie müssen mit mir an Hof gehn, und dem Prinzen Ihre Aufwartung machen? — Ich? rief Alidor, und sah starr vor sich hin. Ich? dem Prinzen? Bedenken Sie doch — Ich bin auch gar nicht

dazu angezogen. — Wenn es darauf ankömmt, sagte der Stallmeister, so will ich Ihnen die besten Kleider aus meiner Garderobe geben. — Gut, antwortete Alidor — ich habe mich lange nicht in Staat gesehn.

Sie verließen die Höhle und Alidor war sehr folgsam. Der Stallmeister ließ ihm die Wahl unter seinen Kleidern; er wählte sich einen schwarzen Anzug, war aber durch keine Vorstellungen zu bewegen, ein Halstuch umzubinden, und Schuhe anzuziehn. Als er an die Thüre kam, fiel ihm ein, daß man dem Prinzen ein Geschenk machen müßte. Eine Nadel lag auf der Erde, er hob sie auf und näherte sich dem Prinzen mit diesem Geschenk. Ob er nun gleich so fürchterlich aussah, daß die Ammen in Begriff waren, mit dem Kinde davon zu laufen, so ward ihn dieses doch kaum gewahr, als es die Arme nach ihm ausstreckte und zu ihm verlangte. Dann fiel es ihm um den Hals, und konnte sich eben so wenig von Alidor trennen als Alidor von dem Kinde.

Der König wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, als er diese Wirkung des Instinktes sah. Er suchte zwar seinen Zorn zu verbergen; aber kaum war er allein, als er, ohne der Königin ein Wort davon zu sagen,

zweyen

zweyen seiner Cavaliere befahl, Livoretten aus ihrem Thurm, wo sie nun vier Jahre geschmachtet hatte, herauszulassen, sie mit Alidor und dem kleinen Prinzen in eine Tonne zu stecken, ihnen einen Topf mit Milch, eine Flasche Wein und ein Brödchen mitzugeben, und sie so dem Meere zu übergeben.

Die beyden Cavaliere boten zwar alle ihre Beredsamkeit auf, Gnade für diese armen Schlachtopfer zu erflehen; aber der König war so aufgebracht, daß er gar nichts hören wollte, und ihnen zu wiederholtenmalen mit den härtesten Ausdrücken auferlegte, seinen Befehl auf das pünktlichste zu erfüllen. Sie begaben sich also in den Thurm, wo sie die Prinzessin, an Händen und Füßen gefesselt, auf einem elenden Strohlager fanden. Sie verkündigten ihr unter Seufzern und Thränen den Befehl ihres Vaters und die Ursache ihrer Erscheinung. Als sie dieses vernahm, weinte sie bitterlich und sagte: Die Götter sind meine Zeugen, daß ich unschuldig bin! In meinem sechszehnten Jahre, zu den schönsten Hoffnungen gebohren, soll ich ein Raub der Wellen werden! Aber ich will Euch nicht mit meinen Klagen betrüben. Mein Vater hat mich gelehrt, den Todt als wünschenswerth anzusehn; ich will ihm gerne gehorchen. Nur mein Kind will ich zu retten suchen.

suchen. Hat denn seine Unschuld keine Gnade vor den Augen des Königs gefunden? Ist es nicht an Einem Schlachtopfer genug?

Die beyden Abgeordneten konnten ihr hierauf nichts antworten. Sie mußten gehorchen. Nun wohl, sagte die Prinzessin, es sey. Nehmt mir meine Fesseln ab, ich folge Euch nach. — Der Kerkermeister kam und feilte ihre Ketten entzwey; wobey sie große Schmerzen ausstand? Aber sie ertrug alles mit bewundernswürdiger Geduld. Sie trat aus ihrem Kerker, schön wie die Sonne, wenn sie aus den Schatten der Nacht hervortritt und wer sie sah, bewunderte ihren Muth und beklagte ihr Schicksal.

Alidor und der kleine Prinz erwarteten sie an dem Ufer des Meeres, wohin sie von der Wache geführt worden waren. Beyde waren noch ganz mit ihrer Bestimmung unbekannt. Als die Prinzessin ihren Sohn sah, stieß sie einen schmerzlichen Schrey aus, nahm ihn in ihre Arme und küßte ihn auf das zärtlichste. Jetzt erfuhr sie, daß sie mit Alidor ersäuft werden sollte. Ihr Götter, rief sie aus. Ihr verleiht mir noch den einzigen Trost, mich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, indem ihr mich gerade mit dem Manne zu Grunde richtet, gegen den mein Herz immer den meisten

Wider-

Widerwillen empfand. — Alidor, seiner Seits lachte, als er die Prinzessin sah. Ey wo kömmst du denn her? sagte er zu ihr. Haben sie dir auch ein Mädchen genommen? Viel Neues hat sich zugetragen, seitdem Livorette verreist ist. Ich und die ganze königliche Familie sind toll worden und liegen an Ketten. Ich will dir auf der Reise Wunderdinge erzählen. Denn wir reisen zusammen nach dem Meeresgrund. Hörst du? Vergiß nicht, mich aufzuwecken, wenn ich schlafe. Denn ich schlafe bis an den hellen Mittag, wenn mich niemand weckt.

Livorette warf sich mit ihren Knaben auf dem Arm in die Tonne und Alidor sprang hinterdrein, jauchzend vor Freude, daß er eine Reise in das Königreich der Delphine und Salmen machen sollte. Die Tonne wurde zugemacht, und von dem Felsen herab in das Meer gestürzt. Das ganze versammelte Volk stieß einen Schrey des Unwillens aus, als die Tonne hinabstürzte, alles schluchzte und weinte, und sah ihr so weit nach als es konnte. Alidor war ganz unbekümmert; er fand das Brod und den Wein, fing an mit dem größten Appetit zu essen und zu trinken, und sang und plauderte dazu ohne aufzuhören. — Endlich sagte die Prinzessin: Alidor, laß mich doch wenigstens in Frieden sterben, und halte mit deiner un-

vernünftigen Lustigkeit ein. — Was hab' ich dir denn gethan, antwortete Alidor, daß ich nicht lustig seyn soll! Weißt du was? Ich habe hier einen Fisch zum Freund, der mir alles zu Gefallen thut. Wenn du Hunger oder Durst hast, so kannst du nur ganz unbesorgt seyn; ich ruf' ihn und er bringt mir alles was ich will. Wenn wir hier das schöne Haus nicht hätten, so wollt' ich mir einen Pallast von ihm bauen lassen, der seines Gleichen sucht. — Nun so ruf' ihn doch, sagte Livorette. Warum zauderst du so lange? Wenn du warten willst, bis ich Hunger habe, so wird mir deine Hülfe zu spät kommen. Sieh', mein Kind stirbt; eile, ich bitte dich, damit ich sehe, ob du die Wahrheit redest.

Alidor rief nun den Delphin ohne zu zaudern: der Delphin erschien, und bat um Befehl. Bist du da? sagte der Prinz. Die Tonne ist so gut verwahrt, daß ich keinen Stich sehe. — Sage nur was du willst? fuhr der Delphin fort. — Musik; antwortete der Prinz, ohne sich zu besinnen. Sogleich ertönte die lieblichste Musik. — Aber mein Gott, rief die Prinzessin voll Ungeduld, was soll uns jetzt die Musik helfen? — Nun so sag' doch nur was du willst, versetzte Alidor; Du hast weder Hunger noch Durst; was soll ich dir denn schaffen? Willst

du

du vielleicht schöne Kleider? Delphin .... Livorette ließ ihn nicht ausreden. Uebertrage mir deine Gewalt über den Delphin; sagte sie, — von Herzen gern; antwortete jener. Warum hast du denn das nicht lange schon gesagt? Delphin, ich befehle dir, der Prinzessin Livorette in allen Stücken pünktlichen Gehorsam zu leisten. — Sie kann befehlen; sagte der Delphin. Sogleich verlangte Livorette auf eine reizende Insel in einen schönen Pallast gebracht zu werden. Den Pallast sollten herrliche Gärten umgeben, von Bächen umfloßen; mitten in dem Garten sollte ein Baum stehn, mit goldnem Stamm und silbernen Aesten, und drey Orangen sollten an diesen Baume wachsen, die eine von Diamant, die andere von Rubin, die dritte von Schmaragd. Ueberdieß sollte der Pallast vergoldet und ihre ganze Geschichte darinnen abgemahlt seyn? — Mehr nicht als das? sagte der Delphin. — Das ist mehr als zu viel, antwortete die Prinzessin. — Ich sollte nicht meynen; erwiederte der Delphin; denn es ist schon alles bereit. — Nun wünsche ich noch, fuhr Livorette fort, einen Umstand zu wissen, der mir vieles Nachdenken verursacht hat, und der dir vielleicht nicht unbekannt ist. — Ich verstehe, sagte der Delphin, du möchtest wissen, wer Vater zu deinem Kinde ist. Dieß ist niemand anders als dein Canarienvogel Bibi, und dieser

Bibi ist Prinz Alidor, der hier neben dir sizt. — Delphin, schrie Livorette, du spottest meines Unglücks! — Ich schwöre dir, antwortete der Delphin, bey dem Dreygott Neptuns und Amphitritens Spindel, ich schwöre bey deinen schönen Augen, daß ich ein Fisch bin, welcher auf Ehre hält, und nie ein Wort sage, das nicht die strengste Wahrheit ist.

Aber mein Himmel, fuhr Livorette fort, wenn ich auch deinen Schwüren glauben wollte, so ist mir doch unbegreiflich, wie mein Bibi und Alidor Eine Person seyn sollen. Indeß befehle ich dir, den armen Alidor seine Vernunft wieder zu geben, ihn mit allen Reizen und aller Anmuth auszuschmücken, und mir zu sagen, warum du ihn einen Prinzen nennst? — Der Delphin gehorchte auf der Stelle; und Livorette erfuhr den ganzen Verlauf ihrer sonderbaren Schicksale.

Während sie sich mit dem gefälligen Fisch unterhielt, landete die Tonne an einer Insel; der Delphin warf sie an's Land und sie öffnete sich. Alidor fiel Livoretten zu Füßen; er hatte seinen Vetstand wieder bekommen, und seine Züge hatten sich so verändert, daß man ihn mit Mühe erkannte Er bat sie wegen seiner Verwandlung auf das zärtlichste um Verzeihung,

und

und sie konnte nicht umhin, ihm ein Vergehn zu verzeihn, wozu ihn die heftigste Leidenschaft gezwungen hatte.

Die Prinzessin war sehr vergnügt. Sie war den Augenblick der schrecklichsten Gefahr entgangen, und seit länger als vier Jahren hatte sie das Tageslicht nicht anders als mit weinenden Augen gesehn. Sie dankte den Göttern für ihre Rettung, und dann dem Delphin, der ihr zur Hülfe gesendet worden war. Der Prinz war nicht weniger glücklich. Als sie noch in dem ersten Genuß ihrer Freunde waren, hörten sie den Schall von Trompeten, Pfeiffen und Trommeln, und ein lautes Wiehern von Pferden Es waren die Equipagen des Prinzen und der Prinzessin, mit ihrer sämmtlichen Leibgarde. Einige Damen kamen ihnen entgegen gefahren und stiegen aus, sie zu bewillkommnen, und ihr zu sagen, daß sie Befehl von dem Delphin erhalten hätten, sie als Häupter dieser Insel zu betrachten, und daß sie eine große Anzahl treuer Unterthanen finden würden. Alidor und Livorette empfiengen sie mit der größten Höflichkeit und freuten sich, die Bekanntschaft so artiger Personen zu machen. Sie setzten sich hierauf in einem offnen Wagen, der von acht geflügelten Pferden gezogen wurde, die sich von Zeit zu

Zeit

Zeit in die Luft erhoben, und sich dann sanft wieder herunter ließen.

Sie befanden sich noch in der mittlern Region, als sie an dem Abhang eines Hügels, der die Aussicht auf das Meer hatte, einen Palast entdeckten, dessen Mauern von Silber, aber so durchsichtig waren, daß man bis tief in die Zimmer hineinsehn konnte. Die Gärten, welche ihn umgaben, waren mit dem größten Geschmack angelegt. Dunkle Hayne waren mit blumichten Auen vermischt, durch welche crystallhelle Bäche rieselten, die sich bisweilen in hohen Fontainen erhoben, bisweilen schäumend von Felsen herabstürzten. Als der Prinz und seine Gemahlin in dieses Feenschloß eintraten, hörten sie von allen Seiten: Es lebe unser König Alidor! hoch lebe Livorette! Möchten sie Glück und Zufriedenheit in dieser Wohnung finden!,

Nachdem sie ein wenig ausgeruht und gespeist hatten, trat der königliche Schatzmeister in das Zimmer, und fragte sie, ob es ihnen gefällig wäre, sich in die nächste Gallerie zu erheben. Sie folgten ihm und fanden hier, längs der Mauer, eine Reihe von Brunnen, mit Eymern von Saffian und mit goldnen Reifen eingefaßt. Sie fragten den Schatzmeister, was diese Brunnen bedeuteten. Er antwortete, daß

in denselben unversiegbare Quellen von Reichthümern strömten, und daß man, um Geld zu haben, nur den Eimer herab zu lassen, und die Münzsorte zu bestimmen brauche, welche man zu haben wünsche. Wer einen guten Gebrauch von dem Gelde zu machen wisse, der fände hier so viel er wollte; aber man hätte Beyspiele, daß Geitzige, die das Geld nur in ihrem Kasten zu verschließen wünschten, den Eymer voll Kröten und Schlangen heraufbrachten.

Der Prinz und die Prinzessin bewunderten diese Brunnen und stellten verschiedne Versuche an, welche die Wahrheit dessen bestätigten, was der Schatzmeister gesagt hatte. Sie besahen hierauf noch andere Merkwürdigkeiten des Schlosses, und als es Abend ward, begab sich Alidor in sein Schlafzimmer und die Prinzessin mit ihrem Sohn in das ihrige.

Livorette schlief bis um eilf Uhr an den hellen Mittag; Alidor aber war schon früh aufgestanden, um auf die Jagd zu gehn, und noch vor dem Erwachen seiner Geliebten zurück zu seyn. Als er hörte, daß er ihr aufwarten konnte, kam er in ihr Zimmer, von einigen Cavalieren begleitet, welche das geschossene Wildpret auf goldnen Schüsseln trugen und der Prinzessin zu Füßen legten. Zugleich bat sie Alidor,

indem

indem er sie in den lebhaftesten Ausdrücken seiner Liebe versicherte, daß sie eine Zeit bestimmen möchte, wo sie seine Treue krönen und ihm öffentlich ihre Hand geben wollte.

Mein Prinz, antwortete sie, ich bin fest entschlossen, hierinne durchaus nichts zu bestimmen, bis ich die Erlaubniß meiner königlichen Eltern habe. Diese Antwort war ein Donnerschlag für den zärtlichen Alidor. Wozu verdammen Sie mich? sagte er. Wissen Sie nicht, daß es unmöglich ist, ihre Bedingung zu erfüllen? Wir sind kaum dem schrecklichsten Tode entgangen, den uns Ihre Eltern bestimmt hatten; und Sie können glauben, daß sie in unser Glück einwilligen werden? Aber ich verstehe Sie? Sie lieben mich nicht, und Sie suchen diese Ausflucht, um sich auf immer von meiner beschwerlichen Liebe loszumachen. — Sie beurtheilen mich unrecht, antwortete Livorette. Ich schätze Sie hoch, ich liebe Sie, und ich habe Ihnen alles das Unglück verziehn, das Ihre Verwandlung mir zugezogen hat. Sie hätten einen sicherern Weg nehmen können. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß mein Vater seine Tochter dem Sohne eines großen Königes sollte verweigert haben.

Die

Die Leidenschaft schließt die kalte Ueberlegung nur allzuoft aus; erwiederte Alidor. Ich wählte den Weg, der mich am schnellsten zum Glücke führte. Aber ich bin untröstlich, wenn Sie den grausamen Entschluß nicht widerrufen, den Sie gefaßt haben. — Es ist mir unmöglich, ihn zu widerrufen, antwortete Livorette; wissen Sie, daß als ich diese Nacht in tiefem Schlafe lag, jemand an mein Bett kam, und mich stark an dem Arme zog; ich schlug die Augen auf, und sah bey dem düstern Schein einer Fackel, eine kleine schreckliche Figur, die mich mit blitzenden Augen ansah. Kennst du mich? sagte sie zu mir. Nein, Madam, war meine Antwort; ich kann auch nicht sagen, daß ich Lust hätte, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Du scherzest; versetzte die Gestalt. — Ich schwöre Ihnen zu, daß ich in vollem Ernste rede. — Nun gut, antwortete jene, ich bin die Fee Grognette, und habe große Ursache, mit dem Prinzen Alidor unzufrieden zu seyn. Er hat sich auf meinen Felsen gesetzt, und er hat etwas an sich, das ich nicht leiden kann. Ich verbiete dir, ihn als deinen Gemahl zu betrachten, bis dein Vater und deine Mutter in Eure Verheyrathung willigen. Wenn du es wagst, mein Verbot zu verachten, so werde ich mich an deinem Sohne rächen; er wird sterben, und tausendfältiges Unglück wird nach seinem

Tode dich treffen. — Be diesen Worten bließ sie die Asche der Fackel auf mich; ich erschrack. Du fürchtest dich? sagte die Fee. Nun ich verzeihe dir, wenn du meine Befehle befolgst.

Alidor erkannte die Gesinnungen seiner Feindin, und beklagte sich bitterlich Aber er mußte der unvermeidlichen Nothwendigkeit weichen, wenn er das, was ihm das liebste auf der Welt war, Grognettens Zorn nicht aussetzen wollte. Er hätte so glücklich seyn können; und eine Kleinigkeit mußte seinem Glück im Wege stehn. Die Einwohner der Insel bewetteiferten sich, ihrem Könige zu gefallen; und das Land selbst bot ihm die mannichfaltigsten Vergnügungen dar. Von Livorettens Liebe wurde er täglich mehr überzeugt.

Von Zeit zu Zeit begaben sie sich an das Ufer des Meeres, um den Delphin zu sprechen, der sie iederzeit mit Vergnügen sah; aber wenn sie mit ihm von der Fee Grognette sprachen, und ihn um seinen Beystand baten, suchte er zwar ihren Kummer mit Trostgründen zu lindern, aber etwas Gewisses wollte er ihnen nie versprechen. So verstrichen zwey Jahre. Alidor faste mehrmalen den Entschluß, Gesanden an den König der Wälder zu schicken; aber der Delphin widerrieth es ihm, weil Grognette sie zuverlässig umbringen würde. —

Als

Als Livorettens Mutter das traurige Schicksal ihrer Tochter, ihres Enkels und Alidors erfahren hatte, verfiel sie in eine tiefe Schwermuth, welche ihre Gesundheit untergrub und sie gegen alle Freuden des Lebens unempfindlich machte. Jede Kleinigkeit erinnerte sie an ihre unglückliche Tochter, und in der Fülle ihres Schmerzens konnte sie sich nicht enthalten, dem Könige die bittersten Vorwürfe zu machen. Grausamer Vater, sagte sie, ist es möglich, daß du einen so unmenschlichen Entschluß hast fassen können. Wir hatten nur diese einzige Tochter; die Götter hatten sie uns gegeben; nur der Götter Wille hätte sie uns entreissen sollen. — Eine Zeitlang ertrug der König diese Vorwürfe mit einem philosophischen Gleichmuth; endlich ergriff ihn das Gefühl seines Unglücks selbst. Er hatte seine Tochter zu Grunde gerichtet; er hatte die Liebe seiner Gemahlin verlohren; er fühlte sich allein und verlassen auf der Welt. Oft rief er aus, wenn er allein war: Meine Tochter, ach! meine geliebte Tochter, was ist dein Schicksal gewesen? Einziger Trost meines Alters, warum hab' ich dich einem unglücklichen Ehrgeize aufgeopfert? Ach! ich kann niemanden anklagen, als mich selbst, und meine blinde Hitze.

Eines Tags, da er ganz vorzüglich niedergeschlagen war, gestand er der Königin, daß seit dem unglücklichen Tage, an dem er Livoretten in das Meer hätte stürzen lassen, er keinen ruhigen Augenblick mehr genossen hätte. Ihr klagender Schatten verfolge ihn überall; er höre das Winseln ihres Kindes, und er sehe voraus, daß sein Schmerz ihn verzehren würde. Dieses Geständniß vermehrte den Schmerz der Königin. Ach! sagte sie, was fangen wir an, uns zu trösten? Der König sagte, er habe von einer Fee reden hören, die seit einiger Zeit in dem Walde der Bären wohne: diese wolle er um Rath fragen. Ich werde sie beglücken, erwiederte die Königin, wie wohl ich nicht weiß, was wir bey ihr thun können. Denn der Tod unserer geliebten Livorette und ihres Kindes ist, leider! nur allzu gewiß.— Der König ordnete dem ohngeachtet die Reise an. Er fuhr mit seiner Gemahlin bey Anbruch des Tages fort, und die Fee, welche seine Ankunft in den Sternen gelesen hatte, kam ihm eine Strecke entgegen, um ihn zu empfangen.

Als die Reisenden die Fee erblickten, stiegen sie aus, umarmten sie, und weinten bitterlich. Majestät, sagte die Fee, die Veranlassung ihrer Reise ist mir nicht unbekannt. Eine heftige Reue über den Tod ihrer Tochter verzehrt

sie;

sie; und ich weiß ihnen keinen andern Rath zu geben, als ein gutes Schiff zu besteigen, und nach der Delphineninsel zu fahren. Sie ist sehr weit von hier; aber Sie werden da eine Frucht finden, welche Sie Ihren Schmerz vergessen machen wird. Verliehren Sie keinen Augenblick. Es ist dieses das einzige Mittel sie zu trösten — Der König und die Königin dankten der Fee für ihre Theilnahme und ihren guten Rath, überhäuften sie mit Geschenken, und baten sie während ihrer Abwesenheit, für die Verwaltung des Reichs zu sorgen. Die Fee versprach es ihnen; und nun kehrten sie mit etwas leichtern Herzen nach Hause zurück.

Das Schiff war bald ausgerüstet, und sie überließen sich den Wellen unter Anführung eines Steuermanns, der auf der Delphineninsel gewesen war. Einige Tage über war der Wind ihnen günstig, endlich aber wurde er ihnen so widrig, und der Sturm nahm so überhand, daß das Schiff an einen Felsen geworfen wurde und scheiterte. In einem Augenblick waren alle Passagire zerstreut, und jeder suchte sein Leben zu retten so gut er konnte.

Während dieser Zeit dachte der König an nichts als an seine Tochter. Ich habe die Züchtigung verdient, die mir die Götter zuschi-

cken. Warum hab' ich Livoretten und ihren Sohn der Wuth der Wellen übergeben. — Diese Vorstellung quälte ihn so, daß er das Ende seines Lebens als ein Glück zu betrachten anfieng: als er ganz unverhoft die Königin auf einem Delphin sitzen sah, der sie beym Herausfallen aus dem Schiffe, aufgefangen hatte. Sie streckte ihre Arme nach dem Könige aus, und betete zu den Göttern, daß der Delphin doch auch zu ihrem Gemahl gelangen und ihn retten möchte. Es geschah. In dem Augenblick, da der König im Begriff war, unterzusinken, näherte sich ihm der Delphin und nahm ihn, mit Hülfe der Königin, auf den Rücken. Jetzt schöpften sie beyde wieder einigen Muth, da sie sahen, daß sich der Himmel ihrer so sichtbarlich annahm. Gegen Abend setzte sie der Fisch an das Land.

Dieß war nun gerade die Insel, auf welcher Livorette und Alidor lebten. Sie giengen an dem Ufer spazieren; Livorette führte ihren Sohn an der Hand und ein zahlreicher Hofstaat begleitete sie: als sie zu ihrem großen Erstaunen zwey Leute auf dem Rücken des Delphins heranschwimmen sahn Sie giengen ihnen entgegen, um sie in der Nähe zu sehn und sie willkommen zu heißen, — und, wie groß war ihre Ueberraschung, als sie den König und die Kö-

nigin

nigin erkannten! Sie merkten bald, daß sie selbst nicht erkannt wurden; und dies war sehr natürlich, da Livoretten ihre Eltern in sechs Jahren sie nicht gesehen hatten; und Alidor so sehr zu seinem Vortheile verändert worden war. Der Prinz endlich war in dieser Zeit auch viel grösser geworden, und so war es sehr begreiflich, daß den beyden Majestäten gar der Gedanke nicht beyfiel, ihre Tochter und ihren Enkel vor sich zu haben.

Livorette war kaum im Stande ihre Thränen zurückzuhalten; das Herz schwoll ihr so sehr an, daß sie fast kein Wort vorbringen konnte. Ach! Madam, sagte der König, sie sehen hier einen unglücklichen Monarchen und eine trostlose Königin; wir haben weit von hier Schiffbruch gelitten, unsre ganze Reisegesellschaft ist umgekommen, und wir haben nichts als unser Leben gerettet, das selbst nur noch einen geringen Werth hat. — Majestät, antwortete die Prinzessin, Sie hätten an keinen Ort kommen können, wo man sich ein größer Vergnügen daraus gemacht haben würde, sie aufzunehmen und Ihnen ihre Unfälle vergessen zu machen. Erlauben Sie mir, sagte sie zu der Königin, daß ich Sie umarme. — Bey diesen Worten fiel sie ihr um den Hals, und die Königin drückte sie fest an ihre Brust, und sie fand, daß sie

ihrer geliebten Livorette ähnlich sah. Alidor bot ihnen seinen Wagen an und sie fuhren zusammen in das Schloß Hier that man alles, um den hohen Gästen Vergnügen zu machen; aber was ihnen die meiste Freude verursachte war, daß die Schiffe des Prinzen, welche sich nicht weit von dem Orte befunden hatten, wo der König Schiffbruch litt, die sämmtliche Mannschaft gerettet hatten, und sie glücklich mit auf die Delphineninsel brachte.

Eines Tags erzählte die Königin Livoretten die Veranlassung ihrer Reise und bat sie, ihr Mittel zu schaffen, wieder in ihr Reich zurückzukehren. Ach! sagte sie, die Fee hatte uns versprochen, daß wir anf der Delphineninsel Trost gegen unsre Leiden finden würden. Wir sind durch ein sonderbares Schicksal auf dieselbe geführt worden, aber ausser der gütigen Aufnahme, die sie uns gemacht haben, haben wir für unsern Kummer keinen Trost gefunden.

Livorettens Herz hätte bey dieser Erzählung zerspringen mögen; Ströme von Thränen flossen über ihre Wangen herab. Die Königin dankte ihr für ihre Theilnahme; umarmte sie und bat die Götter, sie mit ihrem Sohn zu erhalten

halten und sie gegen alle widrigen Schicksale zu schützen.

Jetzt war das Schiff für den König und seine Gemahlin ausgerüstet, und der folgende Tag zur Abreise bestimmt. Noch hatten sie eines der größten Würde des Pallastes nicht gesehn; dieß war der schöne goldne Baum mit silbernen Aesten, und mit den drey Orangen von Diamant, Rubin und Smaragd. Drey Wächter bewachten ihn Tag und Nacht, damit sich niemand unterfienge, ihn zu berauben. Den letzten Tag erst wurden sie zu diesem Baum geführt; und sie brachten lange Zeit damit zu, ihn mit der größten Aufmerksamkeit zu betrachten.

Als sie wieder in das Schloß zurückkamen, erwartete sie eine prächtige Mahlzeit; aber in dem Speisesaal war nur für zwey Personen gedeckt. Der König fragte nach der Ursache, und man antwortete ihm, der Wirth und die Wirthin wollten heute die Ehre haben, ihre Gäste selbst zu bedienen. In der That baten sie die Majestäten, sich zu setzen, und Alidor, Livorette und der Prinz warteten ihnen auf. Als sie mitten in der Mahlzeit waren, traten die Wächter des goldnen Baums in den Saal und meldeten mit erschrocknen Mienen, daß der Baum

seiner Zierde beraubt wäre, und daß niemand anders diesen Diebstahl begangen haben könnte, als die Personen, die ihn zuletzt besucht hätten. Der König und die Königin, welche wohl merkten, daß auf sie gezielt wurde, standen beleidigt auf, und erboten sich alle ihre Taschen in Gegenwart des ganzen Hofs auszuleeren. Der König riß auch sogleich seine Scherpe ab und die Königin öfnete ihr Corset, als o! Wunder die Orangen hervorrollten. — Himmel, rief die Prinzessin aus, vergelten Sie uns die gute Aufnahme, die Sie bey uns empfangen haben, auf diese Art? — Der König und die Königin waren in der größten Verwirrung; suchten sich zu rechtfertigen, und versicherten hoch und heilig, daß sie eine so niederträchtige Handlung nicht fähig wären.

Nachdem dieses einige Augenblicke gedauert hatte, warf sich Livorette ihren Eltern zu Füßen und sagte zu ihnen: Sie sehen hier ihre unglückliche Tochter zu ihren Füßen, die sie mit Alidor und ihrem Sohn den Wellen übergeben haben. Sie verurtheilten mich wegen eines Verbrechens, in welches ich niemals gewilligt hatte, und das mir eben so unbekannt war, als Ihnen der Diebstahl dieser kostbaren Früchte, die man in Ihren Kleidern zu verstecken gewußt hat. Haben Sie die Gnade, meiner

ner Versicherung zu glauben und mir zu verzeihen.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Königs und der Königin. Sie hoben ihre Tochter von der Erde auf und erstickten sie fast mit ihren Küßen und Umarmungen. Alidor erhielt, wie man denken kann, leicht Verzeihung. Die Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin wurde mit der größten Pracht gefeyert. Der Delphin erschien dabey unter der Gestalt eines schönen und geistreichen Prinzen, und empfieng den Dank der sämmtlichen Anwesenden. An Alidors Vater wurde eine Gesandschaft abgeschickt, um ihm diese glücklichen Neuigkeiten zu melden, und ihm die Schicksale seines Sohns zu erzählen. Der Prinz und die Prinzessin kehrten in das Reich des Königs der Wälder zurück und lebten hier lange und glücklich. Ihrem Sohn blieb die Delphineninsel zum Eigenthum.

* * *

Als Adelheit ihr Mährchen geendigt hatte, beeiferte sich jedermann, ihr etwas schönes zu sagen. Der Delphin war einige Augenblicke der allgemeine Gegenstand des Gespräches. Der eine wünschte seinen Freunden eben so nützlich seyn zu können; der andre hätte der Canarienvogel seyn mögen. Die einen interessirten sich mehr für Livoretten; die andern mehr für Alidor. Endlich mischte sich auch Dandinardiere in's Gespräch: Mein Gott, sagte er, wie können Sie sich nur alle bey diesen Kleinigkeiten aufhalten? Denkt denn niemand an die wundervollen Brunnen, wo man das Geld in Eimern schöpft? Ich muß Ihnen gestehn, daß diese Stelle des Mährchens mir das allerlebhafteste Vergnügen verursacht hat. Wenn ich den Weg nach dieser bezaubernden Insel wüßte, ich träte morgen eine Pilgerreise dahin an. Ey, mein Herr, fiel Johann ein, da nehmen Sie mich ja mit. Die schönen Sachen da haben mir den Mund mehr als einmal wäßrigt gemacht. Warlich eine schönere Reise läßt sich gar nicht denken; und ich will den Eimer schon tüchtig voll packen — ich kann was tragen. — Geh, geh, unterbrach ihm sein Herr; du bist viel zu feig, um mir an einen so gefährlichen Ort zu folgen. — Ey, das können Sie doch, mein Seel, nicht sagen, antwortete Johann, daß ich feig wäre. Hab' ich mich nicht mit dem Fuhrmann

und

und mit zehn andern Leuten herumgeschlagen, die's wahrlich meinem Buckel nicht geschenkt haben. — Nun gut, versetzte Dandinardiere; wir wollen nächster Tage die Landkarte nachsehn, und dann wird sich zeigen, wie viel sich fischen läßt. — Was mich betrift, fiel Madam dů Rouet ein, so gestehe ich Ihnen, daß mich die sinnreiche Wendung entzückt, welche Fräulein Adelheid ihrem Mährchen gegeben hat. . . Und ich, setzte ihre Freundin hinzu, schätze mich jetzt weniger unglücklich, in dies Land gekommen zu seyn, als vorher, weil ich mir nicht vorstellen konnte, auch nur ein Quentchen gesunden Menschenverstand anzutreffen.

Wir danken Ihnen für die gute Meinung, die Sie von uns gehegt haben; versetzte der Baron. Ich weiß zwar, daß der gesunde Menschenverstand eigentlich in Paris alleine quillt; indeß fließen bisweilen schwache Arme desselben nach der Provinz aus. Es müßte doch schlimm seyn, wenn wir von den Einwohnern der Hauptstadt, die uns von Zeit zu Zeit die Ehre erzeigen, uns zu besuchen, nicht ein wenig civilisirt werden sollten. Sie glauben nicht, welchen Einfluß der Aufenthalt des Herrn la Dandinardiere schon gehabt hat. — — Sie sind sehr gütig, sagte Dandinardiere mit holden Mienen, mir so etwas zuzuschreiben. Aber wenn dies

wirk-

wirklich wahr ist, so muß ich mich doppelt freuen, durch das seltsamste Abentheuer von der Welt Ihnen so nahe gekommen zu seyn. Ja, liebe Cousine, fuhr er fort indem er sich an Madam dů Rouet wendete, durch das seltsamste Abentheuer, das einem Manne von Stande begegnen kann, bin ich hieher verschlagen worden. Ich werde mir einmal das Vergnügen machen, es Ihnen zu erzählen. Nur so viel will ich Ihnen jetzt sagen, daß ich einen Feind in dieser Gegend habe, der mich mit Feuer und Schwerd, mit Zaubermitteln und Teufeln verfolgt. — Ist das wahr? sagte die Wittwe. Sie erschrecken mich. — Diese Damen und Herren, antwortete der Edelmann, können Ihnen die Wahrheit meiner Erzählung bezeugen, und können Ihnen sagen, mit welchem Muthe ich diese Anfälle abgehalten habe. Jetzt sucht er mich durch unerhörte Verrätherereyen zu Grunde zu richten. — In der That, sagte Madam de Lüre, ich dürfte wünschen, Sie gar nicht gesehn zu haben; ich werde die ganze Nacht nicht schlafen können, aus Furcht, es möchte Ihnen ein Unglück begegnen. — Mein Loos ist sehr beneidenswerth, antwortete Dandinardiere; und mich dünkt, ich hätte gar nichts mehr zu fürchten, da Sie an meinem Schicksale Antheil nehmen. — Hier sind zwey Damen, sagte der Vicomte und zeigte auf Virgi-

nien

nien und Adelheid, die gewiß keinen geringern Antheil nehmen, und wenn Ihnen der Herr von Villeville etwas zu Leide thun wollte, so würden sie gewiß im Stande seyn, seinen Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun. — Wen nannten Sie da? sagte die Wittwe. — Einen Edelmann, antwortete der Vicomte, dem es nicht an Verdiensten fehlen würde, wenn er nicht der Feind unsers Freundes wäre. — Ich besinne mich, ihn gesehn zu haben, erwiederte jene; und ich habe ihn damals sehr liebenswürdig gefunden. — Liebenswürdig? fuhr Dandinardiere auf. Ich glaube, Cousine, Sie haben mich und sich zum Besten. Wie kann eine Frau von Ihrem Stande einen Menschen, wie Villeville, liebenswürdig finden? — Madam dû Rouet hegte eine geheime Neigung gegen Villeville, und fand sich durch die Art, wie ihr Cousin von ihm sprach, höchlich beleidigt. Und wer sind Sie denn? fragte sie bitter und trocken. Glauben Sie denn, daß man dadurch ein andrer Mensch wird, wenn man aus Paris an das Ufer des Meers versetzt worden ist? Ich habe noch nie gehört, daß ein Rabe dadurch zum Adler geworden wäre. — Ey zum Teufel, Madam, fuhr Dandinardiere auf, Sie haben auch Ursache, Parthey gegen mich zu nehmen! Ich möchte wissen, was aus Ihrem Vater geworden wäre, wenn ihn mein Geld nicht dem Ban-

keroutte

kerouтte entrissen hätte? — Ist es möglich? schrie die Dame und hob ihre Hände gen Himmel; ist es möglich, meinem Vater einen Bankeroutt vorzuwerfen, in dem ihn nichts anders als der Bankeroutt Ihres Vaters gezogen hatte! — Da der Streit so lebhaft wurde, hielt es jedermann für zuträglich, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen, ehe noch etwas zum Vorschein käme, das der Baronin einen Aufschluß über die wahre Abkunft des bürgerlichen Edelmanns geben könnte Madam de Lüre war aus einem andern Grunde dabey interessirt; sie wollte nicht, daß man wissen sollte, daß sie in der Gesellschaft einer bürgerlichen Dame reiste Jedermann redete ihnen zu. Sie schwiegen aus Höflichkeit, aber ihr Unwille war schon so hoch gestiegen, daß sie sich alle Augenblicke feindselig ansahn, und eines um das andere Anspielungen machte, wobey sie zwar niemanden nannten, die aber doch leicht genug zu deuten waren.

Der Baron hielt für das rathsamste, sie ganz von einander abzusondern. Haben Sie nicht Lust, meine Damen, den schönen Abend in dem Wäldchen zuzubringen, wo wir heute Mittag gewesen sind? Mit Vergnügen, sagte die Wittwe. Ich liebe das Meer ausserordentlich. Kommen Sie meine Liebe, fuhr sie fort,

und

und faßte die Baronin unter den Arm, kommen Sie, um an dem Ufer des ungestümen Elements Athem zu schöpfen.

Die Baronin zog ihren Arm weg und versicherte, daß sie allein gehen könnte. Die Wittwe fand sich beleidigt. In der That, sagte sie, es giebt Leute, bey denen man nicht als Dornen findet. — Ich verstehe Sie, antwortete die Baronin, welche nie etwas auf die Erde fallen ließ; Sie glauben die Rose zu seyn, und ich bin der Dorn. Erlauben Sie mir Ihnen die Wahrheit zu sagen, daß die Rose etwas abgeschossen ist. — Ihre Manieren sind nicht die gefälligsten, versetzte Madam dü Rouet; wenn ich auf eine solche Begegnung gerechnet hätte, so würde ich mich gehütet haben, Ihnen die Ehre meines Besuchs zu gönnen. — Und ich würde diese Ehre sehr gern entbehrt haben, versetzte die Baronin, die niemanden das letzte Wort ließ. — Aber mein Himmel, fiel Madam de Lüre ein, wie können Damen von Stand und Lebensart sich mit solchen Armseligkeiten herumtreiben. Sie haben beyde Unrecht, alles so hoch aufzunehmen, und ich rathe Ihnen .... Wir können Ihren Rath entbehren, fiel die Baronin ein.

Es ist wahr, hub der Herr von Saint-Thomas an, liebe Frau, du hast heute große Lust, mir Verdruß zu machen. Ich finde nicht gut.... Und ich finde auch nicht gut, fiel sie ihm ein, daß du immer Parthey gegen mich nimmst, und die vertheidigst, die mich ärgern und kränken. Ach! wenn mein Großvater noch lebte, blutige Thränen würde er weinen, mich einem solchen Manne gegeben zu haben — Hierauf fieng sie so bitterlich an zu weinen, als wenn man alle ihre Freunde und Verwandten zu Grabe getragen hätte.

Die Göttin der Zwietracht schien ihre Wohnung in dem Hause des Barons von Saint-Thomas aufgeschlagen zu haben; jedermann zankte und schmollte. Er fand nicht für gut seiner Frau zu antworten, um das Uebel nicht noch ärger zu machen. Diese hatte nun keine Lust mehr, mit der übrigen Gesellschaft in das Wäldchen zu gehn; sondern blieb bey dem bürgerlichen Edelmann. Der gemeinschaftliche Groll gegen Madam dů Rouet flößte ihnen in diesem Augenblick ein wechselseitiges Zutrauen ein, das ihnen bisher ganz fremd gewesen war. Soll ich aufrichtig mit Ihnen reden? sagte die Baronin? Ihre Cousine ist eine Frau von einem ganz unerträglichen Hochmuth. — Meine Cousine? versetzte Dandinardiere. Mit

unsrer

unsrer Verwandtschaft hat es so viel nicht zu bedeuten. Das sind so Cousinen ... Sie verstehen mich. — Vollkommen; erwiederte die Baronin. Und gleichwohl sehn Sie, mit welcher Achtung mein Mann sie behandelt; ich muß Ihnen sagen, mein Herr von Dandinardiere, es giebt keinen so ungefälligen Mann als ihn. Zwar nach dem äusserlichen Schein zu urtheilen, sollte man glauben, Wunder wie gut er wäre; aber das Innre, mein Herr, das Innre! Es ist mir eine gewisse Höflichkeit angebohren, die sich schlechterdings nicht mit Grobheit und Uebermuth verträgt ... Dieß ist gerade auch mein Fall, versetzte Dandinardiere; es ist nichts leichter als mich durch Höflichkeit zu gewinnen; aber wer auf einem andern Ton mit mir spricht, der findet, daß ich eine eiserne Stirne habe; und wenn ich einmal meinen Kopf aufsetze, dann kömmt kein Teufel, kein Irrwisch, kein Zaubrer und kein Währwolf mit mir aus ... Diese Gesinnungen entzücken mich, sagte die Baronin; es sind gerade auch die meinigen. Wir waren für einander geschaffen; die Natur hat uns in eine Form gegossen, und dann diese Form zerbrochen. Aber sagten Sie mir nicht eben, die Wittwe wäre nicht mit Ihnen verwandt? — Mein Gott nein, antwortete er mit Ungeduld; ich

habe es Ihnen gesagt und sage es noch einmal, sie geht mich gar nichts an. Sie hatte einen Onkel, den ich zu meinem Haushofmeister machte. Sie war jung und artig; ich war auch jung. Sie besuchte ihren Onkel bisweilen, und da machte ich so ihren Liebhaber. — Pfuy, rief die Baronin aus, eine solche Frau soll sich nicht rühmen, meine Bekanntschaft zu haben. Ich werde ihr verbieten, meinen Namen je wieder über ihre Zunge gehen zu lassen. — Sie nehmen die Sache gar zu buchstäblich; antwortete Dandinardiere. Ich will durchaus nichts zum Nachtheil der Madam dü Rouet gesagt haben; was ich sage, bezieht sich mehr auf den Unterschied, der sich zwischen ihrer und meiner Herkunft befindet. Denn wenn man es mit der weiblichen Tugend so strenge nehmen wollte, so muß ich Ihnen sagen, daß die Zeiten so verdorben sind, daß die tugendhaften Damen wahrscheinlich ein sehr einsames Leben führen würden. In diesem Punkte muß man etwas nachsichtig seyn. — Unsre Maximen, antwortete die Baronin, sind in diesem Stücke sehr verschieden, und Sie werden mir erlauben, die Meinigen für besser zu halten, um mich nach ihnen zu richten. — Mein Gott, erwiederte jener, ich will nicht hoffen, daß Sie im Stande sind, etwas zu thun, was Ihren Mann äusserst kränkend

kend seyn muß: Er? ... Ja, ja, antwortete sie, ich will ihn kränken; Sie haben selbst gesehn, wie er sich der Frau gegen mich angenommen hat. Ich will mich meiner Galle entledigen; denn ich muß Ihnen aufrichtig sagen, ich fange an zu glauben, daß er sie schon seit langen Zeiten kennt. —

Johann trat jetzt in das Zimmer und unterbrach dieses freundschaftliche Gespräch. Er sah verwirrt aus den Augen, näherte sich seinem Herrn und sagte ihm in's Ohr: Machen Sie sich fertig zu einer Reise in die andre Welt. Villeville ist bey der Gesellschaft in dem Wäldchen, und schwatzt und lacht, als wäre ihm nichts drum. Ich hatte mich hinter einem Busch gesteckt, wo ich ihn mit aller Bequemlichkeit sehn konnte. Er ist jetzt noch um eine Elle größer als sonst.

Die Baronin merkte, daß Dandinardiere unruhig zu werden anfieng und verließ ihn. Bist du deiner Sache auch ganz gewiß? sagte der Edelmann. — Ich werde ja: antwortete Johann. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen. Als die Damen ihr Zimmer verließen,

ließen, stand ich auf dem dunkeln Gange, und hörte, daß eine von ihnen sagte: Der Ehrenmann war sonst mein Kaufmann. Ich habe mir manches Stück Zeug von ihm zumessen lassen. Aber er hatte immer einen großen Hang, den Mann von Stande zu spielen; und das gab zu lächerlichen Scenen Veranlassung. Da ich viel bey ihm auf Credit nahm, so machte ich mir das Vergnügen, ihn meinen Cousin zu nennen; dafür gab er mir was ich wollte, ohne mich an die Bezahlung zu erinnern. Sie sagte ausserdem noch vielerley, das ich vergessen habe, denn sie hat eine Zunge wie ein Elster. — Ich schlich ihnen ganz sachte nach, und versteckte mich in ihrer Nähe, als auf einmal jemand angeritten kam. Alle sahen sich um, um zu sehn, wer es wäre. Ja, wer war's anders als unser Feind Villeville, der vom Pferde stieg, und der Gesellschaft sein Compliment machte. Ich erschrak so, daß ich auf allen Vieren davon kroch, um Ihnen diese Schreckenspost zu bringen.

So wahr ich lebe, sagte der Edelmann, diese Nachricht verdient Aufmerksamkeit. Mein Todtfeind gewöhnt sich seit einiger Zeit hierher. Erst heute früh ist er hier vorbey geritten; heute

Abend kömmt er schon wieder. Er ist mit der Wittwe alliirt, und sie griesen mich gemeinschaftlich an. Johann, warum hast du nicht mehr Herz? Deine Kleinmuth steht meinen kühnsten Entwürfen im Wege. Das beste ist auf den Rückzug zu denken. — Das ist gar kein übler Einfall, sagte Johann. Denn wir haben noch ausserdem den verzweifelten Robert auf dem Halse, der uns auch noch einen Streich spielen kann. — Wie fangen wir es aber nur an, fiel ihm jener ein. Denn wenn man uns unterwegs einen Hinterhalt legt, so sind wir verlohren. — Das will ich Ihnen sagen, antwortete Johann. Ich lege Sie auf den Wagen und Ihre Bücher oben drauf. Da sucht Sie niemand. — Da hast du Recht, versetzte der Edelmann. Für jetzt aber geh' noch einmal in das Wäldchen und sieh zu, ob Villeville noch da ist. — Johann gieng fort und stahl sich durch eine dunkle Allee bis nahe an die Gesellschaft. Er guckte verstohlen durch die Hecken, und sah, daß der Feind seines Herrn verschwunden war. Nun kehrte er wieder um und brachte seinem Herrn diese fröhliche Botschaft.

Dandinardiere sprang bey dieser Nachricht auf und schrie: Johann, gieb mir meine Waf-

fen und meine Stiefeln; sattle mir meinen Büre-phalus; ich will ausreiten um neue Lorbeeren einzuerndten. Der Unverschämte! Er wagte es in meine Nähe zu kommen. Aber ich will ihn lehren! — Johann sah seinen Herrn mit großem Erstaunen an. Im Ernst, mein Herr, Sie wollen sich rüsten? Bedenken Sie doch, daß Sie von dem Abentheuer unter dem Bette noch am ganzen Leibe wie zerschlagen sind!

Dandinardiere ließ sich nicht zureden, sondern bestieg in voller Rüstung sein Pferd, das muthig mit ihm davon trabte, denn es war seit einigen Tagen besser als gewöhnlich gefüttert worden. Er ritt mit gefällter Lanze nach dem Wäldchen zu, schlug an alle Bäume und warf die Maykäfer herab. Das Geräusch, das er verursachte, machte die ganze Gesellschaft aufmerksam. Kurz darauf sahen sie ihn selbst, und niemand konnte sich des Lachens enthalten, am wenigsten die Wittwe, welche in ein lautes Gelächter ausbrach. Dandinardiere fand sich beleidigt, und theils um sich zu rächen, theils um sich durch eine That von Wichtigkeit auszuzeichnen, ritt er auf sie los, und nahm ihr mit der Lanze die Haube vom Kopf.

Madam du Rouet war über diesen Scherz empfindlich beleidigt. Bey ihrem Geschrey und dem Anblick der Haube, die an der Lanze herabhieng, wurde das Pferd scheu, und setzte sich mit seinem Reiter in Gallopp, ohne daß er im Stande war, es aufzuhalten. Dandinardiere schwebte in der größten Lebensgefahr, als Villeville ihn erblickte, der sich unterwegs aufgehalten hatte, um mit Meister Robert zu sprechen. Er war erstaunt, den bürgerlichen Edelmann in diesem Aufzuge zu sehn; er fiel seinem Pferd in den Zügel, und zwang es, stille zu stehn. Zugleich hielt er dieses Renncontre für eine bequeme Gelegenheit, das Projekt auszuführen, das er mit dem Prior und dem Vicomte verabredet hatte. Mein Herr, sagte er, indem er die Hand an den Degen legte, wir müssen uns auf der Stelle schlagen.

Der arme Dandinardiere war schon so erschrocken, daß er kein einziges Wort vorbringen konnte; aber bey dem Anblick des bloßen Degens glaubte er in Ohnmacht zu fallen. — Nach einer ziemlichen Zeit fand er endlich wieder Worte und sagte: Ich schlage mich nicht, wenn ich gerüstet bin. Ich würde allzu vielen Vortheil über Sie haben, und dazu bin ich ein zu bra-

ver Mann. — Das sind Ausflüchte, sagte Villeville, und setzte ihm den Degen auf die Brust. Auf der Stelle ... Um Gotteswillen, schrie jener; Sie machen mich todt. Was haben Sie denn nur davon, einem ehrlichen Mann, dem das Leben lieb ist, die Kehle abzuschneiden — Es giebt nur Ein Mittel, antwortete Villeville, sich meinem Zorn und meiner Rache zu entziehn; das ist, wenn Sie mir auf der Stelle versprechen, die Fräulein von Saint-Thomas zu heyrathen. — Welche? antwortete Dandinardiere, ohne sich zu bedenken. Ich nehme welche Sie wollen, ja alle beyde auf einmal, und Vater und Mutter obendrein. — Ich bin so großmüthig, Ihnen die Wahl zu lassen, erwiederte Villeville. Aber wenn Sie Ihr Ehrenwort brechen, so rechnen Sie drauf, daß ich Sie mit meiner eignen Hand ohne Umstände in die andre Welt schicke.

Dandinardiere fand sich sehr glücklich, sein Leben um einen so wohlfeilen Preiß erkauft zu haben. Er warf sich seinem schrecklichen Feinde zu Füßen, und versicherte ihm: daß er alles in der Welt thun würde, um ihm zu gehorchen. Ich will für Sie um Virginien anhalten, sagte Villeville; der Baron wird geneigter seyn, sie

Ihnen

Ihnen zu geben, wenn er sieht, daß ich Ihnen verziehen habe, und daß wir Freunde geworden sind. — Wie es Ihnen gefällig ist, erwiederte der Edelmann, Sie können auf meine Bereitwilligkeit rechnen, Ihnen in allen Stücken zu Willen zu seyn.

Villeville kehrte nun zu der Gesellschaft zurück; zog den Prior und den Vicomte bey Seite und sagte ihnen, daß das Ohngefähr ihr Projekt begünstigt und den bürgerlichen Edelmann in seine Hände geliefert hätte. Hierauf erzählte er ihnen das ganze Abentheuer. Vortreflich, sagten sie; nun laßt uns aber auch keinen Augenblick verliehren, diese Verbindung in Richtigkeit zu bringen. Wenn uns nur die Wittwe nicht einen Streich spielt. — Fürchten Sie nichts, fiel Villeville ein. Ich vermag etwas über die Wittwe; wir wollen sie in unsern Plan ziehn, und sie wird uns mit Freuden unterstützen.

Er hatte sich nicht betrogen. Während er mit der Wittwe sprach, machte der Vicomte dem Baron den Antrag. Dieser nahm ihn mit Freuden an. Die Baronin hatte, nach ihrer

neu errichteten Freundschaft mit Dandinardiere, auch nichts dagegen; und Virginie sagte mit Freuden zu einer Verbindung ja, die ihren romantischen Ideen schmeichelte. So war die ganze Gesellschaft schon auf einen Ton gestimmt, als der gute Dandinardiere noch ganz blaß zu ihr zurück kam. Er ward mit ofnen Armen empfangen. Jedermann bemühte sich, ihm die Katastrophe seines Abentheuers vergessen zu machen, indem sie derselben nicht erwähnten, und nur von seinem Verstand, seinen Talenten und Verdiensten sprachen.

Man zauderte nicht lange, um nach Hause zu gehn, und den Contrakt zu unterzeichnen. Wie erstaunte Johann, als er Wolf und Schaf, Villeville und seinen Herrn, zusammen erblickte! als er sah, daß sie sich alle Augenblicke umarmten, und als er hörte, daß Villeville seinem Herrn Virginiens Hand verschaft hatte. Anfänglich machte er große Augen und stand wie versteinert da. Als er aber ganz von der Wahrheit dessen, was er sah und hörte, überzeugt war, wußte er vor Freuden nicht, was er anfangen sollte, und sang und sprang, wie ein kleines Kind.

Dan=

Dandinardiere wurde von den Händen der Fräulein von Saint-Thomas entwafnet, und mit Rosen bekränzt. Sie nannten ihn den neuen Anakreon; den Schmuck der Gesellschaft; die Zierde der Provinz. Ihm schwindelte der Kopf. Der Baron bat seine Gäste, dem Herrn la Dandinardiere als seinen künftigen Schwiegersohn zu betrachten und ihn zu schonen — Auf dem Hühnerhof wurde eine schreckliche Schlacht angestellt, und die Hasen und Rehe der Flur verwünschten den Tag, an welchem der bürgerliche Edelmann Virginien seine Hand gab.

Wenige Tage darauf reiste das Ehepaar ab und nahm Adelheiden mit. Den Karren mit den Büchern führte der Trupp. Dandinardiere ritt auf seinem kleinen Pferde und Johann folgte ihm mit seinen Waffen nach. Hinter ihnen her ritten die beyden Schwestern in Amazonentracht. Villeville und die Wittwe begleiteten sie. Der übrige Theil der Gesellschaft beschloß den Zug.

Man erzählt, Virginie habe nach und nach ihre romantischen Ideen vergessen, und habe, statt Mährchen zu schreiben, ihre Hauswesen besorgt.

sorgt. Sie bekam einige Kinder, die sie gut erzog. Dandinardiere, dem sanften Zepter seiner Gemahlin unterworfen, entsagte seinen Grillen, und brachte den Rest seiner Tage in stiller Gemächlichkeit zu. Möchten doch alle Schwindelköpfe ein gleiches Schicksal erfahren; und möchten alle Schriftstellerinnen, wie Virginie, zu rechter Zeit, die Feder mit der Spindel vertauschen!

Ende

der Mährchen der Gräfin von Aulnoy.

An-

Anhang.

Feen-Mährchen

des

Herrn von Preshac.

I.

Prinz Unvergleichlich.

Es war einmal ein König und eine Königin, die ein sehr stilles und eingezognes Leben führten, und ihre größte Freude in der Erziehung ihrer Kinder, eines Prinzen und einer liebenswürdigen Prinzessin, fanden. Dieser Prinzessin hatte man den Nahmen Schönhändchen gegeben, weil sie in der That sehr schöne Hände hatte. In den Zeiten, wo diese Familie lebte, war es gewöhnlich: zu der Niederkunft vornehmer Damen Feen einzuladen; aber der König, der an Zauberey nicht glaubte, und es für unnütz oder schädlich hielt, die Zukunft zum voraus zu wissen, hatte durchaus nicht zugeben wollen, eine Fee einzuladen oder über Schönhändchens künftige Schicksale um Rath zu fragen. Die Königin war in diesem Stücke mit der Denkungsart ihres Gemahls nicht zufrieden;

und

und da sie ihre Tochter auf das zärtlichste liebte, sah sie mit Schrecken der Zeit entgegen, wo dieselbe verheyrathet, oder, wie sie es nahm, einem höchst ungewissen Geschick überantwortet werden sollte. Dieser Gedanke ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe, und sie entschloß sich endlich, ohnerachtet der Verbote ihres Gemahls, ganz im Geheim die Fee Ligurde zu besuchen, die in dem benachbarten Gebirge wohnte. Diese Fee war höchst boshaft und gegen den König aufgebracht. Sie erblickte in dem Besuche der Königin eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen, und hatte kaum ihre Bitte um einige Aufklärung über Schönhändchens Schicksale vernommen, als sie ihr ganz trocken antwortete, daß alle Mühe, die Prinzessin glücklich machen zu wollen, vergeblich seyn würde. Sie wird, sagte sie, gegen eine andere Prinzessin ausgetauscht werden; beyde werden sehr unglücklich seyn, und Schönhändchens Leiden werden am längsten dauern. Man wird sie an einen Prinzen verheyrathen, der eine ausschweifende Liebe für Vögel, und besonders für einen gewissen rothen Vogel hat, der ihr großen Verdruß machen wird. Sie wird lange Zeit unfruchtbar seyn; man wird sie deshalb verachten, und ihre Unterthanen werden sich gegen sie aufelhnen; endlich wird ein Ungeheuer ihre Eingeweide zerfleischen und sie auffressen. Jedes

Wort

Wort der Fee war ein Donnerschlag für die unglückliche Königin. Sie fiel ohnmächtig zu Ligurdens Füßen nieder, die sie in diesem Zustande, kurz und gut, in das Bett des Königs, ihres Gemahls, legte.

Der König, welcher die Abwesenheit seiner Gemahlin nicht bemerkt hatte, erstaunte nicht wenig, als er sie ohnmächtig neben sich liegen sah. Mit vieler Mühe brachte er sie in das Leben zurück, und befragte sie um die Ursache dieses Zufalls; konnte aber lange nichts von ihr erfahren, das einen vernünftigen Sinn gehabt hätte. Unter Strömen von Thränen und unter lautem Schluchzen rief sie einmal über das andre, sie wäre die unglücklichste aller Mütter und würde ewig den Tag beweinen, an welchem sie eine Tochter gebohren hätte. Als sie endlich etwas zu sich selbst gekommen war, bekannte sie ihrem Gemahl den Schritt, den sie, wider sein Wissen, um des Glückes ihrer Tochter und ihrer eigenen Ruhe willen, gethan hätte, und erzählte ihm alles, was ihr die Fee gesagt hatte. Der König fand, wie natürlich, diese ganze Erzählung höchst abentheuerlich, und glaubte, seine Gemahlin habe dies alles geträumt. Aber die Königin bestand auf ihrer Behauptung und war nicht zu trösten. Sie ließ die Prinzessin zu sich kommen, umarmte sie mit Thränen in den

Augen und beschwor sie, ihr zu versprechen, daß sie sich nie verheyrathen wolle. Schönhändchen antwortete, sie würde immer eine gehorsame Tochter seyn. Die Königin hielt sie in ihren Armen, überhäufte sie mit Liebkosungen und erzählte ihr einen Theil des Unglücks, womit sie die boshafte Ligurde bedrohe. Aber, setzte sie hinzu, es wird dir leicht seyn, ihre Plane scheitern zu machen: wenn du dich entschliessest unverheyrathet zu bleiben.

Schönhändchens Reize und Tugenden wurden indeß überall so bekannt, daß mehrere mächtige Könige Gesandten schickten, und um ihre Hand werben ließen. So vortheilhaft und ehrenvoll ihre Anträge waren, so wußte doch die Königin immer Ausflüchte zu finden und den Bitten, die von allen Seiten an sie gelangten, wenn auch nicht eben Gründe, doch einen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen.

Die Prinzessin hatte etwas von der Denkungsart ihres Vaters und glaubte nicht sonderlich an die Untrüglichkeit der Feen; da sie aber ihre Mutter schlechterdings nicht auf andre Gedanken bringen konnte, beschloß sie mit der Fee Serene Bekanntschaft zu machen, die für eine gutgesinnte Dame galt, um, wo möglich, mit ihrer Hülfe das Unglück abzuwenden, womit

mit sie Ligurde bedrohte. Sie hatte immer von ihrer Amme gehört, daß die Feen im Grunde ihres Herzens die Reichthümer verachteten, und daß man ihre Gunst leichter durch einfache Geschenke, als durch Gold und Silber gewinnen könnte. Sie suchte also neun Stücken der allerfeinsten Leinwand aus, und schickte sie nebst neun Rocken, eben so vielen Spindeln von Cedernholz und dreyzehn elfenbeinernen Weberschiffchen durch ihre Amme an die Fee Serene, die sie auf das allerverbindlichste einladen ließ, sie in ihrem Palaste zu besuchen.

Die Amme, eine Person von vielem Verstande, richtete ihren Auftrag mit großer Geschicklichkeit aus und Serene ließ der Prinzessin versprechen, ihr im Kurzen, und wenn sie es am wenigsten vermuthen würde, einen Besuch zu machen.

Schönhändchen erwartete nun mit Ungeduld die Erfüllung dieses Versprechens, als sie eines Tags mit ihrer Mutter im Garten spazieren gieng und ihr eine alte Frau begegnete, die an der Spindel spann und um ein Allmosen bat. Die Königin wurde böse und zankte mit ihren Leuten, daß man die Alte in den Garten gelassen hätte; aber Schönhändchen war mitleidiger und schenkte ihr ein Goldstück.

Sogleich schwang die Alte ihren Rocken dreymal im Kreiß um sich her, und in demselben Augenblicke stand ein andrer, weit schönerer Garten da, der mit den wohlriechendesten Blumen angefüllt und von unabsehbaren Orangenalleen durchschnitten war, in denen Springbrunnen und Wasserfälle das Auge auf die angenehmste Weise überraschten. Es gereicht mir zu einer großen Beruhigung, sagte die Alte, daß ich im Stande bin, die Prinzessin für ihre Freygebigkeit zu belohnen, und die Königin zu überzeugen, daß sie nicht nöthig gehabt hätte, sich um meinetwillen zu ereifern. Ich bin, fuhr sie fort, nachdem sie die Entschuldigungen der Königin, die jetzt ihren Irrthum merkte, mit Güte angehört hatte, ich bin die Fee Serene und komme hieher, um mein Versprechen gegen Schönhändchen zu erfüllen, die mir ein besseres Schicksal zu verdienen scheint, als ihr die boshafte Ligurde verspricht. Zu gleicher Zeit betrachtete sie die Augen, die Hände und die Gesichtszüge der Prinzessin mit großer Aufmerksamkeit, und fuhr fort: Ligurde ist in der That eine sehr geschickte Fee; aber sie muß sich entweder nicht deutlich erklärt, oder Sie müssen sie nicht recht verstanden haben. Ich versichere Ihnen, daß sich Schönhändchen mit einem großen Könige verheyrathen, und sie zwar allerdings einigen Kummer

haben

haben wird, aber daß dieser zu ihrem Ruhm und Vortheil ausschlagen soll. Sie wird einen Prinzen, ein wahres Wunder der Welt, bekommen, und diesem wird die grausame Ligurde nachstellen, um ihn in seiner Tugend umzubringen. Aber wir wollen auf Mittel denken, ihn ihren Schlingen zu entziehn.

Mutter und Tochter beschworen nun die Fee, Mitleiden mit ihnen zu haben und sie gegen Ligurdens Nachstellungen zu schützen; und in der That wußte ihr Schöndhändchen so gut zu schmeicheln, daß die Fee versprach, ihr Zutrauen nicht zu täuschen und sie nie zu verlassen. Sie verschwand hierauf und ihr schöner Garten ebenfalls. Die Königin und ihre Tochter aber konnten sich lange nicht von ihrem Erstaunen und ihrer Verwunderung erholen.

Kurze Zeit darauf kamen Gesandten eines benachbarten, mächtigen Monarchen an dem Hof des Königs, und baten, im Namen ihres Herrn, unter sehr glänzenden Bedingungen, um die Hand seiner Tochter. Die Königin konnte sich, des Schutzes ohngeachtet, welchen ihr Serene versprochen hatte, nicht entschliessen; aber der König war minder bedenklich; und da er hörte, daß sein muthmaßlicher

Schwiegersohn eine schöne Schwester hätte, brachte er eine Wechselheyrath im Vorschlag, die auch sogleich angenommen wurde. Während nun aber diese doppelte Vermählung mit aller nur denkbaren Pracht gefeyert wurde, war Ligurde nicht müßig, sondern ordnete, gleich in der ersten Hochzeitnacht, das Schicksal der Schwiegertochter des Königes mit so vieler Bosheit an, daß sie in der Folge äusserst unglücklich wurde. Mit Schönhändchen gelang es ihr nicht so gut. Denn die Fee Serene, welche sich unerkannt in Ligurdens Nähe aufhielt, machte alle ihre Plane zu nichte.

Indessen geriethen die beyden Feen mit einander in großen Streit. Beyde kamen darinne überein, daß die neue Königin einen Prinzen zur Welt bringen sollte; aber Ligurde eilte, Serenen mit ihren Wünschen zuvorzukommen, und sprach deren drey aus; das erste war, der Prinz sollte in seiner Jugend von vielen harten Krankheiten überfallen werden; der zweyte, er sollte viele Feinde haben; der dritte, er sollte sich in eine so strenge Schöne verlieben, daß er den besten Theil seines Lebens der Befriedigung ihrer Wünsche aufopfern müßte. „Halt ein, boshafte, unterbrach sie Serene, und warte, bis ich ebenfalls

falls drey Wünsche ausgesprochen habe. Der erste sey, ein sehr langes Leben; der zweyte, Sieg über alle seine Feinde; der dritte, unermeßliche Reichthümer.' Ligurde schien durch diese Wünsche, die den ihrigen geradezu entgegengesetzt waren, sehr beleidigt, und konnte sich nicht enthalten, Serenen zu sagen, die Zeit würde entscheiden, welche von ihnen beyden ihre Wünsche am besten durchzusetzen im Stande wäre. Serene that sich Gewalt an, um mit Mäßigung zu antworten und Ligurden von ihren boshaften Planen gegen die Königin abzubringen. Diese Bemühung war vergeblich und beyde Feen trennten sich mit gegenseitigem Unwillen.

Schönhändchen wurde indessen unter unglaublichen Freudensbezeugungen in die Staaten ihres Gemahls eingeführt. Dieser liebte die Jagd und hielt eine Menge seltner Vögel, unter denen er seiner Gemahlin vorzüglich einen rothen Vogel, mit hohem Kopfe und sehr gefährlichen Schnabel und Fingern, wegen seiner seltnen Eigenschaften, anrühmte. Die Königin erinnerte sich hiebey an Ligurdens Drohungen und fühlte eine geheime Furcht und Abneigung gegen diesen so hoch gepriesenen rothen Vogel.

Schönhändchen hatte nun einige Zeit mit ihrem Gemahle gelebt, als sie die Zeichen der Schwangerschaft zu bemerken glaubte. Während sie aber selbst noch ungewiß war, meldete man ihr eines Tages, daß ein Papagey zu verkaufen da sey, welcher unter mehreren Sprachen auch ihre Landessprache redete. Dieser Umstand machte die Königin neugierig. Der Papagey ward in ihr Zimmer gebracht und redete sie mit einer wohlgesetzten Rede an. Die Königin that hierauf verschiedene Fragen an ihn, die er mit großer Richtigkeit beantwortete. Die Freude der Königin war unbeschreiblich. Sie kaufte den bewundernswürdigen Vogel auf der Stelle, als ein unfehlbares Mittel gegen die Langeweile, von der sie nun nichts mehr befürchtete. Der ganze Hof staunte ihn als ein Wunder an, und der König selbst brachte manche Stunde in dem Zimmer der Königin zu, um ihren Papagey sprechen zu hören. Indessen dauerte diese Freude nicht allzulange. Man fragte den wunderbaren Papagey so viel und mancherley, daß er endlich müde wurde zu antworten, und gänzlich verstummte. Sein Stillschweigen ängstigte die Königin; sie hielt ihn für krank und verschwendete alle Arten von Liebkosungen an ihn. Ihr Kummer rührte endlich sein Herz, und da sie sich in

ihrem

ihrem Zimmer allein befand, sagte er folgendes zu ihr:

Setze deinem Kummer ein Ziel, schöne Königin; ich bin deine Freundin Serene und habe diese Gestalt angenommen, um ungestört mit dir sprechen zu können. Du bist schwanger; aber die boshafte Ligurde geht mit dem Plane um, dein Kind in der Wiege zu erwürgen. Ich bin also hierher geeilt, um es zu retten, und es wird mir gelingen, so bald du mir nur, wie ich nicht zweifle, die Hand dazu bieten willst. Wenn du schweigen kannst und ein unbegränztes Vertrauen auf mich setzest, so überliefre mir deinen Sohn: ich will ihn gegen Ligurdens Nachstellungen sichern und ihm eine Erziehung geben, bey der er zuverlässig seine Rechnung besser finden soll, als die meisten Prinzen bey der ihrigen. Indessen kann ich dir nicht verschweigen, daß, da Ligurdens Gewalt über ihn bis in sein zwey und zwanzigstes Jahr dauern wird, du mir ihn so lange anvertrauen und Geduld haben mußt, bis die bestimmte Zeit vorüber ist. Erst dann darfst du deinen Sohn wieder sehn.

So gerührt und dankbar nun aber auch die Königin gegen die Sorgfalt der guten Serene war, so fand sie es doch unmöglich,

ihren Schmerz zu unterdrücken; Ströme von Thränen stürzten über ihre Wangen herab; ihre Zunge stockte; sie vermochte nichts zu antworten. Trägst du Bedenken, mir ihn anzuvertrauen? fuhr die Fee fort. Ach! antwortete die Königin; Sie wissen, daß ich mich Ihnen ganz hingegeben habe; aber nie wird der König, nie werden seine Unterthanen ihre Einwilligung geben. Die deinige ist mir allein schon genug, erwiederte Serene; ich will deine Schwangerschaft verbergen und du sollst deine Niederkunft selbst nicht wissen. Ich werde für dein Kind, wie für mein eignes, sorgen, und nach Ablauf der bestimmten Zeit will ich dir es wohlbehalten zustellen, wo du dann von neuem, vor aller Welt Augen, damit niederkommen sollst. Vor allen Dingen aber bewahre dein Geheimniß, und fasse den festen Entschluß, allen Kummer standhaft zu ertragen, den dir deine vermeinte Unfruchtbarkeit verursachen wird. Die Königin war von Serenens guten Absichten so vollkommen überzeugt, daß sie ohne Bedenken ihre Einwilligung zu allen ihren Vorschlägen gab. Am Ende ihrer Unterredung mit der gütigen Fee, die sie auf das inständigste bat, in der Erziehung ihres Sohnes nichts zu verabsäumen, trat der König herein. Der Papagey stimmte ein reizendes Lied an, das dem Könige großes Vergnügen machte, hüpfte

hier-

hierauf in das Fenster und flog davon. Die Königin stellte sich bestürzt und setzte alle ihre Bedienten in Bewegung, um den Papagey einzufangen; aber er war fort und blieb fort, und alle Belohnungen, die man dem Wiederbringer versprach, blieben unwirksam. Der Königin that es leid, ihren Gesellschafter verlohren zu haben, aber dem Könige, der ein so großer Liebhaber von Vögeln war, noch mehr.

Die Schwangerschaft der Königin blieb indeß der ganzen Welt unbekannt, und sie kam nieder, ohne daß es jemand gewahr wurde. Serene nahm den kleinen Prinzen zu sich und nannte ihn Unvergleichlich. Sie wußte, daß er zu großen Dingen bestimmt war, und so wendete sie auf seine Erziehung eine Sorgfalt, als selten auf die Erziehung eines Prinzen gewendet wird. Da sie bemerkte, daß, wenn er einmal aufgewacht war, es immer viele Mühe machte, ihn wieder einzuschläfern, kam sie auf den Einfall, eine Prinzeßin von China bey ihm anzustellen, die die schönste, aber auch zugleich die stolzeste Person von der Welt und seit einigen Jahrhunderten bezaubert war. Diese Prinzeßin besaß eine ganz unvergleichliche Stimme, und deshalb befahl ihr die Fee, bey dem Kinde zu bleiben, und, wenn es erwachte, ihm so

lange

lange vorzusingen, bis er wieder eingeschlafen wäre.

Die ausserordentliche Schönheit der Prinzessin hatte, vor ihrer Bezauberung, so vielen Lärmen in der Welt gemacht, daß sich die größten Prinzen der Erde glücklich geschätzt hatten, ihr Leben auf das Spiel zu setzen, um einen kleinen Antheil ihrer Achtung zu erhalten Denn so einschmeichelnd ihr Betragen war, so hatte sie doch von ihren Verdiensten eine so hohe Meinung, daß sie einen einzigen ihrer Blicke für eine hinreichende Belohnung für die großmüthigsten Unternehmungen hielt. Nur Helden durften in ihren Diensten stehn, und von diesen forderte sie immer ausserordentliche, oft ganz unmögliche Beweise ihrer Ergebenheit; und wenn die aufgetragnen Unternehmungen gelangen, so bestand die ganze Belohnung in der Erlaubniß, ihre Bewerbungen fortsetzen zu dürfen; kamen sie aber dabey um, so prieß sie ihr Schicksal glücklich, weil sie in ihrem Dienste gestorben wären. Dieser Stolz und diese Ruhmbegierde verschafte ihr den Nahmen Gloriose. Endlich beschlossen die Feen, die längst auf ihre Schönheit eifersüchtig gewesen waren, sie zu entführen und auf dreytausend Jahre zu bezaubern. Serene widersetzte sich diesem harten Entschlusse lange Zeit; aber da sie sah, daß

Gloriose so viele Helden umkommen ließ, und keinem seine Mühe Dank wußte, willigte sie endlich in ihre Bezauberung ein. Doch erhielt sie von ihren Mitschwestern die Vergünstigung, daß die Prinzessin in dieser langen Zeit nicht altern, sondern ihre Schönheit unverändert erhalten sollte.

Die Feen hatten Gloriosen auferlegt, alle Tage eilf tausend Knauel Zwirn abzuwinden; aber Serene befreyte sie, aus Liebe zu dem Kinde, von dieser mühseligen Beschäftigung, und befahl ihr, bey dem Prinzen zu bleiben, um ihn durch ihren Gesang einzuschläfern. Dieses Geschäfte war viel leichter und angenehmer, als jenes; und die Freude, die sie über den Tausch empfand, trug nicht wenig dazu bey, in ihrem Herzen eine Neigung gegen Prinz Unvergleichlich aufkeimen zu lassen, die sie auch in der Folge beständig beybehielt. Unvergleichlich selbst war nie zufrieden, als wenn er Gloriosen singen hörte. Dafür erhielt sie denn auch einige gütige Worte von Serenen, die den kleinen Prinzen über allen Ausdruck liebte, und ihr versprach, daß, wenn sie sich ihr Geschäfte angelegen seyn ließe, sie vielleicht lange Zeit in Unvergleichlichs Diensten würde bleiben können. Dieser wuchs nach und nach heran und wurde in allem unter-

wie-

wiesen, was einem Kinde von seiner Geburt zu wissen nöthig war, und zur Ausbildung seines Körpers und Geistes diente. Aber bey allem, was er that, mußte Gloriose um ihn seyn, und er fühlte überall Langeweile, wo sie nicht war. Dagegen fand Gloriose in der Gesellschaft des Prinzen, dessen edle Denkungsart sich immer mehr entwickelte, so viel Vergnügen, daß sie seinen Wünschen sehr gerne Genüge leistete und alles aufbot, ihn auf die angenehmste Weise zu beschäftigen.

Der Prinz hatte von seiner zarten Jugend an, eine ausgezeichnete Neigung zu militairischen Beschäftigungen gezeigt, und oft bewafnete er alle Frauenzimmer, die ihn bedienten, mit Piquen und Flinten, und ließ sie exercieren; womit er Gloriosen ein großes Vergnügen zu machen glaubte. So wie er aber mit den Jahren zunahm, entzog ihm die stolze Prinzessin ihre Gesellschaft immer mehr und mehr, und verhehlte ihm sogar die Neigung, die sie im Herzen gegen ihn hegte.

Serene, welche auf alles achtete, was ihren geliebten Pflegsohn angieng, hatte seine Neigung zum Militair sehr gut bemerkt, und suchte sie für seine künftige Bestimmung auszubilden. Sie schenkte ihm deshalb ein elfenbei-

elfen,

nernes Pfeifchen, das die Kraft hatte, Schaaren bewafneter Krieger aus der Erde hervor zu locken, die er dann mit großer Einsicht ordnete und manövriren ließ. Um ihn für die Regierungsgeschäfte zu bilden, gab sie ihm einige weise und erfahrne Männer zu, die mit ihm über politische Gegenstände sprachen, und ihm die Grundsätze der Menschenliebe und Gerechtigkeit in Anwendung auf die Staatskunst einprägten. Niemals hat es einen gelehrigern Prinzen gegeben, als Unvergleichlich. Er machte sich alles zu eigen, was man ihm sagte; und erlangte im kurzen eine Menschenkenntniß, die ihm in dem Innersten der Herzen zu lesen lehrte.

Indeß thaten diese Beschäftigungen dem viel umfassenden Geiste und der Thätigkeit des Prinzen noch kein Genüge. Seine Nebenstunden füllte die Beschäftigung mit den schönen Künsten aus, und erzeigte seinen Geschmack und seine Erfindungskraft zuerst an dem Palaste seiner Wohlthäterin. Für die Gartenkunst hatte er eine ganz eigne Liebhaberey, um ihn auch hierinne seiner Neigung gemäß zu beschäftigen, schenkte ihm die Fee einen Zauberstab, mit welchem er nur dreymal auf die Erde zu schlagen brauchte, um die Schöpfungen seiner Einbildungskraft zur Wirklichkeit zu brin-

bringen. Dieses Geschenk machte ihm viele Freude. Er baute, mit Hülfe desselben, einen Palast von ausserordentlicher Größe, wo er, im Nothfall, alle Offiziere seiner Truppen einquartieren konnte. In demselben waren sehr geräumige Höfe; Treppen von Marmor und Jaspis, und lange Reihen von Zimmern, die auf das prächtigste möblirt und mit den schönsten Gemälden geschmückt waren. Alles war auf das reichste und prächtigste und in dem besten Geschmacke angeordnet. Besonders aber zeichnete sich eine lange Gallerie aus, die mit kostbaren Spiegeln, schönen Statuen und bewundernswürdigen Gemählden ausgeschmückt war, auf denen man wundervolle und unerhörte Thaten eines Helden geschildert sah. Wenn man sich nun aber an allen diesen Wundern der Kunst fast müde gesehn hatte, fand man in dem anstoßenden Garten neue Veranlassung zur Bewundrung. Ungeheure Springbrunnen ergossen sich in große marmorne Becken, nachdem sie sich bis zum Himmel erhoben hatten; reizende Blumenbeete wechselten mit schattigen Orangenhaynen und langen Alleen ab; schimmernde Grotten und stille Lauben luden hier und da zur Ruhe und zur Erquickung ein; und, um die Unterhaltung noch mannichfaltiger zu machen, irrten Thiere aller Art, Löwen, Tiger und Leoparden, ja selbst Schlangen und Drachen,

harm=

harmlos und scherzend umher. Am Ende des Gartens zog sich ein Arm des Meeres, wie ein Canal, tief in das Land hinein, welchen Gondeln und Barken bedeckten, die den Spaziergängen durch ihre Schönheit und die Lustigkeit der Schiffer eine höchst angenehme Unterhaltung verschaffen. Als eines Tags Gloriose, auf Serenens Befehl, mit dem Prinzen hier spazieren fuhr, fragte sie Unvergleichlich: wie ihr seine Einrichtungen gefielen? sie antwortete ihm ganz trocken, Pracht und Reichthum wäre in China etwas so gewöhnliches, daß ihr Vater den kostbarsten Palästen immer einfache und saubre Wohnungen vorgezogen hätte. Unvergleichlich befand sich eben am andern Ende des Canals, als ihm Gloriose diese Antwort ertheilte. Sogleich stieg er ans Land und schlug dreymal mit seinem Stab auf die Erde. In demselben Augenblick erhob sich ein Schloß von Porzelan, mit Rosen- und Jasminen-Beeten umringt, in denen eine Menge kleiner Springbrunnen angebracht waren. Das Ganze bildete die artigste Gruppe die man sehen konnte. Gloriose selbst sah sie mit Vergnügen; aber sie verschloß ihre Empfindungen in ihrer Brust und machte dem Prinzen die Freude nicht, sich mit seiner Aufmerksamkeit zu frieden zu zeigen.

Serene hatte keine Ursache, so verschlossen zu seyn, und bezeigte dem Prinzen ihre große Zufriedenheit mit seinem Geschmack. Zu gleicher Zeit befahl sie, daß, ihm zu Ehren, alle bezauberten Personen die Freyheit haben sollten, täglich drey Stunden in den Zimmern und Gärten des Palastes herum zu gehn, und daß man daselbst eine reizende Musik und alles, was zur Unterhaltung guter Gesellschaft gehört, finden solle. Unvergleichlich hörte diesen Befehl mit Entzücken, weil er glaubte, daß diese Einrichtung Gloriosen Vergnügen machen würde; aber die Prinzessin hatte so sonderbare Launen, daß man nie wußte, wie man mit ihr stand, und daß oft die Mühe, die man sich gab, sie vergnügt zu machen, gerade das Gegentheil bewirkten. Sie bildete sich ein, der Prinz selbst habe Serenen diese Einrichtung angegeben, um Gelegenheit zu haben, die vielen bezauberten Schönen, die in dem Palaste der Fee waren, mit größrer Bequemlichkeit zu sehn und zu sprechen. Ob nun gleich jeder Schatten von unregelmäßigen Begierden aus diesen bezauberten Gegenden verbannt und die Eifersucht vollkommen unbekannt war, so konnte doch Gloriose den Gedanken nicht ertragen, daß der Prinz einem andern Frauenzimmer als ihr, die mindeste Aufmerksamkeit erzeige. Unvergleichlich, der ein großer Liebhaber

haber von Musik war, versäumte diese Versammlungen nie; sobald ihm aber Gloriose ihre Unzufriedenheit damit zu erkennen gab, stand er keinen Augenblick an, ihr dieses Opfer zu bringen, und den Palast zur Zeit der Assamblee zu meiden.

Der Prinz stand nun in seinem ein und zwanzigsten Jahre und hatte alle seine Talente mit bewundernswürdigem Erfolge ausgebildet. Nun erwartete seine Mutter mit Ungeduld den Augenblick, wo ihr die gütige Fee ihren Sohn wieder zustellen und den Leiden ein Ende machen würde, die sie bis jetzt mit unglaublicher Standhaftigkeit ertragen hatte. Die Meinung von ihrer Unfruchtbarkeit hatte ihr eine Menge bittrer Verfolgungen von Seiten ihrer Feinde zugezogen; das Volk hatte angefangen zu murren und endlich ganz laut zu äussern, man müsse die Königin in ihr Vaterland zurückschicken und dem Könige eine Gemahlin zulegen, die dem Reiche Erben gäbe. Ihre Tugend und die Hoffnung zur bestimmten Zeit ihre Feinde zum Schweigen bringen zu können, ließ sie alles erdulden. Sie hatte sich nicht geirrt. Als die bestimmten ein und zwanzig Jahre verflossen waren, und Serene sah, daß Unvergleichlich von Sigurdens Drohungen nichts mehr zu befürchten hätte, kündigte sie ihm an,

daß seine Bezauberung vorbey, und daß es nun Zeit sey, seine Eltern zu trösten. Unvergleichlich hatte sich bis jetzt für Serenens Sohn gehalten, und war über die Nachrichten, die er erhielt, um destomehr betroffen, da er in ihr die Entfernung von Gloriosen als eine nothwendige Folge sah. Indessen unterwarf er sich dem Willen des Schicksals; bat aber zu gleicher Zeit seine Wohlthäterin auf das inständigste, ihn so oft als möglich zu besuchen und Gloriosen jedesmal mitzubringen. Serene versprach es.

Auf einmal verschwand der Prinz und die Königin befand sich schwanger. Der König und das ganze Land sahen mit ungeduldiger Erwartung ihrer Niederkunft entgegen, und als sie einen Sohn zur Welt brachte, bemächtigte sich eine allgemeine Freude des Hofes und aller Unterthanen. Mit Verwunderung fand man das Kind größer und gebildeter, als Kinder ihrer Geburt gewöhnlich zu seyn pflegen; aber was beynahe alles verdorben hätte, war der Umstand, daß der Prinz Zähne mit auf die Welt brachte Die Fee hatte vergessen, ihm diese zu bezaubern. Indessen nahm sich, bey der allgemeinen Freude, niemand recht die Zeit, dieses Wunder zu untersuchen, bey welchem sich die Ammen sehr übel befanden. Die Königin lieb-

liebte dieses Kind mit einer so ausserordentlichen Zärtlichkeit, daß sie sich kaum von ihm trennen konnte. Sie nannte es Unvergleichlich und jedermann fand, daß es diesen Namen verdiente.

Als der Prinz so weit herangewachsen war, daß man anfieng, ihm Unterricht zu geben, erwachten die Ideen in ihm, die er in Serenens Palast empfangen hatte, und er erinnerte sich sehr leicht alles dessen, was man ihm jetzt von neuem lehren wollte. Von Gloriosen war ihm nur eine verwirrte Idee geblieben; aber diese war hinreichend, ihn gegen das schöne Geschlecht überhaupt aufmerksam und zärtlich zu machen. Man bemerkt, daß er wenig sprach und lachte. Nur vernünftige Dinge fanden seinen Beyfall, und in allem, was er that, zeigte sich viel Verstand und eine reife Beurtheilungskraft. Die Königin verlohr ihm selten aus dem Gesichte und die Wahrnehmung seiner Talente, seiner edeln Denkungsart und seines sanften Charakters war die größte Freude und die angenehmste Unterhaltung, die sie kannte.

Unvergleichlich war noch sehr jung, als sein Vater starb, und er zur Regierung gelangte. Eine Schlacht, welche seine Gene-

rale in den ersten Tagen derselben gewannen, vermehrte die Freude des Volks, das seinen neuen König verehrte und liebte, und wurde als ein glückliches Zeichen der Zukunft angesehn. Da der Königin, als Vormünderin ihres Sohnes, die Last der Regierung zu schwer fiel, wählte sie einen berühmten und in Staatsgeschäften erfahrnen Druiden zu ihrem Minister. Diese Wahl fand vielen Anstoß. Der Hof fand sich beleidigt, machte Partheyen, und erregte im ganzen Lande Zwiespalt und Unruhen, Ligurde, die ihren alten Groll gegen die königliche Familie nicht abgelegt hatte, benutzte diese Gelegenheit. Sie hetzte die Großen am Hofe auf und ruhte nicht eher, bis sich mehrere von ihnen verbanden und die Waffen ergriffen, um sich den ihnen entrißnen Theil der Regierungsgeschäfte mit Gewalt zuzueignen. Die Königin hatte alle ihre Klugheit, ihren Muth und ihre Tugend nöthig, um die Cabalen zu vernichten und den Druiden auf dem Posten zu erhalten, auf welchen sie ihn gestellt hatte.

Prinz Unvergleichlich, welcher mehr Einsicht und Klugheit besaß, als man in seinem Alter zu haben pflegt, bemerkte sehr bald, daß die Wahl seiner Mutter nicht glücklicher hätte ausstellen können und befolgte in allen Stücken den Rath des Druiden mit der größten Geleh-

rig-

rigkeit. Aus seinem ersten Leben hatte er eine entschiedne Neigung für den Soldatenstand herüber gebracht; er wohnte häufig ihren Uebungen bey, und commandirte sie oft selbst; und ob er gleich kein Pfeifchen mehr hatte, um gerüstete Männer aus der Erde hervorzurufen, so sorgte er doch unablässig für die, welche in seinen Diensten waren und gab die gemessensten Befehle, es nie an etwas fehlen zu lassen. Gern hätte er sich einmal im Kriege versucht; aber die weisen Rathschläge des Druiden hielten ihn ab, seiner Neigung den Zügel zu lassen. Er begnügte sich also, seine Truppen gut zu exerciren und sie oft zu mustern. Diejenigen, welche ihre Pflicht am besten thaten, zeichnete er aus und erweckte dadurch einen Wetteifer, durch welchen sich seine Armee zu einer selten und in diesen Staaten bis dahin unerhörten Vollkommenheit erhob.

Während der Prinz mit der Ausführung mehrerer großer Plane umgieng, war Ligurde, die nicht begreifen konnte, wie er in seinen frühesten Jahren ihren Nachstellungen habe entgehen können, nicht müßig, sondern schafte einer ihrer Dienerinnen Hectick genannt, Eingang in seinen Palast, mit dem Befehl, den Prinzen umzubringen. Aber auch dieser Plan schlug ihr fehl; denn Serene erhielt Nach-

richt davon, eilte herbey und jagte Ligurdens Abgeordnete hinweg. Bisher hatte Serene sorgfältig vermieden sich dem Prinzen zu zeigen, weil sie entdeckt hatte, daß Gloriose die Schöne sey, mit welcher Ligurde seine Ruhe bedrohte; aber die große Gefahr, in welcher sich Unvergleichlich befand, nöthigte sie, einen Schritt zu thun, den sie gern vermieden hätte. Sie begab sich zu der Königin. Dieß, sagte sie, sind die letzten Versuche der boshaften Ligurde und ich stehe ihnen dafür, daß ihr Sohn ein langes Leben genießen wird. Die Königin dankte ihrer Wohlthäterin auf das verbindlichste und stellte sie ihrem Sohne als seine Beschützerin vor. In dem Augenblicke, wo ihr Unvergleichlich seinen Dank abstattete, erinnerte er sich ihrer Gestalt und alles dessen, was er in ihrem Palaste gesehen hatte. Er ergriff sie bey der Hand, bedeckte sie mit seinen Küßen und Thränen, und bezeigte ihr auf alle Weise seine Freude über ihr wiedersehn. Da er den Geschmack der Fee kannte, ließ er ihr Haselnüsse, schwarzes Brod, Honig und Brunnenwasser vorsetzen. Serene nahm diesen Beweis seiner Aufmerksamkeit gütig an, und ob sie gleich sonst nie ausser ihrem Hause speiste, so genoß sie doch jetzt, aus Gefälligkeit gegen den Prinzen, etwas von dem, was er ihr vorsetzen ließ.

Wäh-

Während dieser Scene stellten sich Gloriosens Reize seinem Geiste auf das lebhafteste dar. Er brennte vor Begierde, Serenen nach ihr zu fragen, aber er wagte es nicht. Die Fee errieth seine Gedanken. Der Zustand, in welchem du dich befindest, sagte sie, hat mir nicht erlaubt, mein Versprechen zu erfüllen und die Prinzessin von China hierher zu bringen. Leider habe ich allzu spät eingesehen, daß ich dir dieses Versprechen gar nicht hätte thun sollen. Ach! fuhr sie fort, du wirst Gloriosen nur allzu bald sehn; mehr will ich nicht sagen, denn es ist unnütz, sich um Dinge zu bekümmern, die man einmal nicht vermeiden kann. Die Wünsche der boshaften Ligurde werden nicht alle unerfüllt bleiben; aber da ich nicht im Stande bin, dich gegen die Folgen derselben zu schützen, so vergönne mir wenigstens, durch meine Entfernung zu zeigen, daß ich an den gefährlichen Anschlägen, die sie dir geben, und den schimärischen Hoffnungen, aus denen sie dir schmeicheln wird, keinen Antheil nehme. Du wirst sie sehen, weil ich dir es einmal versprochen habe; und so oft die Sonne aus einem Zeichen des Thierkreises in das andre tritt, will ich sie dir zuschicken, und sie wird dir allein sichtbar seyn, damit nicht alle deine Unterthanen deine Nebenbuhler werden. Kein Sterblicher kann sie sehen, ohne sich ih-

rem Dienste zu verpflichten; und da es nicht in meiner Gewalt gestanden hat, dein Schicksal in Rücksicht auf Gloriosen zu ändern, so will ich wenigstens den Menschen die Begierde einflößen, dir in allen Stücken zu willfahren. Dieß ist alles, was ich für dich thun kann. Mit diesen Worten verschwand sie. Der Gedanke, Gloriosen wieder zu sehn, verdunkelte in dem Herzen des Prinzen alle Bedenklichkeiten Serenens, und er erwartete mir Ungeduld den bestimmten Zeitpunkt. Dieser erschien und an denselben Tage fand sich Gloriose auf einem Wagen ein, der die Gestalt eines Thieres hatte und von zwölf Schwanen gezogen ward. Noch nie hatte sie so schön und siegreich geschienen, und der Glanz ihrer Augen würde jedermann verblendet haben, wenn sie nicht jedermann unsichtbar gewesen wäre.

Der Prinz war entzückt, sie zu sehn. Er warf sich ihr zu Füßen, und bezeigte ihr seine Freude; aber er wagte es nicht einmal, den Saum ihres Kleides zu küssen, so groß war die Ehrfurcht, die sie ihm einflößte. Ich freue mich, sagte sie zu ihm, zu sehn, daß du auch auf dem Throne und in deiner Entzauberung noch die nemlichen Gesinnungen gegen mich hegest, die du in Serenens Palaste hattest;

denn wenn du Tugend und Muth genug besitzest, um mir nach meiner Weise zu dienen, und mir alles aufzuopfern, so wird vielleicht meine Bezauberung schneller endigen, und ich werde im Stande seyn, zu deiner ererbten Krone noch einige andere hinzu zu fügen. Gloriose sagte dies mit so vieler Anmuth und einer so rührenden Stimme, daß der Prinz nicht weniger thun konnte, als sie seiner ewigen Treue zu versichern und ihr zu schwören, daß er keine Gefahren und Schwierigkeiten scheuen würde, ihre Achtung zu verdienen. Gloriose wagte es nicht, ihren Besuch länger auszudehnen, aus Furcht, die Fee möchte ihr zur Strafe irgend eine peinliche Arbeit auferlegen. Indeß versprach sie beym Abschied, von der Erlaubniß der Fee, ihn alle Monate einmal zu besuchen, Gebrauch zu machen. Der Prinz gab ihr mit der größten Bescheidenheit zu verstehn, wie sehr er wünschte, sie länger bey sich zu behalten; aber sie war unerbittlich, und ließ ihren Schwanen den Zügel schießen, die sie in dem Augenblicke entführten. So schmerzhaft diese Entfernung dem Prinzen fiel, so wagte er es doch nicht, sich auch nur zu beklagen, weil er sichs zum heiligsten Gesetze machte, Gloriosens Befehle auf das pünktlichste zu erfüllen. Die Freude, sie gesehn zu haben, gab ihm eine Lebhaftigkeit, die man nicht an ihm gewohnt war, und die er

unter andern durch einige Feste an den Tag legte, die er den Damen seines Hofs gab. Denn indem er alles auf seine Liebe bezog, glaubte er dem Geschlechte seiner Gebieterin diese Huldigung schuldig zu seyn.

Nach langem Hoffen trat die Sonne in ein neues Zeichen, und Gloriose erschien zum zweytenmal in dem Zimmer des Königs. Es ist Zeit, sagte sie, den Vergnügungen zu entsagen, die einem Prinzen deines Nahmens und einem Diener Gloriosens nicht anstehn. Du hast bis jetzt noch nichts gethan, was deiner und meiner würdig wäre, und wenn ich dein großes Herz nicht kennte und nur nach deinen Handlungen urtheilte, so würde ich kaum glauben, daß du dich, deinem Versprechen gemäß, mir ergeben wollest. Um Gloriosens Achtung zu verdienen, ist es nicht genug, eine Krone zu tragen, sie muß mit Lorbeeren geschmückt seyn. Deine Höflinge nennen dich schöne und liebenswürdig, und, wenn du deine Armee exercirt hast, halten dich die Damen für einen Helden; aber ich begehre blutige Opfer. Denke, daß du für Gloriosen gebohren bist. Mit diesen Worten trieb sie ihre Schwäne an, ohne auf die Antwort des Königs zu warten, der über ihren Tadel beschämt stand, ohnerachtet er sich bewußt war, ihn nicht verdient zu

haben. Denn noch hatte ihn seine große Jugend und seine Achtung gegen den Rath des Druiden, der ihm noch immer in Verwaltung der Staatsangelegenheiten beystand, abgehalten, den Eingebungen seines Muthes zu folgen. Jetzt fieng er ernstlich an, auf große Plane zu sinnen, deren Ausführung ihm die Achtung Gloriosens gewinnen sollte; und jeder Besuch, den er von ihr empfieng, bestärkte ihn von neuem in dem Entschlusse, sich ihrer würdig zu zeigen und ihren Willen auf alle Weise zu erfüllen.

Der weise Druide starb um diese Zeit, und Unvergleichlich beschloß jetzt, seine Staaten allein zu regieren und die Last der Geschäfte auf seine Schultern zu nehmen; aber aus Furcht, der Prinzessin zu mißfallen, gab er ihr Rechenschaft von seiner Lage und von der Nothwendigkeit, in welcher er sich befände, alle seine Zeit der Sorge für den Staat zu widmen, bevor er einen auswärtigen Krieg unternähme. Gloriose billigte seine Gründe und setzte hinzu, dies sey der wahre Weg, sich ihrer Gunst würdig zu machen. Mehr bedurfte es nicht, um den König anzufeuern, selbst das Unmögliche möglich zu machen. Er widmete sich den Geschäften mit unermüdlichem Eifer und brachte die Grundsätze in Ausübung, die er in Sere-

nens

nens Palaste eingesogen hatte. Der Eifer, den er hierbey zeigte, seine Emsigkeit und seine bewunderswürdige Beurtheilungskraft überraschten jedermann, der ihn zu beobachten im Stande war, und er brachte in kurzer Zeit ein Chaos von verwickelten Geschäften in Ordnung. Der Wunsch, Gloriosen zu gefallen, und ihren Forderungen so bald als möglich Genüge zu leisten, trug auch das seinige dazu bey, seinen Eifer zu beseelen und zu erhalten. In der That bezeigte sich jetzt Gloriose, die aus seinen gegenwärtigen Betragen auf seine Fähigkeit zu allen großen Unternehmungen schloß, weit freundlicher und gefälliger gegen ihn als jemals, und jedes ihrer Worte war eine Zauberformel, mit der sie ihn fester an sich kettete und sein Feuer vermehrte. Nachdem die Staatsgeschäfte in Ordnung gebracht waren, setzte sich Unvergleichlich an die Spitze einer großen, vortreflich disciplinirten Armee, und bemächtigte sich einiger festen Plätze, die mit großer Tapferkeit und vieler Mannschaft vertheidigt wurden. Indeß war Gloriose, die nie an dem Muthe des Prinzen gezweifelt hatte, mit dem Erfolge dieses Feldzuges nicht sonderlich zufrieden, und sagte ihm, bey einer ihrer Besuche, daß es eben nicht sehr zu verwundern wäre, wenn ein kriegerischer Prinz, mit einer treflichen Armee und in der besten Jahreszeit

einige Festungen wegnähme; ein König, welcher sich Unvergleichlich nennen ließe und auf Gloriosens Achtung Anspruch mache, müsse die Laufgräben mitten im Schnee und Eis eröfnen und nicht einmal warten, bis alle seine Truppen beysammen wären. Diese schreckliche Forderung setzte den Prinzen nicht einmal in Erstaunen; er kannte Gloriosens Denkungsart, und fand nichts zu schwer und zu gewagt, wenn es darauf ankam, ihr zu gefallen. Er marschirte also wenige Tage darauf, mitten im Winter, mit einer kleinen Mannschaft aus, und griff, ohnerachtet des tiefen Schnees, eine benachbarte Provinz an, die durch mehrere sehr stark befestigte Plätze vertheidigt wurde. Die Mühseligkeiten, die er bey ihrer Belagerung ertragen mußte, und die Gefahren, denen er sich aussetzte, waren unglaublich; indeß gelangen ihm alle seine Unternehmungen, und er kehrte siegreich in seine Staaten zurück. Damals erlaubte ihm Gloriose zum erstenmal, den Saum ihres Kleides zu küssen.

Diese Gunst schmeichelte dem Könige so sehr, daß er sogleich Anstalten zu einem neuen Feldzuge machte. Seine Armee stand schon gerüstet und marschfertig da, der Plan der Eroberung war entworfen, und die glückliche Ausführung desselben schien ihm vollkommen gewiß

zu

zu seyn, als Gloriose erschien und ihn mit folgenden Worten anredete: Ich bin mit deinem Muthe zufrieden, und nehme deinen Willen diesesmal für die That, denn ich bin überzeugt, daß deine Feinde, die jetzt, wo sie durchaus nicht gerüstet sind, keinen Widerstand leisten könnten. Eroberungen dieser Art haben in meinen Augen ein sehr geringes Verdienst. Ich liebe die leicht errungenen Siege nicht, und, wenn du dich mir also gefällig machen willst, so zügle deinen Muth und warte, bis sich deine Feinde von ihrem Erstaunen erholt haben, und im Stande seyn werden, dir eine beträchtliche Armee entgegen zu stellen. Der König hatte alle seine Mäßigung nöthig, um einem Plane zu entsagen, von dem er sich so große Vortheile versprochen hatte. Indessen gewann er auch diesen Sieg über sich und da er die Waffen um Gloriosens willen ergriffen hatte, so legte er sie auch ihr zu gefallen, nieder.

Dieses Opfer freute sie sehr, und sie dankte dem Prinzen auf das verbindlichste dafür. Da er für Begierde brannte, immer etwas zu thun, was den Beyfall seiner Gebieterin hätte, und ihm die Gelegenheit benommen war, sich durch die Waffen auszuzeichnen, ergab er sich von neuem der Sorge für den Staat; verbesserte die Gesetze und schafte eine Menge Mißbräuche ab,

ab, die sich in die Verwaltung der Gerechtigkeit eingeschlichen hatten. Gloriose lobte seinen Eifer und seine Wachsamkeit, aber sie verlangte einen neuen Beweiß seiner Ergebenheit. Du weißt, sagte sie zu ihm, daß ich hoffen darf, meine Bezauberung bald geendigt zu sehn. Du hast es gewagt, deine Wünsche bis zu mir zu erheben; du weißt auch, daß ich schöne Paläste liebe; aber du besitzest keinen einzigen, in den du mich mit Anstand aufnehmen könntest. Der Prinz antwortete, daß er ihre Wünsche in kurzen befriedigen wolle, und ließ sogleich aus allen Gegenden der Welt die geschicktesten Baumeister kommen, die mitten in der Hauptstadt einen Palast erbauten und Gärten anlegten, die auf der Erde ihres Gleichen nicht hatten. Aber schon war dieses große Unternehmen beynahe zu Ende gebracht, als Gloriose dem Prinzen zu erkennen gab, daß sie den Aufenthalt in großen Städten nicht liebte, und daß, wenn er ihr einen gefälligern Beweiß seiner Zuneigung geben wollte, er irgendwo auf dem Lande einen Palast und Gärten anlegen müßte, wie er ehemals in Serenens Reiche mit Hülfe seines Zauberstabes angelegt hätte. Unvergleichlich war über diese Forderung nicht wenig bestürzt. Er stellte ihr vor, daß jener Palast ein Werk der Zauberey gewesen sey, und daß aller Marmor der Erde und alles Gold

von Peru nicht hinreichen würde, um ein ähnliches Werk auszuführen. Umsonst. Du weißt, erwiederte Gloriose, daß ich an gewöhnlichen Dingen keinen Geschmack finde, und daß mich nur das vergnügt, was an das Unmögliche gränzt. Ich habe dir meinen Wunsch gesagt; deine Sache ist es nun, zu überlegen, ob du Muth hast, ihn zu erfüllen, und Lust, mir gefällig zu seyn. Mit diesen Worten entfernte sie sich, ohne auf eine Antwort zu warten.

Nie hat sich ein Mensch auf der Welt in einer größern Verlegenheit befunden, als Unvergleichlich, der keine Möglichkeit sah, Gloriosens Verlangen zu erfüllen und ihr doch um keinen Preiß mißfallen wollte. Um indeß seinen guten Willen zu zeigen, ließ er die Arbeit anfangen; machte selbst einen Riß, der sich so viel als möglich dem Zauberschlosse näherte, und ordnete alles in eigner Person an. Das Werk wurde mit so vielem Eifer betrieben, daß es in Zeit von zwey Jahren schon um ein Beträchtliches vorgerückt war.

Dieser Eifer gefiel Gloriosen ausserordentlich, und Unvergleichlich, der alles um ihres Beyfalls willen that, verdoppelte seine Anstrengung und hatte Tag und Nacht keine Ruhe bis der Palast und die dazu gehörigen

gen Gärten vollendet waren. Nie hatte man eine größere Verschwendung des Goldes gesehn, und ob gleich seine Absicht nur dahin gieng, den Zauberpalast nachzubilden, so war es ihm doch, wider alle seine Erwartung gelungen, ihn in vielen Stücken zu übertreffen.

Mit Ungeduld erwartete der König Gloriosens Ankunft, um ihr sein Werk zu zeigen und ihre Meinung darüber zu vernehmen; aber wie groß war sein Unmuth und seine Besorgniß, als der bestimmte Tag unter Hoffen und Harren verstrichen und niemand gekommen war. Erst den folgenden Tag erschien Gloriose auf einem mit Adlern bespannten Wagen und erzählte dem Könige, daß der Glanz des Goldes, womit das Dach seines Palastes bedeckt sey, ihre Schwäne verblendet hätte, daß sie, statt in sein Zimmer zu gehn, sich auf dem Canal niedergelassen und die Flügel so naß gemacht hätten, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, sich von neuem in die Luft zu erheben. Die Fee wäre ihr hierauf zu Hülfe geeilt, hätte die Schwäne verurtheilt, ihr ganzes Leben hindurch auf dem Canale zu bleiben, und ihr jetzt ein Gespann Adler gegeben, die sie in Zukunft ziehen sollten. Nachdem Gloriose ihre Erklärung geendigt hatte, bewieß sie dem Könige ihre Dankbarkeit über den Eifer, den er gezeigt

 hätte,

hätte, ihren Wunsch zu erfüllen, und versprach, ihn nie zu vergessen. Er bat sie hierauf, die Einrichtung des Palastes in Augenschein zu nehmen. Sie willigte ein und, da sie alles betrachtet hatte, versicherte sie ihm, daß sie hier mehr Pracht, schönere Musik und eine ausgesuchtere Gesellschaft fände als in dem Palaste der Fee.

Bey einem der folgenden Besuche bat sie der König, einen Spaziergang auf dem Canale zu machen, und ließ ihr ein reizendes Gebäude von Porzellan bemerken, daß an dem äussersten Ende desselben stand. Gloriose bemerkte, daß es ganz in dem besten chinesischen Geschmack gebaut wäre, und hatte die Gefälligkeit hinzuzusetzen, daß es ihr noch vollkommener und netter schiene, als die schönsten Paläste ihres Vaters, des Kaisers von China. Gleichwohl verlangte sie, daß der König es wieder einreissen und an dessen Stelle ein Schloß von Marmor und Jaspis aufführen lassen möchte. Auch damit wurde wenige Tage darauf der Anfang gemacht.

Diese geschmackvollen und prächtigen Anlagen vermehrten den Ruhm, den sich Unvergleichlich schon durch seine Eroberungen erworben hatte. Von allen Gegenden der Erde kamen Fremde in sein Reich und bewunderten

die Reichthümer, die Seltenheiten, aber mehr als alles die ausserordentlichen Eigenschaften des Monarchen, der gleichwohl einen einzigen Blick seiner Gebieterin allem Beyfall der Welt vorzog. Als eines Tages Gloriose zu ihm kam, beklagte er sich gegen sie, daß sie ihm keine Gelegenheit mehr gäbe, ihr seinen Gehorsam und seinen Eifer ihr zu gefallen, an den Tag zu legen. Wohl, antwortete sie; du hast mir deinen Canal als etwas bewunderns würdiges gezeigt, indeß finde ich, daß mancher Privatmann dergleichen auch hat; du weißt, daß ich das Alltägliche nicht liebe; und wenn es dir wirklich ein Ernst ist, meine Achtung zu verdienen und dich meiner würdig zu machen, so wünschte ich, daß du einen Canal führen liessest, der dein ganzes Land von einem Meere bis zum andern durchschnitte. Mein Gott, rief der König aus, das ist ein Unternehmen für eine Fee, nicht aber für einen Fürsten, wie ich bin.

So, antwortete Gloriose ganz empfindlich, du wagst es, auf meine Achtung Anspruch zu machen, und meine Vorschläge erschrecken dich? Nichts ist im Stande mich zurückzuschrekken, erwiederte der König, sobald es darauf ankömmt,Oriosen zu dienen. Ihr Wille ist mein Gesetz und weil sie durchaus einen sol-

chen Canal haben will, so werd ich ihn unternehmen, wenn ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Die Prinzessin war mit diesem Entschlusse sehr wohl zufrieden, ob sie gleich selbst an der Möglichkeit der Ausführung zweifelte. Noch denselben Tag machte der König Anstalten, und befahl keine Kosten zu schonen, um das Werk zu Stande zu bringen. Die Schwierigkeiten, die sich demselben entgegensetzten, waren unzählig und jeder andere als Unvergleichlich würde dadurch zurückgeschreckt worden seyn; aber er wußte, daß große Schwierigkeiten das einzige Mittel waren, Gloriosen zu gefallen, und so setzte er das Unternehmen mit Standhaftigkeit fort und brachte es in der That durch eine unüberwindliche Geduld zu Stande. Gloriose war selbst ganz erstaunt, da sie sah, daß auch dieser Wunsch erfüllt wäre, und sogleich bey dem ersten Besuche versicherte sie ihn, daß niemand, als er, ihrer Achtung würdig wäre; daß sie indeß wünschte, er möchte von neuem auf dem Felde des Kriegsgottes Lorbeeren pflücken.

Mit Freuden hörte der König diesen Befehl, der seinen Wünschen so angemessen war, und zog sogleich mit der größten Eile eine zahlreiche Armee zusammen, mit welcher er in das feindliche Land einrückte und den Feldzug mit

einer

einer Belagerung eröfnete. Der Widerstand war hartnäckig, aber endlich unterlag der Muth der Feinde dem Eifer des Königs. Da Gloriose bemerkte, daß ihm kein Unternehmen mißlang, sagte sie eines Tages zu ihm, auch andere Helden hätten durch Geduld und Ausdauer wichtige Plätze eingenommen; wenn er sich auszeichnen, und ihr ein neues Schauspiel geben wollte, müßte er alle Tage eine Festung nehmen. Kaum hatte sie ausgeredet, als Unvergleichlich wie ein reissender Strom in das feindliche Land eindrang und täglich eine Festung wegnahm. Diese ganz unerhörte Erscheinung erschreckte mehrere der benachbarten Könige, die sich indeß durch einen breiten Fluß, der Unvergleichlichs Erobrungen von ihren Staaten trennte, hinlänglich gesichert glaubten. Aber für einen Feind wie Unvergleichlich war dieß nur ein schwacher Damm. Da er von Eifer glühte, sich Gloriosen durch ausserordentliche Handlungen würdig zu machen, und fest entschlossen war, auf seiner Bahn vor keine Schwierigkeit oder Gefahr zurückzuweichen, ließ er seine Armee über den Strom schwimmen. Dieses Unternehmen, welches mit der größten Unerschrockenheit ausgeführt wurde, machte einen solchen Eindruck, daß sogleich alle benachbarten Völker Gesandten schickten und sich der Gnade des

Siegers unterwarfen. Gloriose selbst war erstaunt, ihre Hoffnungen so weit übertroffen zu sehn, und hemmte den Lauf seiner Siege durch die Bemerkung, daß, da er jetzt überall nur Furcht und Bestürzung, aber keinen Feind mehr fände, sie ihm seine weitern Eroberungen nicht zum Verdienste anrechnen würde.

Ligurde glühte für Wuth, da sie das ununterbrochne Glück des Prinzen sah, der sich nun wieder in seine Staaten zurückgezogen hätte. Sie gieng überall umher und flößte seinen Feinden Muth ein, indem sie ihnen sagte, daß in ihrem Lande ein gelber Vogel wäre, den sie auf mancherley Weise begabt hätte. Dieser Vogel wäre zwar noch sehr jung und seine Fittiche wären nicht stark genug, um weit zu fliegen, aber er würde ihnen dereinst von großen Nutzen seyn, um ihre verlohrnen Besitzungen wieder zu erobern. Diese Nachricht machte sie auf den gelben Vogel sehr aufmerksam und belebte ihren Muth; aber ein Wort von Gloriosen machte Ligurdens boshafte Bemühungen unnütz. Bey dem ersten Besuche, den sie den Prinzen bey seiner Rückkehr aus dem Kriege machte, gab sie ihm zu verstehen, daß seine Großmuth von ihm fordere, so leichte Eroberungen zu verachten, und sich mit den Beweisen der Unterwürfigkeit zu begnügen, die sei-

seine Feinde ihm gegeben hätten. Unvergleichlich verstand diesen Wink und gab seine gemachten Eroberungen zurück; und dieses edelmüthige Betragen erwarb ihm einige schmeichelhafte Complimente von Seiten seiner Gebieterin.

Während des Friedens und der Muße sann Unvergleichlich ohne Unterlaß auf das, was Gloriosen gefallen könnte, und beeiferte sich, die Künste und Wissenschaften in Flor zu bringen, indem er in allen Theilen seines Königreichs Manufakturen und Akademien der Künste errichtete. Als ihn Gloriose hierauf besuchte, sagte sie zu ihm: du hast viel Großes und Ausserordentliches gethan, und ich weiß es dir Dank; aber noch hast du auf das, was mich persönlich angeht, wenig Achtung gehabt. Du hast noch nicht einmal daran gedacht, dich in den Stand zu setzen, mich am Ende meiner Bezauberung, von meinem Vater dem Kaiser von China zu fordern. Wo hast du deine Häfen, deine Flotten? Unvergleichlich war entzückt zu hören, daß Gloriose selbst auf Mittel dächte, die seinige zu werden; und ob er gleich schon Häfen und Schiffe hatte, so ließ er doch mit unermeßlichen Kosten einen neuen Hafen und mehrere große Schiffe bauen. Gloriose war sehr zufrieden damit; indessen äusserte sie, daß, da

die Reise nach China lang und gefährlich wäre, er wohl thun würde, sich irgend eine Besitzung in Amerika zuzueignen, die ihm zum Seegelplatze dienen möchte. Wie gesagt, so gethan. Unvergleichlich ließ sogleich eine Flotte in See gehn, und gab so gemeßne Befehle, daß er in kurzem Herr einiger Häfen der Neuen-Welt war, wo er Handelskompagnien anlegte, die einen ununterbrochnen Handel nach Westen und Osten führten.

Ob gleich Gloriose schon mehrere große Helden in ihren Diensten gehabt hatte, so hatte doch noch kein einziger ihre Befehle mit einer so ausdaurenden Beharrlichkeit, mit so vielem Muthe und einem so entschiednen Glücke ausgeführt. Man muß gestehn, sagte sie eines Tages zu ihm, daß du große Reichthümer, vortreffliche Armeen, prächtige Paläste und unvergleichliche Gärten besitzest; aber noch geht dir ein Schatz ab, welcher alle andern bey weitem übertrifft und den mein Vater höher als eine Krone schätzen würde, ein treuer Freund. Ich habe meinen Vater oft sagen hören, daß er das Schicksal der Könige beklagte, die von einem Schwarm von Schmeichlern umgeben wären, welche allen ihren Wünschen zuvorkämen; aber daß sie selten einen Freund besäßen, der offenherzig und ohne eigennützige Absichten mit ihnen

spräche.

präche. Er selbst besaß einen höchst uneigennützigen, einsichtsvollen, geistreichen und gutmüthigen Freund, der über alles mit der größten Richtigkeit urtheilte, niemals schmeichelte und nicht den Kaiser sondern den Menschen liebte.

Der Prinz fand in der Bemerkung Gloriosens so viel Wahrheit, und die Schilderung, die sie ihm von dem Freunde ihres Vaters machte, war allen seinen Neigungen so angemessen, daß er sich auf einmal mitten unter seinen Schäzzen unglücklich fühlte. Er dankte der Prinzessin auf das verbindlichste, die ihn diesesmal in tiefern und ernsthaftern Nachdenken zurück ließ, als je.

Seit dieser Zeit beobachtete er mit scharfem Blicke alle Personen, die sich ihm näherten. Er untersuchte ihren Geist und ihr Herz, und forschte nach den Eigenschaften, welche die Prinzessin an dem Freunde ihres Vaters gerühmt hatte. Nach vielen und mannichfaltigen Versuchen gelang es ihm endlich, einen Mann von seltner Tugend, ausserordentlichen Verdiensten und großen Geiste zu finden, welchem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Jetzt fieng eine ganz neue Periode seines Lebens an. Der Umgang mit seinen Höflingen, die in allen Stücken nur nach ihrem Vortheil rangen und von kleinlichen

Lei-

Leidenschaften getrieben, keine wahre Anhänglichkeit und Freundschaft kannten, ward ihm jetzt immer mehr und mehr zuwider, und er suchte jeden Augenblick zu gewinnen, um sich offenherzig und ohne Rückhalt mit seinem Freunde unterhalten und von der Last seiner Geschäfte ausruhen zu können.

Indessen konnte Gloriose ihren Liebling nicht lange ruhen sehn. Sie veranlaßte ihn kurze Zeit darauf zu einem neuen Kriege. Der gelbe Vogel, welchen Ligurde begabt hatte, und der seitdem zu einem gewissen Ansehn gelangt war, strengte zwar alle seine Kräfte an, und machte einige Versuche, die Fortschritte Unvergleichlichs aufzuhalten; aber alle seine Bemühungen waren vergeblich, und Unvergleichlich führte auch diesen Krieg mit seinem gewohnten Glück; denn sich im Felde zu zeigen und Eroberungen zu machen, war bey ihm das Nehmliche. Alle Jahreszeiten waren ihm gleich günstig; er eröfnete eine Belagerung im Winter wie im Sommer, und campirte auf dem Schnee wie auf blühenden Wiesen. Seine Feinde hatten sich auf Anstiften des gelben Vogels vereinigt und rückten in zahlreichen Heeren gegen den König an; aber er nahm in ihrem Angesichte einige Festungen weg, und ihre Gegenwart diente zu nichts als seine Siege zu verherr-

herrlichen. Da Gloriose sah, daß ihrem Günstlinge nichts zu widerstehen vermochte, bewog sie ihm von neuem die Waffen nieder zu legen, und rieth ihm, sich mit der Verschönerung seiner Residenz zu beschäftigen. Diesen Befehl führte er mit Vergnügen und dem ihm eigenthümlichen Geschmack aus. Da Gloriose durch eine oft wiederholte Erfahrung überzeugt worden war, daß der Prinz nie in Geschäften ermüdete, sondern, so oft ihm der Friede Ruhe und Muße gewährte, sich ganz und gar den Staatsgeschäften widmete, sagte sie ihm eines Tages, daß sie nicht begriffe, wie er die ununterbrochne Beschäftigung mit den verwickeltesten Angelegenheiten aushalten könne. Ihr Vater, der Kaiser von China, wußte seine Zeit besser einzutheilen; denn wenn er einen Theil der Woche seinen Pflichten als Kaiser Genüge leistet hätte, genösse er den übrigen Theil in der Muße des Privatlebens. Er begäbe sich dann auf einen seiner Landsitze, der auf das zierlichste eingerichtet und mit den reizendsten Gärten umgeben wäre; hier fände man mehrere Merkwürdigkeiten, an denen sich das Auge weidete, vorzüglich aber einen Fluß, der sich von der Höhe eines Berges herabstürzte und eine so ausserordentliche Cascade bildete, daß an schönen Sonnentagen der ganze Palast mit Regenbogenfarben überzogen wäre. An diesem

schö-

schönen Orte lebe er ohne allen Zwang, in der Gesellschaft einer kleinen Anzahl auserlesener Personen, die sich beeiferten, ihn mit angenehmen Gesprächen zu unterhalten und alle verdrüßlichen Geschäfte vergessen zu lassen. Unvergleichlich bewunderte den guten Geschmack des Kaisers und versicherte Gloriosen, daß er seinem Beyspiele folgen wolle.

Der Ruhm von Unvergleichlichs heroischen Thaten und seinen großen Tugenden hatte sich über alle Theile der Erde verbreitet. Mehrere Könige aus den entferntesten Gegenden schickten ihm Gesanden und kostbare Geschenke. Die angesehensten Männer aus allen Ländern versammelten sich in seinem Königreiche und genossen den Schutz und die Gnade dieses Fürsten, den sie aus der Ferne bewundert hatten, und in der Nähe liebten. Gloriose, die nichts unversucht gelassen hatte, um ihn zu prüfen, versicherte ihn, daß sie nichts als das Ende ihrer Bezauberung erwartete, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen; aber Unvergleichlich selbst fürchtete noch immer nicht genug für sie gethan zu haben, und suchte ohne Unterlaß neue Gelegenheiten auf, ihre Achtung zu verdienen.

Unvergleichlich wußte nicht, wenn die Zeit von Gloriosens Bezauberung vorüber seyn würde; aber um ihr zu beweisen, daß er immer an sie dächte, schickte er einige Schiffe in die entferntesten Gegenden der Erde, in die Nähe von China, um seine Unterthanen an entfernten Seereisen zu gewöhnen, und bey Zeiten den Schwierigkeiten zuvor zu kommen, die sich ihm in den Weg stellen könnten, wenn er bey dem Kaiser von China, um Gloriosens Hand werben wollte. Diese Vorsicht gefiel Gloriosen ausserordentlich. Sie fand jetzt fast nichts mehr, was sie von ihm fordern konnte. Er hatte im Krieg und Frieden alle ihre Wünsche erfüllt; er hatte seine Truppen auf das vollkommenste disciplinirt, die Gerechtigkeitspflege in seinem Lande verbessert, den Handel und die Schiffahrt seines Reiches ausgebreitet, die Finanzen in Ordnung gebracht, den Künsten und Wissenschaften aufgeholfen, und durch sein Beyspiel die Sitten und die Denkungsarten seiner Unterthanen veredelt.

Sein Muth und seine Mäßigung hatten ihm von Feinden befreyt; aber sein Glück und der Ruhm seiner Thaten hatten ihm eine Menge von Neidern erregt. Er hatte damals einen Traum, der ihn einigermaaßen beunruhigte. Er sah einen Hahn, der von einem

Adler

Adler, einem Pfau, einigen indianischen Hühnern und einer großen Menge von Enten angegriffen wurde, die ihn auf allen Seiten umringten und hartnäckig zusetzten. So ungleich nun aber der Kampf war, so vertheidigte sich der Hahn dennoch mit dem größten Muth und hielt sie nicht nur mit seinem Schnabel von sich ab, sondern riß ihnen auch ofte Federn aus. Unvergleichlich wollte im Schlafe dem bedrängten Hahne zu Hülfe kommen, und wachte darüber auf. Da niemand freyer vom Aberglauben seyn konnte, als er, so achtete er anfänglich nicht darauf; da er aber einige Zeit nachher erfuhr, daß mehrere mächtige Fürsten gegen ihn cabalirten, erinnerte sich seines Traums und fieng an einige Unruhe zu fühlen, weil ihn sein Erwachen gehindert hatte, den Ausgang des Kampfes zu sehn. In der That gieng dieser Traum nur allzugut aus; denn Unvergleichlich hörte jetzt, daß der gelbe Vogel überall umher fliege und eine Menge von Kaisern, Königen und Fürsten zu einer fürchterlichen Verbindung antreibe, durch die er endlich seinen Erbfeind zu demüthigen hoffe. Das Gerücht von diesem furchtbaren Ungewitter, das sich gegen ihn zusammenzog, erschreckte ihn nicht. Er rechnete auf sein Glück und auf sich selbst, und setzte seine Truppen in marschfertigen Stand

Gloriose, die von dieser Verbindung der Fürsten gegen ihn gehört hatte, wünschte ihm Glück, statt ihn zu beklagen, und rieth ihm, dem Angriffe seinen Feinden zuvor zu kommen. Der Prinz setzte sich also anfänglich an die Gränzen seines Reichs, und bemächtigte sich, ohnerachtet ihrer großen Ueberlegenheit, eines Platzes, durch den sie in sein Gebiet hätten eindringen können. Diese weise Vorsicht machte alle ihre Maasregeln zu nichte, und sie mußten sich in die Winterquartiere zurück ziehn, ohne nur etwas von Bedeutung unternommen zu haben.

Unterdessen waren die Schwingen des gelben Vogels so gut gewachsen, daß er ohne auszuruhn über das Meer flog; und die Freude über das Gelingen dieses kühnen Unternehmens, oder auch die Mühe, die es ihm kostete, das Land zu erreichen, verursachte, daß sein Gefieder sich änderte und ein rother Kamm auf seinem Haupte wuchs, der ihm ein großes Ansehn gab.

Seine dringenden Vorstellungen bewogen die Alliirten, eine große Flotte auszurüsten und ungeheure Armeen in das Feld zu stellen. Gloriose sagte dem Könige bey einem ihrer Besuche folgendes darüber: Jetzt, o König! ist die Zeit erschienen, wo du zahlreiche Lorbeere erndten kannst. Wenn ich nicht mehr auf dei-

nen Muth als auf deine Macht rechnete, so würde ich alles für dich fürchten. Deine Vorfahren hatten oft bey einem einzigen Feinde alle Kräfte ihres Reiches nöthig, und deine Feinde sind wie der Sand am Meer. Deine Gefälligkeiten gegen mich haben deinen Schatz erschöpft, statt daß deine Feinde, welche mit dem ihrigen sparsam umgegangen sind, Gold und Silber in Ueberfluß haben. Ich fürchte, du wirst ihrer Anzahl unterliegen, und leider ist der Zauber, welcher über mir waltet, von der Art, daß wenn ein andrer Held dich besiegt, ich deiner und alles dessen, was du für mich gethan hast, vergessen muß. Bedenke also, daß jetzt alles auf dem Spiele steht, und daß du mich entweder auf immer verliehren, oder dir auf immer zueignen wirst.

Unvergleichlich, der seine Feinde nicht fürchtete, und Muth genug in sich fühlte, sich gegen alle zu vertheidigen, sah sich durch die Rede der Prinzessin etwas beleidigt; indeß vergab er ihr, weil er in ihren Besorgnissen in der That nichts anders als den reinsten Eifer für seine Person sah. Er eröfnete kurze Zeit darauf den Feldzug, und war so glücklich, seine Feinde, ihrer großen Ueberlegenheit und des hartnäckigen Widerstandes, den sie leisteten, ungeachtet zu schlagen und durch eine entscheidende Schlacht

zum

zum Rückzuge zu nöthigen. Zur See war er nicht minder glücklich; die feindliche Flotte wurde geschlagen und zerstreut; und jedermann war überzeugt, daß sich der große Bund so vieler Fürsten, die ein ganz verschiednes Interesse hatten, und sich überall geschlagen sahen, trennen mußte. Gloriose war die erste, die ihrem Günstlinge über den glüklichen Ausgang eines so gefährlichen Unternehmens Glück wünschte. Indeß war der Erfolg nicht wie man gehoft hatte. Die Allürten griffen vielmehr von neuem an verschiednen Punkten an, um die Macht des Königs durch Theilung zu schwächen; aber seine Wachsamkeit und sein Muth ersetzte alles, und er war überall siegreich. Gleichwohl entschieden alle seine Schlachten nichts; denn die Anzahl der Feinde war so groß, daß sie jeden erlittnen Verlust in kurzer Zeit ersetzen und neue Truppen anrücken lassen konnten. Nichts war bewundernswürdiger, als der kaltblütige Muth des Königes in dieser bedenklichen Lage, wo ihn indeß nichts so sehr aufrecht erhielt, als die Zufriedenheit, die ihm Gloriose bezeigte. Seine einzige Besorgniß war immer nicht genug für sie gethan zu haben, und er war unablässig bemüht, neue Gelegenheiten aufzusuchen, ihre Achtung zu verdienen.

Voll von diesem Gedanken suchte er den Feind zu einer entscheidenden Schlacht zu bewegen, und setzte sich, nachdem die Aliirten alle ihre Truppen hatten marschieren lassen, vor einen Felsen, den man für unbesieglich hielt, und dessen Nahmen allein schon alle benachbarten Länder mit Schrecken erfüllte. Die Kühnheit dieses Unternehmens setzte die Alliirten in Erstaunen, und, ob sie gleich überzeugt zu seyn glaubten, daß das Fort nicht genommen werden könnte, schickten sie doch eine Armee von hundert tausend Mann zu ihrem Entsatz. Die boshafte Ligurde setzte alle Elemente gegen ihren Feind in Bewegung, und schickte eine ihrer Dienerinen, Podagra genannt, und einen Courier, Unglücksbote an den Prinzen ab, der alle seine Standhaftigkeit nöthig hatte, um in einer so critischen Lage den Kopf zu erhalten Unvergleichlich vergaß sein Uebel und hörte nur die Eingebungen seines Muthes. Er ließ sich in die Laufgräben tragen und belebte durch seine Gegenwart den Eifer der Truppen so sehr, daß der Feind zurückgeschlagen, und das Fort erobert wurde.

Gloriose erlaubte ihm jetzt, als einen Beweiß ihrer ausserordentlichen Zufriedenheit, zum erstenmale ihre Hand zu küssen, welches er für eine so ausgezeichnete Gunst ansah, daß

es

es ihn gekränkt haben würde, weniger Feinde zu haben.

Unterdessen setzten die Alliirten den Krieg noch immer mit der größten Hartnäckigkeit fort, fest überzeugt, daß ihre Eintracht und Ausdauer die Kräfte des Königes, der ihnen allein gegenüber stand, erschöpfen müßte; aber sein Muth blieb sich immer gleich und er schlug seine Feinde noch einigemal in den folgenden Feldzügen. Da nun Gloriose bemerkte, daß ihn auch der gefährlichste Krieg nicht ermüden konnte, und daß er alle Mühseligkeiten mit einer Standhaftigkeit ertrage, die sie noch an keinem der ihr dienstbaren Helden bemerkt hatte, beschloß sie, ihn auf eine neue Probe zu setzen. Sie sagte eines Tages zu ihm: Die wichtigen Dienste, die du mir geleistet hast, erregen in mir den Wunsch, die Zeit meiner Bezauberung bald geendigt zu sehn, um dir endlich den Lohn deiner Arbeiten zuzugestehn. Aber wenn ich an den glänzenden Namen eines Unvergleichlich und einer Gloriose denke, so glaube ich nicht, daß es in der Welt einen Stoff giebt, aus dem ich mir für meinem Hochzeittag einen Mantel machen lassen könnte. Ich habe indeß ehedem von dem goldnen Vließe reden hören, und ich wünschte sehr, es zu dieser großen Ceremonie zu besitzen. Siehe zu, ob du dich ent-

schließen kannst eine Flotte nach Indien zu schicken, um das goldne Vließ zu entführen und es mir zu Füßen zu legen.

Der König war über diesen ausschweifenden Vorschlag nicht wenig erstaunt. Er stellte ihr vor, daß, wenn es darauf ankäme ihr zu gefallen, er keinen Augenblick angestanden hätte, alles zu unternehmen, was ihren Wünschen gemäß wäre; sie möchte sich seiner Eroberungen, seiner Paläste, der Vereinigung beyder Meere und so vieler andern Unternehmungen erinnern, die er um ihrentwillen ausgeführt hätte; aber Indien wäre weit entfernt, das goldne Vließ schwer zu finden, und die Macht seiner Feinde auf dem Meere der seinigen überlegen; er sähe also gar keinen Anschein, ihren Wunsch erfüllen zu können. Gloriose, die, wenn es auf Erfüllung eines Wunsches ankam, gerade wie andre Frauenzimmer war, und sich durchaus keine Vorstellungen gefallen lassen wollte, fand es sehr übel, daß Unvergleichlich in dem vorgeschlagnen Unternehmen Schwierigkeiten sah. Es ist unnütz, erwiederte sie, daß du mir deine Thaten aufzählest; ich habe sie nicht vergessen, und du hast gar wohl gesehn, daß ich nicht unempfindlich gegen die Dienste gewesen bin, die du mir erwiesen hast; aber gerade die Leichtigkeit, mit der du bis jetzt Mittel gefun-

den hast, meinen Wünschen Gnüge zu leisten, reizt mich, eine neue Forderung an dich zu thun, und ich habe eine allzu gute Meinung von dir, um zu glauben, daß dir etwas unmöglich sey, was ich wünsche. Diese Sprache klang Unvergleichlichs Ohren viel zu süß, als daß er noch einen Augenblick hätte zweifeln können. Er beschloß, auch sogar dieses lächerliche Unternehmen zu beginnen, und schickte einem muthigen und erfahrnen Seecapitain mit einer ansehnlichen Flotte nach Indien. Die Schifffahrt war lang und gefährlich. Das goldne Vließ wurde in einer Vestung aufbewahrt und von Cyclopen bewacht, deren Anzahl die Anzahl der Soldaten des Capitains bey weitem übertraf. Indeß geschah eine Aufforderung und ein Angriff, bey welchem der Capitain sehr bald bemerkte, daß der Ruhm seines Königes auch in diese Gegenden gedrungen sey und mit Furcht und Achtung gehört werde. Es kam bald zu Unterhandlungen; das goldne Vließ wurde ausgeliefert und dem Könige überbracht. Gloriose war über dieses kostbare Geschenk entzückt und die Lobeserhebungen, mit denen sie dem Könige überhäufte, munterten ihn zu neuen Unternehmungen auf. Er versuchte es noch einmal, die Alliirten zu einer Schlacht zu zwingen, und griff in ihrer Gegenwart eine wichtige Festung an, die er wegnahm, ohne

daß sie den mindesten Versuch gemacht hätten, sich zu entsetzen. Nun entschloß er sich in das feindliche Land einzudringen, und zu Wasser und zu Lande eine berühmte Festung anzugreifen, die der Schlüssel eines großen Königreichs war, und von einer großen Macht vertheidigt wurde.

Dieses Unternehmen schien verwegen zu seyn; aber der General, welcher die Belagerung commandirte, und von dem nemlichen Eifer wie sein Herr beseelt war, schloß die Festung so enge ein und setzte der Besatzung so nachdrücklich zu, daß nach tausendfältigen Wundern der Tapferkeit von beyden Seiten, die Festung gezwungen wurde zu capituliren und sich dem Sieger zu übergeben.

Gloriose war entzückt zu sehn, daß ihrem Günstling alles gelang. Das Maaß deiner Thaten ist voll, sagte sie eines Tages zu ihm, und mein an Prüfungen fruchtbarer Geist giebt mir nichts mehr ein, was deinen Muth zu bewähren im Stande wäre. Alles was du bis jetzt gethan hast, überzeugt mich auf das vollkommenste, daß du zu allem fähig bist und daß dir nichts mißlingen kann. Jetzt überrasche deine Feinde durch einen neuen Sieg; man ist es so gewohnt, dich Festungen erobern zu sehn,

daß

LB Coburg

daß dieses nicht weiter zum Verdiensten gereicht; aber, da du nach ausserordentlichen Dingen strebst, so giebt deinen Feinden diese wichtigen Festungen zurück, die ihnen so viele Unruhe machen, und die sie dir nimmermehr abnehmen könnten. Aus Liebe zu Gloriosen, antwortete Unvergleichlich, hab' ich sie genommen, und ich gebe sie mit Freuden zurück, wenn ich ihr dadurch zu gefallen hoffen kann.

Diese überraschende Mäßigung gereichte dem Könige in Gloriosens Augen zum größten Verdienst, zumal unter diesen Umständen, und zu einer Zeit, wo er überall Gesetze vorschreiben konnte, sobald er von seiner günstigen Lage Vortheil ziehen wollte. Auch die vereinigten Mächte wurden durch seine Großmuth gerührt, bereuten es, ihn bekriegt zu haben, und suchten um die Wette seine Gunst zu gewinnen.

Damals erst fieng Gloriose an, das schmerzliche ihrer Bezauberung zu fühlen. Sie sah sich ausser Stand, die Verdienste des Königes zu krönen, sie wußte nicht einmal, wenn endlich die Stunde ihrer Befreyung schlagen würde. Sie machte ihm kein Geheimniß daraus. Sie sagte ihm, daß sie, bey der Ungewißheit, ob ihre Bezauberung noch mehrere Jahrhunderte dauern oder bald endigen würde,

de, auf einen Einfall gekommen wäre, der durch nichts als durch die ausserordentlichen Thaten gerechtfertigt werden könnte, von denen sie Zeugin gewesen wäre. Du hast, sagte sie zu ihm, alle Mächte der Erde durch deine Tapferkeit und deine Tugenden entwafnet; was hindert dich jetzt die Hölle anzugreifen und die Feen zu bekriegen, die durch den Beystand der Geister alles auf der Erde in Verwirrung bringen? Ich gestehe, daß die Waffen, mit denen du deine bisherigen Feinde besiegt hast, hierzu nicht hinreichen; aber ich bin überzeugt, daß du schickliche Waffen finden wirst, wenn du dir die Mühe giebst, sie zu suchen, und daß es nur von dir abhängt, meiner Bezauberug ein Ende zu machen. So sehr nun aber auch dieser große Plan den Gesinnungen des Königes angemessen war, so sehr ihn vorzüglich Gloriosens Gründe rührten, so konnte er doch unmöglich die großen Verbindlichkeiten vergessen, die er Serenen schuldig war, und das Gefühl der Dankbarkeit ließ dem Vergnügen keinen Raum, das ihm der Gedanke an Gloriosens Befreyung verursacht haben würde.

Die Prinzessin, welche sein edles Herz kannte, bemerkte seine Verlegenheit und errieth sogleich die Quelle, aus der sie entsprang. Jetzt war also nichts nothwendiger, als ihn

aus

aus dem Irrthume zu ziehn und ihm die Geheimnisse aufzudecken, mit denen sie durch einen Aufenthalt von mehrern Jahrhunderten in Serenens Palast bekannt geworden war, und die sie bis jetzt aus Furcht vor Mißhandlungen, die sie nun zu verachten anfieng, verschwiegen hatte. Sie entdeckte ihm also, daß die gute und die böse Fee eine und die nemliche Person wäre, die, um das Publikum zu täuschen, so verschiedne Rollen spielte, und daß alle ihre Bezauberungen und selbst ihre kostbaren Paläste nichts als Täuschung wären; daß sie durch die unterirdischen Geister eine Kenntniß zukünftiger Dinge besäße, nur daß, ob es gleich nicht in ihrer Gewalt stände, daß Schicksal eines Menschen bey seiner Geburt zu bestimmen, sie ihn dennoch begabte, um andre zu betrügen und ihnen glauben zu machen, die Fügungen des Schicksals wären ihr Werk.

Unvergleichlich war über diese Nachrichten, die ihm nicht unwahrscheinlich dünkten, ziemlich verwundert, und versicherte Gloriosen, daß er, um sie zufrieden zu stellen, alle seine Kräfte aufbieten wollte, die Waffen zu finden, die er zu dieser großen Unternehmung bedürfte.

Die

Die Prinzessin war im Begriff ihm zu antworten, als sich die Adler plötzlich erhoben und, ohne auf ihren Befehl zu achten, den Wagen durch die Lüfte führten. Es war nemlich die Fee selbst, die in Adlersgestalt diesen Wagen zog und über Gloriosens Kühnheit und die Anschläge, die sie dem Könige zu geben wagte, höchst aufgebracht war. Sie untersagte ihr von nun an alle fernere Besuche, und würde ihr die härtesten Züchtigungen haben erfahren lassen, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß Unvergleichlich, da er Gloriosen vermißte, die ernstlichsten Anstalten zu ihrer Befreyung machte. Ihre Furcht, daß dieser muthige König auch über die unterirrdischen Mächte Herr werden möchte, bewogen sie, ihren Zorn zu verbergen und ihre Rache aufzuschieben. Sie nahm sogar eine gewisse Freundlichkeit gegen Gloriosen an und suchte sie zu bereden, daß es ihr eigner Vortheil sey, den König von seinem Unternehmen abzubringen; denn, wenn es ihm gelänge, ihrer Bezauberung ein Ende zu machen, würde sie nichts weiter als ein sterbliches Weib seyn, die sehr leicht die Gunst eines Mannes verliehren könnte; der nach einem ewigen und unvergänglichen Ruhme strebte. Die Prinzessin glaubte keinen Grund zu haben, den Vorstellungen der Zauberin zu

trauen;

trauen; und da ihr die Furcht der Fee die Möglichkeit des Unternehmens sehr wahrscheinlich machte, dankte sie ihr ganz trocken für ihren guten Rath und erwartete mit Zuversicht, daß Unvergleichlich ihre Ketten in kurzem brechen würde.

II.

Die Königin der Feen.

Es war einmal ein König, welcher Olim hieß. Er war der beste Mann auf Gottes Erdboden, und begehrte nichts, als Aufrichtigkeit und Liebe; auch gieng es bey ihm ganz bürgerlich zu. Sein Sprüchwort war schlecht und recht, und so lebte er auch. Er hatte keine sonderliche Neigung zum Ehestande; da aber doch der Olimsstamm sehr alt war, so wünschten seine Unterthanen, daß er ihn nicht ausgehen lassen möchte; auch wurden ihm verschiedene Parthien vorgeschlagen, aber bey jeder fand sich die eine oder die andre Schwierigkeit, die die Sache rückgängig machte. Unter andern lebte in der Nachbarschaft einer Prinzessin: Uracca genannt, deren Länder dem König Olim sehr gut gelegen waren; diese hätte er noch am liebsten geheyrathet; aber Uracca hatte immer eine entschiedene Abneigung gegen

den

den Ehestand gezeigt, und war durch alle Bemühungen, die sich mehrere Fürsten und insbesondere ein Graf Urschel um sie gaben, nicht aus ihrer Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht herauszuziehn gewesen.

Uracca hatte nur eine herrschende Neigung, die Astrologie, und sie war fest entschlossen, nicht eher zu heyrathen, bis sie in den Sternen gelesen hätte, daß sie eine Tochter von eben so großer Schönheit als Tugend zur Welt bringen würde, eine Tochter die unendlich viel Gutes thäte und keine Leidenschaft kennte, als Unglückliche zu trösten. Dieser Entschluß machte es ihr zur Pflicht, alle Heyrathsvorschläge, die man ihr von allen Seiten that, anzuhören, und ihre Amme benutzte diesen Umstand, ihr ohne Unterlaß von dem Grafen Urschel vorzuplaudern, der es nicht an Geschenken fehlen ließ, um die Amme bey Laune zu erhalten; aber Uracca, die in diesem Stücke gerade so wie andre Weiber war, mochte lieber einen König als einen Grafen heyrathen.

König Olim, der die Denkungsart der Prinzessin kannte, schickte einen Gesanden ab, welcher ihr Heyrathsvorschläge thun und einen vergoldeten Gürtel, einem Brief Stecknadeln, ein kleines Messer und eine Scheere zum Geschenke brin-

bringen sollte. Die Sache war geschwinder gemacht, als man dachte, und Olims Gesander bestieg in kurzer Frist, gestiefelt und gespornt, das Brautbett Uraccens. Nun verlangte aber die neue Königin, daß ihr Gemahl sie selbst abholen und sich einige Zeit in ihren Staaten aufhalten sollte. Diese Forderung schlug er aber gerade zu ab, und verlangte durchaus, daß die Königin zu ihm kommen sollte.

Die stolze Uracca nahm diesen strengen Befehl sehr übel und gehorchte nicht. Die Amme benutzte dieß, und da ihr die Olims keine Geschenke gemacht hatten, suchte sie die Prinzessin immer mehr zu erbittern. So verstrich ein ganzes Jahr und drüber. Der Graf Urschel hatte während dieser Zeit Uraccen selbst gesehn, ohne daß sie es wußte, und sich sterblich in sie verliebt. Seine Geschenke wurden nun noch häufiger und kostbarer als vorher, und die Amme gab ihm zur Vergeltung von allem was die Königin that und dachte, die genauste Nachricht.

So wenig nun der Graf vernünftiger Weise von dem Stolze Uraccens erwarten konnte, so viel rechnete er auf die Verschlagenheit der Amme, und so groß auch die Einfachheit der damaligen Sitten war, so besaß doch Amor auch

damals

damals schon List. Der Graf kam also auf den Einfall, sich durch die Amme bey ihr als König Olim einführen zu lassen. Dieß schien ihm um desto leichter, da die Königin ihren Gemahl niemals gesehen hatte. Er that also der Amme diesen Vorschlag, und hielt ihr zugleich eine Mütze voll goldner Olims hin, die damals sehr rar waren.

Die Amme, die so vieles Gold noch nie zusammen gesehen hatte, versprach alles, und man verabredete, daß der Graf einen Pagen in die Livree des König Olim kleiden lassen, diesen mit einem Blumenstrauß an Uraccen schicken und ihr sagen lassen sollte, daß, da ihm sein Staatsrath nicht erlaubte sie öffentlich zu besuchen, er um die Erlaubniß bäte Incognito bey ihr zu erscheinen und das Vergnügen ihrer Gesellschaft zu genießen. Dieser Plan wurde auf das beste und vollständigste ausgeführt. Die Amme nahm sich bey der Königin des vermeintlichen Königs Olim an, und wußte ihn so beliebt bey ihr zu machen, daß Uracca nach Verlauf von neun Monaten mit einer schönen Prinzessin nieder kam. Um diese Zeit verschwand König Olim; und ob die Königin gleich dieses Betragen ihres Gemahls etwas sonderbar fand, so schickte sie ihm doch sogleich einen Courier mit der Nachricht ihrer Niederkunft

in sein Land. König Olim, der sich an diesem Ereignisse vollkommen unschuldig wußte, gerieth in den heftigsten Zorn und wollte den Courier auf der Stelle ums Leben bringen. Glücklicherweise hielten ihn seine Räthe davon ab, die ihn einen höchst beissenden Brief an die Prinzessin schreiben ließen.

Damit war indeß, wie man leicht glauben kann, die Sache noch nicht abgethan. Die Olims waren eine sehr alte Familie und hielten auf Ehre. Das ganze Haus war also über diese Schande äusserst niedergeschlagen, und hauptsächlich der König war so untröstlich, und — so einfältig war man in jener Zeit! — nahm sich sein Unglück so zu Herzen, daß er damit umgieng Hungers zu sterben. Eines Tages gieng er in einer Allee spatzieren und hörte immer eine Stimme hinter sich her rufen: Guck guck, Guck guck, was damals der ärgste Schimpf war, den man einem Ehemanne anthun konnte. Man kann denken, was dies auf den König für einen Eindruck machte. Er schäumte fast vor Wuth und befahl seiner Wache, diesen Tollkühnen niederzuhauen. Indeß rufte die Stimme immer fort und kehrte sich an keine Drohungen. Man sagte dem Könige, um ihn zu besanftigen, daß man alle Ursache hätte zu glauben, diese Worte rührten von einem Vo-

gel

gel her; aber dieß machte ihn nur noch zorniger, und er stieß die bittersten Klagen aus, daß die ganze Welt von seinem Unglück spräche, bis auf die Vögel, die ganz laut sagten, was die Menschen nur dächten. Er befahl hierauf im Zorne alle Vögel in seinem ganzen Reiche auszurotten, und sie nicht blos zu tödten, sondern sie aufzuessen. Die Höflinge thaten dies anfänglich aus Gefälligkeit; aber bald fand man so viel Geschmack an dieser Nahrung, daß man seitdem damit fortgefahren hat, da man vorher einen Menschen verabscheut haben würde, der einen Vogel gegessen hätte. Dieser Umstand hatte noch eine andre gute Folge. Der König war so vergnügt, sich gerächt zu haben, daß er den Entschluß zu verhungern aufgab, und mit großen Appetit von den Vögeln aß.

Während sich König Olim auf diese Weise beschäftigte, erwartete die Königin die Rückkehr ihres Couriers mit Ungeduld, und beschäftigte sich mit ihrer kleinen Tochter, die sie selbst stillte. Die Feen hatten schon damals einen großen Einfluß in die menschlichen Angelegenheiten; und so fand denn Uracca für gut, nach einer Fee, Nahmens Belsunsine zu schicken, die auf den Pyrenäen wohnte, und sie bitten zu

lassen, Pathenstelle bey ihrer Tochter zu vertreten.

Die Fee sah dies als eine große Ehre an, begabte die Prinzessin mit einer großen Menge guter Eigenschaften und nannte sie Meridiane. Die Königin gab sein herrliches Fest der Fee zu Ehren, welches mehrere Tage dauern sollte; aber mitten in der größten Freude kam der Courier und brachte Olims beleidigenden Brief. Die arme Königin, die bey der ganzen Sache so unschuldig war, wie ein Kind, gerieth in ein tödtliches Schrecken, als sie sah, daß Olim keinen Theil an ihrem Kinde haben wollte, und sie noch überdieß auf eine schreckliche Weise mißhandelte. In ihrer Verzweiflung rief sie den Staatsrath zusammen und trug ihm die ganze Sache vom Anfang an vor. Die Amme mußte ihr bezeugen, daß sie die Wahrheit sagte; und da diese kein Bedenken fand, die Unschuld der Königin zu versichern, beschloß man einmüthig, den König Olim mit Kreig zu überziehn Obgleich der Kampf nichts weniger als gleich war, denn die Staaten des Königs Olim waren wenigstens noch einmal so groß, als die Staaten Uracens, so waren doch die Unterthanen der letztern so sehr von der Unschuld ihrer Königin überzeugt und gegen Olim so heftig erbittert,

daß

daß man das Unternehmen ohne Gefahr wagen zu können glaubte. Der Krieg wurde also erklärt, und von allen Seiten Truppen zusammengezogen. Niemand wußte recht was er denken sollte. Wer Olims Offenherzigkeit und seine geringe Neigung gegen das weibliche Geschlecht kannte, hielt es für sehr unwahrscheinlich, daß er Vater zu dem Kinde sey. Auf der andern Seite stand Uracca allgemein in dem Rufe der größten Sittsamkeit, und je mehr man ihre Handlungen untersuchte, desto weniger fand man auch nur den mindesten Grund, an der Wahrheit ihres Vorgebens zu zweifeln.

Mehrere Fürsten nahmen sich der Sache an und suchten Frieden zu stiften; aber die Olims, die, wie gesagt, in Rücksicht auf den Ehrenpunkt sehr kitzlich waren, verwarfen alle Vorschläge, die darauf abzielten, das Kind für rechtmäßig zu erklären, und Uracca, die sich auf eine empörende Weise gemißhandelt glaubte, wollte lieber mit allen ihren Unterthanen umkommen, wenn der König nicht die Wahrheit gestände und wegen seiner Treulosigkeit um Verzeihung bäte.

Der Graf Urschel war einer von denen, die am meisten auf die Vereinigung drangen,

und da er die Königin aufrichtig liebte, und sich wenig aus Olim machte, schlug er vor, um das Blut der Unterthanen zu schonen, die Sache im Zweykampf auszumachen; ja er bot sich selbst an, die Ehre der Königin, als ihr Ritter, zu vertheidigen. Olim hatte keine Lust sich auf diese Sache einzulassen, aber Prinz Olimin, sein Bruder, ein Mann, dessen Muth dem alten Stamme der Olims Ehre machte, ersuchte die versammelten Stände um die Erlaubniß, den Ehrenhandel seines Bruders mit dem Grafen Urschel auszumachen. Da es hier auf eine Sache von großer Wichtigkeit ankam, ertheilten die Stände ihre Einwilligung unter großem Beyfallgeschrey, und Olimin reiste nach dem bestimmten Ort, in die Residenz der Königin, ab. Graf Urschel ließ auch nicht auf sich warten. Der Tag zum Turnier ward angesetzt; beyde Ritter erschienen, vom Kopfe bis auf die Zehen bewafnet, an den Schranken. Olimin verhielt sich ganz still; aber der Graf Urschel bezeigte in Worten und Mienen eine große Verachtung gegen den Prinzen. Indeß gieng es hier wie oft; der Prahler war der Bezahler, und Olimin stach gleich beym ersten Ritt den Grafen vom Pferde und verwundete ihn tödtlich. Man lief herbey und hob ihn auf, und nun bekannte er, daß er die Königin, mit Hülfe ihrer Amme, betrogen habe. Man eilte

so-

sogleich, dieses verschlagene Weib in Verhaft zu nehmen, und sie wagte es nicht, den letzten Worten des Grafen zu widersprechen.

Wie der unglücklichen Königin zu Muthe gewesen, als sich das Geheimniß auf diese Art auflößte, kann man sich leicht vorstellen, und sie würde vor Verdruß und Kummer gestorben seyn, wenn Belsunsine sie nicht getröstet und ihr vorgestellt hätte, daß sie sich für ihre Tochter erhalten müsse. Sie befahl, ihre Amme dem Prinzen Olimin auszuliefern, und dem Könige die Brautgeschenke, den vergoldeten Gürtel, die Stecknadeln, das kleine Messer und die Scheere zurückzugeben.

Prinz Olimin kehrte siegreich in sein Vaterland zurück und wurde mit ausserordentlichen Freudenbezeugungen aufgenommen. Die Amme ließ man lange Zeit in einem eisernen Käfich zur Schau ausstellen, und dann in das Meer werfen. König Olim wurde abgesetzt, weil er die Ausforderung des Grafen Urschel nicht angenommen hatte, und eingesperrt, und an seiner Stelle bestieg Prinz Olimin den Thron.

Uracca, die sich ihres Unglücks schämte und die Blicke ihrer Unterthanen nicht ertragen

konnte, begab sich nebst ihrer Tochter und der Fee Belsunsine auf einen der höchsten Berge der Pyrenäen, den man die Mittagsspitze nannte. Hier wendete sie alle ihre Sorgfalt auf Meridianens Erziehung, lehrte sie die Astrologie, und flößte ihr eine tiefe Verachtung gegen die Männer ein. Meridiane wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und zeigte ungewöhnlichen Geist und gesunden Verstand. Auch die Fee nahm sich ihrer Erziehung an und lehrte sie die Geheimnisse der Natur. Sie faßte alles mit ausserordentlicher Leichtigkeit, und was man ihr einmal gesagt hatte, behielt sie. Dabey war sie von einem so sanften Charakter, daß sie immer ohne Widerrede gehorchte, und alles that, was man von ihr begehrte. Meridianens Schönheit, ihre Folgsamkeit und die Fortschritte, die sie in den Wissenschaften machte, war der einzige Trost ihrer bekümmerten Mutter; aber, wie alles irrdische Glück von kurzer Dauer ist, so geschah es auch hier. Die Fee Balbasta, welche die Schönheit und Klugheit der kleinen Prinzessin mit Eifersucht sah, entführte sie; und damit Belsunsine ihren Aufenthalt nicht entdecken möchte, räucherte sie auf dem ganzen Wege mit Wachholdern und sperrte die Prinzessin in einen hohen Thurm ein, wo sie ihr befahl, Wasser aus einem tiefen Brunnen zu schöpfen, es in einen

einen Sieb zu gießen und fünfhundert Stufen hoch auf den Thurm zu tragen, wo die Fee einen kleinen Garten hatte.

Uracca war nicht im Stande den Verlust ihrer Tochter auszuhalten; sie starb kurze Zeit darauf, ohne daß Belsunsinens Freundschaftsbezeugungen und die Versicherungen, die sie ihr gab, nicht eher zu ruhen, bis sie Meridianen wieder gefunden hätte, etwas zu ihrer Beruhigung hätten beytragen können.

Meridiane war weit entfernt sich über ihr hartes Loos zu beklagen; sie that ihre Arbeit ohne Murren und bediente sich dabey der Geheimnisse, die sie von Belsunsinen gelernt hatte. So oft die boshafte Balbasta sie besuchte, that sie sehr artig und bat sie, ihr etwas schwereres aufzulegen; und versicherte sie, daß sie gern alles thun würde, um einer so guten Fee zu gefallen.

Balbasta erstaunte nicht wenig über die ausserordentliche Geduld und Geschicklichkeit der Prinzessin, und gab ihr immer neue und immer schwerere Beschäftigungen auf. Unter andern befahl sie ihr, einen Scheffel mit Hirsen, Korn für Korn, anzufüllen und genau zu zählen, wie viel Körner sie hineinthäte, und drohte ihr

mit den fürchterlichsten Züchtigungen, wenn sie sich um ein einziges verzählte.

Meridiana verrichtete alles mit der nemlichen Freudigkeit und Geschicklichkeit, und dankte der Fee jedesmal für ihre Güte und Nachsicht. Diese wurde endlich durch ihr gutes Betragen gerührt und der Mishandlungen müde, womit sie nichts ausrichtete. Eines Tages machte sie einen Besuch bey Belsunsinen, und da sie diese sehr niedergeschlagen fand, erkundigte sie sich bey ihr nach der Ursache ihres Kummers. Belsunsine hegte keinen Verdacht und erzählte ihr von ihrer verlohrnen Pflegetochter, deren Schönheit, Güte und Geschicklichkeit sie auf alle Weise rühmte. Balbasta wußte, daß in dieser Erzählung nichts übertriebnes war, und versprach ihrer weinenden Freundin, Meridianens Aufenthalt auszukundschaften und sie auf die Mittagsspitze zurück zu bringen, wenn sie ihr die Liebe dieser guten Prinzessin verschaffen wollte.

Belsunsine, die schon der Gedanke, ihre liebe Meridiane wieder zu sehn entzückte, versprach alles; und schon den folgenden Tag fand sich Balbasta mit der Prinzessin ein. Belsunsine kannte ihrer Freude kein Ende; sie erzählte ihr den Tod ihrer Mutter und suchte sie

sie darüber zu trösten, und die beyden Feen versprachen ihr, unter wiederholten Umarmungen, Mutterstelle bey ihr zu vertreten und sie in alle Geheimnisse der Feen einzuweihen. Zum Unterpfande gaben sie ihr auf der Stelle einen Ring, der sie gegen alle Nachstellungen andrer eifersüchtiger Feen in Sicherheit setzen würde. So angenehm ihr dieses war, so dauerte es doch lange Zeit, ehe sie den Verlust ihrer Mutter verschmerzen konnte, und dieser Todesfall führte sie auf mannichfaltige Betrachtungen über das traurige Loos der Sterblichen, die in jedem Stand und Rang so vielen Mühseligkeiten und Gefahren ausgesetzt sind. Sie nahm sich vor, den Grundsätzen der Tugend, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte, treu zu bleiben, dem Umgange mit den Männern zu entsagen, sich mit der Kenntniß der Gestirne zu beschäftigen und von den gütigen Gesinnungen der Feen gegen sie so vielen Vortheil als möglich zu ziehen. Sie schloß sich nun ganz an Belsunsinen an und lernte alles von ihr, was die Fee selbst wußte.

Balbasta liebte jetzt Meridianen eben sosehr als ihre Gefährtin, und theilte ihr alle ihre Geheimnisse mit. Die beyden Freundinnen nahmen sie bisweilen mit in die Gesellschaft andrer Feen, wo sie allgemein bewundert wurde; und da die Feen sahen, daß sie sich von allem

Irr=

Irrdischen losgemacht hatte, und um alle ihre Geheimnisse wußte, faßten sie den Entschluß, sie in ihren Kreiß aufzunehmen. Sie schien von der Ehre, die man ihr erzeigte, gerührt; aber da man bey der Aufnahme verlangte, daß sie die Gestalt eines Drachen annehmen und einen Palast erscheinen lassen sollte, wo nichts als ein dicker Rauch war, verbat sie dies aus dem Grunde, weil sie niemanden täuschen wollte. Einige Feen murrten über diese Weigerung, aber da es zum stimmen kam, waren die meisten auf Meridianens Seite, und sie wurde wirklich eingeweiht. Sobald dies geschehn war, hatte sie keinen andern Gedanken, als von den Vortheilen ihres neuen Standes zu Gunsten aller Unglücklichen und Unterdrückten Gebrauch zu machen. Sie wählte zu ihrem Aufenthalte eine Grotte am Fuße der Pyrenäen, die sie mit einer Menge schöner Bildsäulen ausschmückte, und die noch heut zu Tage Meridianens-Grotte heißt. Hierauf machte sie eine Reise durch alle Länder der Erde, unter dem Vorwande, die Feen zu besuchen, denen sie große Geschenke machte, aber eigentlich, um die Sitten aller Völker kennen zu lernen. Hier bemerkte sie leider, daß es überall Bosheit, Treulosigkeit und Schwäche gäbe, daß die meisten Menschen fast in allen Ländern die nämlichen Mängel und Gebrechen hätten und daß auch die Glücklichsten im-

mer

mer noch dies und das zu wünschen pflegten. Diese Bemerkung flößte ihr ein tiefes Mitleid gegen das Menschengeschlecht ein und bestärkte sie in dem Vorsatze, alles was in ihren Kräften stände zur Verminderung des menschlichen Elendes beyzutragen.

Während ihrer ganzen Reise ließ sie keine Gelegenheit, Gutes zu thun. vorbey. Als sie nach Indien kam, bemerkte sie in dem Palaste der Fee Mamelec eine junge Person von ausserordentlicher Schönheit, welche Stroh zur Streu für funfzig Camele schnitt.

Meridiane, die hier etwas ausserordentliches vermuthete, fragte sie, wer sie wäre. Das schöne Mädchen erzählte ihr, daß sie die Tochter des Königs von Monomotapa wäre, und daß ihre Stiefmutter, aus Rachsucht, weil sie einen ihrer Oheims nicht hätte heyrathen wollen, die Fee Mamelec gebeten hätte, sie zu entführen. Die Fee hätte ihr dies zu Gefallen gethan; und nun wäre sie auf dreyhundert Jahre bezaubert, von denen erst zweyhundert verflossen wären. Hiebey fieng sie bitterlich an zu weinen und bat die Fee, sie nicht in ihrer Arbeit zu stöhren, weil, wenn sie nicht zur bestimmten Stunde fertig würde, vier alte Weiber, die ihr zu Aufseherinnen gegeben wären, sie züchtigen

gen würden; die erste würde ihr funfzig Stockschläge auf die Fußsohlen geben, die andre eben so viel auf den Rücken, und die dritte fünf und zwanzig auf den Bauch, und die vierte eben so viel auf den Hintern. Meridiane war bey dieser Erzählung auf das innigste gerührt; sie schwang ihren Zauberstab, und sogleich war die Streu für die funfzig Cameele fertig. Die schöne Indianerin, über dieses Ereigniß erstaunt betrachtete Meridianen als eine wohlthätige Gottheit, und beschwor sie, mit Thränen in den Augen, mit ihrem traurigen Schicksale Mitleiden zu haben. Die Fee tröstete sie und versprach ihr, so weit es möglich wäre, zu helfen. Sie sprach hierauf mit der Fee Mamelec und bat sie so inständig für die arme Prinzessin um Gnade, daß Mamelec versprach, ihrer Bezauberung ein Ende zu machen. Meridiane eilte sogleich zu der Prinzessin hin und überreichte ihr eine weise Rose mit der Versicherung, daß sie sich in einer Stunde in dem nehmlichen Zimmer, aus dem sie entführt worden, in denselben Kleidern, demselben Alter und derselben Schönheit, die sie bey ihrer Entführung gehabt hätte, befinden würde. Dieses gieng alles auf das pünktlichste in Erfüllung, aber, während der zwey Jahrhunderte ihrer Abwesenheit, hatten sich die Sachen in ihres Vaters Hause merklich verändert; kein Mensch

kannte

kannte sie, und sie erkannte selbst kaum den Ort ihres vormaligen Aufenthaltes. Der König, welcher jetzt auf dem Throne saß, hatte selbst mehrere Kinder, und so sehr er ihre Schönheit bewunderte, so wollte er doch nichts von ihren Ansprüchen auf die Krone hören. Man suchte in den Archiven nach und fand, daß eine Prinzessin vom königlichen Geblüt von den Feen entführt worden war; aber dabey ließ man es auch bewenden. Denn der König hatte durchaus keine Lust, eine Sache zu ergründen, die ihm seine Krone hätte kosten können.

Indeß machte die Sache großes Aufsehen in Monomotapa. Jedermann wollte die wunderbare Prinzessin sehn, und wer sie sah, fand sie liebenswürdig. Die Höflinge geriethen hierüber in Verlegenheit, und warnten den König. Man könnte nicht wissen, meinten sie, ob nicht das Volk, bey seiner gegenwärtigen Stimmung, einen Aufstand zu Gunsten der Prinzessin erregen könnte; es sey also der Klugheit gemäß, wenn der König, um sich selbst zu beruhigen und die Krone seinen Kindern zu sichern, die Prinzessin aus dem Wege räumte. Andere, welche minder blutdürstig waren, riethen sie einzusperren; noch andre glaubten, das beste sey, sie mit dem Kronprinzen zu vermählen. Aber der König, welcher ausserordentlich geizig war,

und

und durch die Vermählung seines Prinzen Geld zur Ausstattung seiner beyden Töchter zu gewinnen hoffe, verwarf den letzten Rath und beschloß, der Prinzessin, als einer Volksverführerin, den Prozeß machen zu lassen. Sie wurde also eingezogen; aber als die Prozeduren kaum ihren Anfang genommen hatten, gieng der Kronprinz zu seinem Vater und erklärte ihm gerade heraus, daß, wenn er die Prinzessin hinrichten ließe, er keinen Sohn mehr hätte. Diese Erklärung diente indeß zu nichts, als den König nur noch mehr zu erbittern und das Todesurtheil zu beschleunigen. Glücklicherweise kam jetzt Meridiane nach Monomotapa, erfuhr was vorgieng, und begab sich sogleich zu der unglücklichen Prinzessin in das Gefängniß. Sie fand diese weit mehr über den Entschluß des Prinzen sich mit in den Scheiterhaufen, den man für sie errichtete, zu stürzen, als über ihr eignes Unglück bekümmert. Diese Denkungsart rührte die Fee, und nachdem sie ihr einen beständigen Schutz zugesagt hatte, entdeckte sie ihr, daß der König von Monomotapa, ihr Vater, einen großen Schatz an einem Orte, den sie ihr anzeigte, verborgen habe. Sie wäre überzeugt, setzte sie hinzu, daß der jetzige König kein Bedenken tragen würde, sie mit seinem Kronprinzen zu vermählen, wenn sie ihm diesen Schatz als Mitgabe zubrächte.

Aus dem Gefängnisse der Prinzessin begab sich Maridiane in das Zimmer des Konigs, nannte ihn einen Usurpator, und sprach überhaupt in einem sehr drohenden Tone mit ihm. Sie sagte ihm, daß er sich glücklich schätzen müßte seinen Kindern die Krone durch eine Heyrath mit dieser schönen Prinzessin zuzusichern, die allein mehr Schätze besäße, als andere Prinzeßnnen von Indien zusammen genommen. Bey diesen Worten verschwand sie und ließ den König in großer Bestürzung zurück. Indeß behielt doch der Geiz die Oberhand über die Furcht und er beschloß, die Prinzessin selbst zu fragen, ob es wahr wäre, daß sie so große Schätze besäße; oder vielmehr schickte er die Königin an sie ab, weil er diese für geschickter hielt, ihr das Geheimniß abzulocken.

Die Königin, eine sehr schlaue und gewandte Frau, entledigte sich Auftrags mit vieler Geschicklichkeit; sie schmeichelte der Prinzessin und liebkoßte sie, nannte sie ihr liebes Töchterchen, und machte ihr große Beschreibungen von der Zärtlichkeit des Kronprinzen gegen sie, der sogar mit ihr sterben wollte. Die Prinzessin, welche nicht gleichgültig gegen den Kronprinzen war, versicherte der Königin, daß sie sich freuen würde, einer Mutter ihren Sohn wieder zu geben, und daß, wenn ihre Ansprüche

auf dem Thron nicht hinreichten, sie ihm einen unermeßlichen Schatz als Aussteuer mitbringen wollte. Bey dieser Aeusserung umarmte sie die Königin, und da man den Schatz an dem angezeigten Orte fand, wurde die Prinzessin sogleich auf freyen Fuß gesetzt, und unter großen Feyerlichkeiten mit dem Thronerben vermählt.

Meridiane war mit dem Erfolge ihrer Bemühungen sehr wohl zufrieden und kehrte in ihre Grotte an dem Fuße der Pyrenäen zurück. Aber ihre Wachsamkeit und ihr Trieb, Gutes zu thun, ließ ihr keine lange Ruhe geniessen; sie fand sich bey den Wochenbetten aller Königinnen ein und wehrte nicht nur der Bosheit anderer Feen, sondern begabte zugleich die Kinder mit ihren besten Gaben, die Mädchen mit Schönheit und Herzensgüte, die Knaben mit Muth und Rechtschaffenheit. Hierdurch verbreitete sich Meridianens Ruhm über die ganze Erde; und so eifersüchtig auch bisweilen die übrigen Feen über sie waren, so wußte sie ihnen doch mit so vieler Güte und Artigkeit zu begegnen, und ihnen so mancherley Gefälligkeiten zu erzeigen, daß sie selbst über den Neid siegte und fast gar keine Feinde hatte.

Ihre Wohlthaten, ihre Fürsorge erstreckte sich über alle Stände; wer ihrer Hülfe bedurf-

te, dem war sie nah. Wo irgendwo ein armer Schäfer, der seine Heerde nicht gegen reissende Wölfe vertheidigen konnte, sogleich eilte sie ihm zur Hülfe und führte ihn auf eine gute Weide, wo ihm die Wölfe nicht mehr zu schaden wagten. Hatte ein Holzhacker seine Axt verlohren, so hielt sie es nicht unter ihrer Würde, sie ihm wieder zu bringen; oder wenn ein armer Reisender unter Räuber fiel, so war sie bereit, ihn zu vertheidigen. Mit einem Worte, wer sich in der Noth an Meridianen wendete, der konnte schleuniger Hülfe gewiß seyn. So gewann sie das Herz aller Menschen aus allen Ständen; denn ihr einziges Vergnügen war Gutes zu thun und Böses zu hindern.

Die allgemeine Liebe und Achtung, welche Meridiane genoß, kam auch den übrigen Feen zu statten. So sehr man sie ehedem gefürchtet hatte, so sehr liebte man sie jetzt. Sie wurden überall auf das freundschaftlichste aufgenommen, und bey allen wichtigen Angelenheiten von Königen und Privatpersonen zu Rathe gezogen. Belsunsine und Barbasta äusserten überall, daß sie dies der guten und tugendhaften Meridiane verdankten, und die übrigen Feen stimmten in dieses Zeugniß ein.

Jetzt fielen einige Feen auf den Gedanken, daß wenn sie sich eine Königin wählten, dies

ihrem Corps ein größeres Ansehn geben würde, weil dann ihr Oberhaupt einen Rang unter andern gekrönten Häuptern fordern könnte. Der Vorschlag fand Beyfall, und es wurde ein Tag zur Wahl festgesetzt. Die Sache fand viele Schwierigkeiten, und vorzüglich verursachte die Frage über die Gränzen der königlichen Macht großen Streit. Da aber die Wahl auf Meridianen fiel, war auch zu gleicher Zeit jene Frage entschieden. Die Feen hatten so viel Achtung gegen sie und setzten ein solches Vertrauen auf ihre Rechtschaffenheit, daß sie ihr eine unbegränzte Gewalt übertrugen.

Meridiane suchte anfänglich diese Ehre von sich abzulehnen, auf welche, wie sie sagte, die Prinzessin Merlusine gegründetere Ansprüche hätte; die Feen beharrten bey ihrer Wahl und die Krönungsfeyerlichkeit wurde vorgenommen. Die neue Königin blieb sich vollkommen gleich; weit entfernt, ihre Macht zu mißbrauchen, erzeigte sie den Feen noch mehr Achtung, als sie bishero gethan hatte. Dieses Betragen entzückte sie so sehr, daß sie ihr in allen Stücken gehorchten. Nachdem der Staat eingerichtet war, reißten die Feen jede nach ihrer Heimath zurück, mit dem Auftrage, alles was sich in ihrem Bezirke merkwürdiges ereigenen würde, an die Königin einzuberichten. Meridiane selbst

begab sich in ihre Grotte, wo sie von einer grossen Anzahl von Königen und Fürsten Gesandtschaften empfieng, die ihr zu ihrer neuen Würde Glück wünschten.

Meridiane hielt sich überzeugt, daß der Rang, den sie gegenwärtig bekleidete, sie zu noch größerer Thätigkeit zum Besten der Menschen verpflichtete und fand sich überall ein, wo sie glaubte, jemanden nützlich seyn zu können. Sie that im Stillen Gutes und ließ sich nicht gern für ihre Wohlthätigkeit danken, denn sie sagte, es machte ihr mehr Vergnügen Wohlthaten zu erzeigen, als andere sie zu empfangen. Sie tadelte die Großen, daß sie so wenig auf das Glück der Niedrigern achteten, da ihnen dies doch so wenig kostete, und es war ihr schlechterdings unbegreiflich, wie man sich entschliessen könnte einem andern zu schaden. Mit einem Wort, niemand übte die Pflichten der Tugend mit größrer Freudigkeit und Strenge gegen sich selbst aus, und niemand war doch nachsichtiger gegen die Fehler andrer als Meridiane. Sie veränderte bisweilen ihren Aufenthalt zur Bequemlichkeit derer, die etwas bey ihr anzubringen hatten. Sie hörte jedermann mit der größten Güte an und erfüllte die Wünsche der Wohlgesinnten und Tugendhaften. Sie bediente sich der Schätze, die sie fand, zum Nutzen der Be-

dürftigen, und gab einer Prinzessin, der es an der Mitgift fehlte, eben so willig einen Scheffel mit Goldstücken, als dem Hirten ein Lamm zum Ersatz für das, so der Wolf ihm geraubt hatte.

Eine Gräfin, welche lange Zeit verheyrathet gewesen war, ohne Kinder zu bekommen, war endlich so glücklich, schwanger zu werden, und wählte zur Amme eine vertraute Person, die schon vorher in ihrem Dienste gestanden hatte.

Die Amme mißbrauchte das Vertrauen ihrer Herrschaft und tauschte den Sohn der Gräfin gegen den ihrigen aus. Der junge Mensch zeigte, sobald er ein wenig heran wuchs, die niedrigsten Neigungen und machte seinen Eltern so vielen Verdruß, daß der Graf seine Gemahlin der Untreue beschuldigte, weil er es für unmöglich hielt, Vater zu diesem Kinde zu seyn. Die Gräfin, die sich vollkommen unschuldig wußte, weinte Tag und Nacht; denn je älter der junge Graf wurde, desto größer wurden seine Unarten. Da sie von der Königin der Feen viel hatte reden hören, unternahm sie eine Reise auf die Pyrenäen, warf sich der Fee zu Füßen, und beschwor sie, die Denkungsart ihres Sohnes zu ändern oder sie sterben zu lassen. Maridiane hob die Königin mit der größten Leutseligkeit auf und sagte ihr, daß sie keine Ursache

hätte, sich über ihren Sohn zu beklagen, der ihr an Gestalt und Geist vollkommen ähnlich wäre. Die Gräfin war über diese Antwort so beschämt, daß sie im Begriff war, sich zu entfernen, als Meridiane sie umarmte, ihr das Geheimniß von der Vertauschung der beyden Kinder entdeckte, und sie zu gleicher Zeit erinnerte, auf ein kleines gelbes Fleck Achtung zu tung zu haben, das ihr Sohn auf dem linken Arme haben müßte. Die Gräfin erinnerte sich dieses Umstandes und brannte nun vor Begierde, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihren Sohn aufzusuchen. Um ihre Reise zu beschleunigen, schenkte ihr Meridiane zwey Pferde, die hundert Meilen in einer Stunde zurücklegten, und entließ sie. Der Graf, den die Denkungsart seines vergeblichen Sohnes und Erben immer verhaßter wurde, war ausser sich vor Freuden, als ihm seine Gemahlin eine so angenehme Nachricht brachte, aber zugleich so aufgebracht gegen die Amme, daß er sie auf der Stelle ermorden wollte. Aber seine Gemahlin besänftigte ihn, und sie begaben sich zusammen zu der Amme, die auf einem ihrer Güter wohnte Nach verschiednen andern Gesprächen, erkundigten sie sich auch nach ihrem Sohne. Ach! antwortete sie mit Thränen, das ist der schlechteste Junge von der Welt. Er läßt mir meine Heerde zu Grunde gehn, läuft auf der Jagd umher und

schickt

schickt sich besser zu einem Prinzen als einem Bauer. Wolltet ihr ihn wohl gegen unsern Sohn vertauschen? fragte die Gräfin. Sie belieben zu schärzen, erwiederte die boshafte Amme; vielleicht würde er Ihnen eben so viel Ehre machen, als der Ihrige; aber wenn Se noch besser thun wollen, so nehmen Sie sie alle beyde zu sich.

Während dieser Unterredung kam der junge Jäger selbst und bot den Grafen das Wildpret, das er erlegt hatte, mit sehr guter Art und edeln Freymüthigkeit an. Die Gräfin glaubte sich selbst im Spiegel zu sehen als sie den iungen Menschen ansah, und es war ihr unmöglich, die Regungen der Natur zu unterdrücken; mit Thränen in den Augen umarmte sie ihn zu wiederholten malen. Wir haben deiner Mutter den Vorschlag gethan, sagte der Graf, dich gegen unsern Sohn auszutauschen; wärst du es zufrieden unser Sohn zu werden? Wenn diesl geschehn könnte, antwortete der junge Mensch, ohne Ihrem Sohne Unrecht zu thun, so würde ich wohl Muth genug haben, zu einem so erhabnen Range empor zu steigen. Gut, versetzte der Graf; aber um Graf zu werden, muß man ein gelbes Mahl auf dem linken Arm haben. Der junge Mensch streifte sogleich seinen Ermel auf und zeigte das Mahl. Jetzt konnten die beyden

El-

tern nicht mehr an der Wahrheit dessen, was ihnen Meridiane gesagt hatte, zweifeln; und die Amme, die ihren Betrug aufgedeckt sah, warf sich ihnen zu Fußen und bat um Gnade.

Durch solche und ähnliche Handlungen erwarb sich die Königin der Feen die Achtung aller Nationen. Ihre Großmuth wurde von allen Feen bewundert, aber es gab nur wenige unter ihnen, die Muth genug besassen, es ihr gleich zu thun; die meisten, im Gegentheil, bedienten sich ihrer Macht, den Menschen Böses zu thun; besonders verfolgten sie, aus Bosheit oder Eifersucht, schöne Mädchen und große Prinzen. Dies machte ihrer Königin großen Kummer, die gern überall zugegen gewesen wäre, um den Uebel zu steuern, und es oft, aber immer vergeblich, versuchte, ihren Mitschwestern edlere Gesinnungen einzuflößen Es gab einige alte buckligte Feen, die sich mit nichts als den Thränen und Seufzern verfolgter Prinzessinnen nährten, und lieber dem Leben als ihrer Tücke entsagt hätten. Da nun Meridiane sah, daß bey diesen und ihres Gleichen an keine Besserung zu denken war, beschloß sie sich ihres Ansehens zu bedienen und die Boshaften unter ihnen auf eine Zeitlang ihrer Macht zu berauben. Sie berief also einen Reichstag zusammen und gab ihr Mißvergnügen darüber zu erkennen, daß einige ihrer Mitschwestern, die wie Gottheiten geachtet werden wür-

den, wenn sie ihre Gaben nur zum Guten brauchten, auf nichts weiter dächten, als angesehne Personen zu peinigen, die Menschen, fuhr sie fort, wären schon unglücklich genug durch die Kürze ihres Lebens, ihre Krankheiten, ihren Mangel und ihre Laster, ohne daß die Feen nöthig hätten, sie noch vorsetzlich zu verfolgen. Dies schiene ihr so ungerecht, daß sie beschlossen hätte, ihnen die Macht, Böses zu thun, auf drey Jahrhunderte zu untersagen, und ihnen nur die Freyheit zu lassen, den Menschen Gutes zu erzeigen, um in dieser Zeit zu lernen, wie süß das Vergnügen der Wohlthätigkeit sey. Sie bestimmte ihnen hierauf einen Ort an welchem sie sich nach Ablauf der drey Jahrhunderte von neuem versammeln sollten, um von den Fortschritten, die sie im Guten gemacht hätten, Rechenschaft abzulegen. Dieser strenge Befehl erregte in der ganzen Versammlung großes Murren; indessen konnte man nicht umhin zu gehorchen, und nun verliessen die meisten Feen die Gebirge und begaben sich fast insgesammt in alte Schlösser, wo sie ihre Zeit mit Spinnen zubrachten. Seitdem hörte man nichts mehr von Entführungen oder andern Tücken, dergleichen die Feen den Menschen sonst anthaten, und ihr Andenken würde ganz erloschen seyn, wenn es sich nicht in einer Menge geistreicher Feenmährchen erhalten hätte.

Meridiane hörte unterdessen nicht auf Gutes zu thun. Sie machte eine Reise nach dem glücklichen Arabien und brachte von dort allerhand nützliche Kräuter mit, die zur Verlängerung des Lebens dienen. Sie pflanzte sie auf den Pyrenäen, wo man sie noch heut zu Tage findet, und legte auf der Mittagsspitze einen schönen, mit Blumen aller Art geschmückten Garten an, welchen die Zeit nicht hat zerstöhren können. Sie untersuchte hierauf die Natur der Gewässer, welche auf den Pyrenäen entspringen, und kam auf den Gedanken, sie nach der Verschiedenheit ihrer Eigenschaften durch Metallminen zu leiten und ihnen dadurch heilsame Kräfte mitzutheilen.

Die den Feen zu ihrer Besserung bestimmten drey Jahrhunderte waren verflossen, und Meridiane rief einen neuen Reichstag zusammen, zu welchem sich die Feen, die die Aufhebung ihres Bannes eifrig wünschten, in grosser Menge einfanden. Meridiane nahm sie mit der ihr eigenthümlichen Leutseligkeit auf, und legte ihnen zuerst von ihren eignen Beschäftigungen während der letzten dreyhundert Jahre Rechenschaft ab. Ihre Bescheidenheit erlaubte ihr zwar keine Ausführlichkeit, aber das was sie sagte war genug, um ihren Mitschwestern ein Beyspiel zu geben und sie ihrer wahren Würde eingedenk zu machen. Sie beschloß ihre Rede mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß jede ih-

rer Mitschwestern das ihrige gethan und sich weit größere Verdienste als sie erworben haben würde.

Merlusine machte eine tiefe Verbeugung und versicherte die Königin, daß sie keine Gelegenheit hätte vorbey gehn lassen, ihrer Familie und andern Menschen Gutes zu thun, ohne einen Grund dazu zu haben, als das Vergnügen, welches die Wohlthätigkeit selbst mit sich führe. Die Königin bezeigte ihr ihren Beyfall, überhäufte sie mit Lobeserhebungen und hob ihren Bann auf.

Eine alte hinkende und verwachsne Fee stellte sich hierauf vor die Königin und sagte ihr, sie habe ihren Aufenthalt in einem festen Schlosse genommen und hindert dort, daß die Gefangenen Briefe bekämen und davon liefen; sie hoffe, daß die Königin zur Belohnung ihren Bann aufheben würde. Die Königin antwortete ihr, weil sie so viel Vergnügen an dem Amte einer Kerkermeisterin fände, so beföhle sie ihr, dabey zu bleiben und sich mit nichts anderm abzugeben. Dieser Befehl fand großen Beyfall und die arme Alte wurde allgemein verspottet.

Eine andre Fee trat auf und sagte, sie bewohne eine Festung, und, um die Wohlthätigkeit der Königin nachzuahmen, glaubte sie nichts besseres thun zu können, als wenn sie die Welt von einer Menge Tauchenichte befreyte. Sie

ver-

versammle also von Zeit zu Zeit eine Anzahl von Menschen aus verschiednen Nationen um ihre Wohnung, und veranlasse sie, sich einander todt zu schlagen. Die Königin schauderte bey dieser Erzählung und sie verbot der Fee, jemals wieder vor ihr zu erscheinen.

Eine junge reizende Fee in Rosenfarb gekleidet, trat erröthend zu der Königin und sagte mit leiser Stimme, da sie gesehn habe, daß die Menschen nie glücklicher wären, als während der Täuschungen der Liebe, so hätte sie alles gethan, um diese Leidenschaft unter ihnen zu befördern, da aber die Täuschung mit dem Besitze aufzuhören pflege, so hätte sie ihnen zu gleicher Zeit einen gewissen Wankelmuth eingeflößt, bey dem sie sich ausserordentlich wohl befänden. Meridiane lobte ihre guten Absichten und hob ihren Bann unter der Bedingung auf, daß sie inskünftige die Liebe mit der Treue zu vereinigen suchen möchte.

Auf sie folgte eine andre Fee von starkem Körperbau und festen Muskeln: ihre Blicke waren finster und trübe und auf ihrem breiten Gesichte schien die Hartnäckigkeit der Dummheit zu wohnen. Ich habe bemerkt, sagte sie, daß die Menschen nicht glücklicher sind, als wenn sie sich den Thieren, so viel ihnen möglich ist, nähern, und nur nach vorgeschriebnen Formeln den-

ken und handeln. Diese Glückseligkeit habe ich zu befördern gesucht. Ich habe einigen Wenigen zu einer unumschränkten Macht verholfen, damit den übrigen alle Macht nach eigener Einsicht zu handeln genommen würde, und es ist mir in einigen Ländern gelungen, die Menschen auf dieser breiten und einförmigen Heerstraße zum Glück zu führen. — Ich kenne diese Länder, rief Meridiane erzürnt, über welche du Nacht und Finsterniß verbreitet hast und in welcher die Glückseligkeit der Menschen in ihrer Gefühllosigkeit besteht. Geh' und wohne forthin in den Kerkern eines Klosters.

So erschienen mehrere, die einen rühmten sich dieser, die andern jener Handlungen; die meisten zeigten, daß sie die Natur der Wohlthätigkeit nicht kannten und daß sie, zum Theil in der besten Absicht, vieles Böse und Unheil gestiftet hatten. Nur wenige entließ Meridiane ihrem Banne; den Boshaften untersagte sie den Gebrauch ihrer Macht auf immer; die Irrenden belehrte sie, daß Macht ohne guten Willen und guter Wille ohne Einsicht zu nichts weiter diene, als die Welt zu verwirren und da Unglück zu stiften, wo man das Gute zu befördern meine.

LB Coburg

Inhalt
der
Blauen Bibliothek
aller Nationen.

Erster Band.

Ankündigung und Plan dieser Sammlung.
Ueber die Literatur der Feen-Mährchen.
Einleitung zum ersten Bande.

Feen-Mährchen von Charles Perrault.

1) Rothkäppchen. 2) Die Feen. 3) Blaubart. 4) Die schlafende Schöne. 5) Die gestiefelte Katze. 6) Fräulein Aschenbrödel oder das Glaspantöffelchen. 7) Ruprecht mit der Kuppe. 8) Der kleine Däumling. 9) Abentheuer der Prinzessin Sinnreich. 10) Eselshaut.

Feen-Mährchen der Frau von Lintot.

1) Kornblümchen. 2) Prinz Offenherz. 3) Zartbraun und Constanze.

Das einzige Feen-Mährchen von J. J. Rousseau.

Königin Grille.

Zweyter Band.

Feen-Mährchen des Grafen A. Hamilton.

Einleitung. 1) Der Widder. 2) Dorn-Röschen. 3) Die vier Facardine.

Dritter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy.

1ster Theil.

Einleitung. 1) Graziose und Percinet. 2) Schönchen Goldhaar. 3) Der blaue Vogel. 4) Prinz Kobold. 5) Prinzessin Frühlingsschön. 6) Prinzessin Röschen. 7) Der goldne Zweig. 8) Der Orangenbaum und die Biene.

Vierter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy.

2ter Theil.

1) Das gute Mäuschen. 2) Don Gabriel Ponce de Leon. 3) Der Widder. 4) Finette Aschenbrödel. 5) Fortunate. 6) Babiole. 7) Don Fernando von Toledo. 8) Der gelbe Zwerg. 9) Der grüne Serpentin.

Fünfter Band.

Aechte Ergänzung der Tausend und einen Nacht.

1ster Theil.

1) Il Bondocani, der Räuberhauptmann. 2) Die Macht des Schicksals. 3) Die unbekannte Dame. 4) Der Blödsinnige.

Sechster Band.

Fortsetzung der ächten Tausend und einen Nacht.

2ter Theil.

I) Begebenheiten des Simustapha und der Prinzessin Ilsetilsone. II) Abentheuer des Ali-Ben-Giad, Sultans von Herak mit den falschen Vögeln des Paradieses. III) Geschichte des Sinkarib und seiner beyden Weßire. IV) Die Familie des Schebandads von Surate. 1) Der Liebhaber der Sterne. 2) Thaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter und seiner tapfern Kumpanen. 3) Traum des Walid-Hasen.

Sie-

Siebenter Band.

Fortsetzung der ächten Tausend und einen Nacht. 3ter Theil.

I) Geschichte Bohetzads und seiner zehen Weßire. 1) Geschichte des Kaskas, oder der Halsstarrige. 2) Geschichte des Illage-Mohammed und seiner Söhne; oder der Unbesonnene. 3) Geschichte Abosabers; oder der Geduldige. 4) Geschichte Bhazads, des Ungeduldigen. 5) Geschichte der Königin Wunderschön, die sich in ihr Schicksal fügte. 6) Geschichte Bazmants, der auf Gott vertraute. 7) Geschichte Bahar-Kans. 8) Geschichte Abaltamants, oder der Kluge. 9) Geschichte des Sultans Hebraim und seines Sohnes, oder der Prädestinirte. 10) Geschichte des Soliman-Schah und seiner Familie. 11) Geschichte des Königs von Haram und seines Sklaven. II) Geschichte des fahrenden Ritters.

Achter Band.

Fortsetzung der ächten Tausend und einen Nacht, 4ter und letzter Theil.

1) Fortsetzung der Geschichte des fahrenden Ritters. 2) Der Schwarzkünstler. 3) Geschichte des Halaiaddin von Persien. 4) Geschichte des Prinzen Yamaladdin von Groß-Katay. 5) Geschichte des Baha-Ildin, Prinzen von Cynigaeh. 6) Geschichte des Badvildin, Prinzen der Tartarey. 7) Geschichte des Prinzen Schah-Adildin, von Damask. 8) Geschichte der Liebschaft des Mograby mit Planeten-Schwester, der Tochter des Königs von Egypten. 9) Geschichte der Geburt des Mograby.

Neunter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy. 3ter Theil.

I) Prinzessin Kärpchen. S. 3
II) Der Frosch mit dem rothen Käppchen. 71

III)

III) Die Hindin. . . S. 113
IV) Der bürgerliche Edelmann. . 157
1) Die weiße Katze. . 191
2) Schönchen, oder der Ritter Fortunat. 252
3) Der Täuber und die Taube. . 317

Zehnter Band.

Feen-Mährchen der Frau Gräfin v. Aulnoy 4r Th.

Fortsetzung des bürgerlichen Edelmanns. S. 3
4) Geschichte der Prinzessin Schöngestirn und dem Prinzen Vielgeliebt . 7
5) Prinz Frischling . 94
6) Der Delphin. . . 152

Anhang. Feen-Mährchen des Herrn von Preshac.

I) Prinz Unvergleichlich. . 223
II) Die Königin der Feen. . 286

Schleusingen,
gedrukt bei Karl Gottlob Hoffmann.

Nachricht.

Wir haben von Herrn Ettinger in Gotha die sämmtlichen noch vorräthigen Exemplare von der

Blauen Bibliothek aller Nationen,

eigenthümlich an uns gebracht, welche unstreitig die vorzüglichste Auswahl von bekannten Feen-Mährchen, Sagen und abentheuerlichen Erzählungen aller Zeiten in eben so guten Uebersetzungen enthält. Bis jetzt sind davon 9 Bände erschienen, deren Inhalt folgender ist:

1r Band. 10 Erzählungen von Charles Perrault; 3 von Frau von Lintot; 1 von J. J. Rousseau; zusammen 21 Bogen.

2r Band. 3 Feen-Mährchen des Grafen Anton Hamilton, 32 Bogen.

3r Band. Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy, 21 1/4 Bogen.

4r Band. Fortsetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy, 23 3/4 Bog.

5r Band. Aechte Ergänzung der Tausend und einen Nacht, aus dem Arabischen. 1r Theil. 27 1/2 Bogen.

6r Band. Fortsetzung der Tausend und einen Nacht, 2r Theil 31 Bogen.

7r Band. Fernere Fortsetzung davon, oder 3r Theil. 30 1/2 Bogen.

8r Band. Vierter und letzter Theil davon. 32 Bogen.

9r Band. Fernere Fortsetzung der Feen-Mährchen der Frau Gräfin von Aulnoy, oder 3r Theil derselben. 23 Bogen.

Da nunmehr alle Hindernisse, welche bisher die Fortsetzung dieser interessanten und angenehmen Sammlung aufhielten, völlig gehoben sind, so sind wir entschlossen, von diesem Werke die Fortsetzung drucken zu lassen und Bandweise zu liefern. Wer also noch dafür antreten will, und sich darauf bey uns, oder bey irgend einem Buchhändler oder Post Amte subscribirt, dem liefern wir die ersten 9 Bände, welche zuvor 7 Rthlr. 12 Gr. kosteten, so weit die noch vorräthigen Exemplare reichen, für 3 Rthlr. sächs. Courant, oder 5 fl. 24 kr. Da diese 9 Bände, jeder mit einem Kupfer und in einem blauen gedruckten Umschlage geheftet, zusammen 242 Bogen enthalten, und die Fortsetzung auch sehr billig im Preise seyn wird, so kann man sich wohl nicht leicht eine wohlfeilere unterhaltende Lektüre anschaffen. Auch werden wir die Fortsetzung nicht, wie es bey dem ersten Verleger war, als ein Journal behandeln, sondern nur von Messe zu Messe einen oder zwey Bände herausgeben.

F. S. privil. Industrie-Comptoir.

LB Coburg

31. 5. 77
3. 5. 79

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Blaue Bibliothek aller Nationen

Bd.: 10

(1796)

Coburg, Landesbibliothek -- C I 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11918988-2